

Leo N. Tolstoi
Aus meinem Leben



www.tolstoi-friedensbibliothek.de

Band-Signatur

TFb_C001

Tolstoi-Friedensbibliothek.de

Reihe C | Band 1

Herausgegeben von Peter Bürger,
Editionsmitarbeit: Kathrin Warnatzsch

Der Aufbau der Reihe C
in der Tolstoi-Friedensbibliothek
wird mit insgesamt 1.000 Euro gefördert von
der ‚Stiftung Kraft der Gewaltfreiheit‘



**KRAFT DER
GEWALTFREIHEIT**
Stiftung

Leo N. Tolstoi

Aus meinem Leben

Kindheit – Knabenalter – Jugendzeit

Übersetzt aus dem Russischen

von Hermann Roskoschny

1890

Tolstoi-Friedensbibliothek.de

TFb_C001

Die Tfb-Buchausgabe mit ISBN-Nummer
wird nach Erscheinen angezeigt unter:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de
(Menüpunkt: ‚Buchreihe‘)

Leo N. Tolstoi

AUS MEINEM LEBEN

Kindheit – Knabenalter – Jugendzeit

Übersetzt von Hermann Roskoschmy

Tolstoi-Friedensbibliothek.de | Band-Signatur Tfb_C001

Herausgeber, Redaktion & Gestaltung: Peter Bürger

Editionsmitarbeit: Kathrin Wamatzsch

<https://www.tolstoi-friedensbibliothek.de/digital-biliothek/>

Düsseldorf, 27.04.2024

Inhalt

Zur Eröffnung der Reihe C
in der Tolstoi Friedensbibliothek 6

Leo N. Tolstoi

AUS MEINEM LEBEN

Kindheit – Knabenalter – Jugendzeit

Übersetzt aus dem Russischen

von Hermann Roskoschny | 1890 9

Meine Kindheit (Detstwo, 1852) 9

Mein Knabenalter (Otrostchestwo, 1854) 103

Meine Jugendzeit (Junost, 1857) 159

Anhang

TOLSTOIS ERSTLINGE

Plan eines Romans – Die Kindheit – Das Knabenalter –

Die Jünglingsjahre – Neuer Romanentwurf –

Morgen eines Gutsbesitzers

Raphael Löwenfeld | 1901 231

Bibliographie zu Tolstois „Erstlingswerken“
mit autobiographischem Hintergrund 247

Übersicht zu den Bänden
der Tolstoi-Friedensbibliothek 249

Zur Eröffnung der Reihe C in der Tolstoi Friedensbibliothek

Seit Anfang 2023 sind insgesamt schon 31 Bände des Editionsprojekts „Tolstoi-Friedensbibliothek“ erschienen, was wir im Kreis der Mitarbeitenden – angesichts des nahezu eingefrorenen offiziellen ‚deutsch-russischen Kulturaustauschs‘ – mit Werkfreude und Dankbarkeit als ein ‚pazifistisches Editions Wunder‘ betrachten. Ganz abgeschlossen ist die Neuerschließung der *theologischen* und *kirchenkritischen* Arbeiten des russischen Dichters Leo N. Tolstoi (1828-1910). Nur noch zwei – im Textbestand bereits fertige – Teile stehen aus bezogen auf die vollständige Edition der ‚sozialethischen‘ und *philosophischen* Schriften, sofern von ihnen gemeinfreie Übersetzungen vorliegen. Noch umfassender kann die Einladung, den weithin „*unbekannten Tolstoi*“ – d. h. den entschiedenen Christen und Pazifisten – kennenzulernen, kaum ausfallen. Für friedensbewegte Leserinnen und Leser empfehlen wir zum Einstieg einen Kreis von sechs Bänden¹, die sämtliche Sachtexte zur Kritik des Krieges und aller staatlich durchgeführten Menschentötungen sowie Leo Tolstois Traktate über den Weg der Gewaltfreiheit enthalten.

Dank einer Förderung durch die ‚Stiftung Kraft der Gewaltfreiheit‘² mit einem Gesamtbetrag von 1.000 Euro können wir nunmehr auch den Aufbau einer REIHE C der Tolstoi-Friedensbibliothek beginnen. Hierbei geht es um die bislang von uns nur an wenigen Stellen herangezogenen *Dichtungen* – also um den vermeintlich „*bekanntesten Tolstoi*“. Durch die chronologische, möglichst repräsentative Darbietung ausgewählter *literarischer Werke* soll in diesem neuen Regal nicht zuletzt ansichtig werden, dass der Dichter von Weltrang

¹ Vgl. in der Übersicht zu den Reihen A (Einzelwerke) und B (Anthologien, thematische Lesebücher) auf den →Seiten 249-251 die folgenden Bände: Tfb_A009 | Leo N. Tolstoi: *Das Reich Gottes ist in Euch* (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht); Tfb_B001 | Leo N. Tolstoi: *Texte gegen die Todesstrafe*; Tfb_B002 | Leo N. Tolstoi: *Staat – Kirche – Krieg*; Tfb_B003 | Leo N. Tolstoi: *Das Töten verweigern*; Tfb_B004 | Leo N. Tolstoi: *Wider den Krieg*; Tfb_B005 | Leo N. Tolstoi: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*.

² Online-Portal der Stiftung: <https://kraft-der-gewaltfreiheit.org/>

und der prophetische Botschafter des Friedens für zwei – keineswegs gegensätzliche – Seiten eines Lebensweges stehen, der auf dem ganzen Erdkreis ungezählte Menschen zur Suche nach Wahrfähigkeit ermutigt hat. In den leutenahen Erzählungen, Legenden und Märchen werden wir auf neue Weise die schon vertraute Fährte der Gewaltfreiheit erkunden. Die Werke aus der Militärzeit erhellen, dass bereits der vordergründig patriotische Soldat dem Kriegsheldentum nicht mehr trauen kann. Frühe Dichtungen mit autobiographischem Hintergrund, wie wir sie bereits in dem vorliegenden ersten Band der Reihe C heranziehen, vermitteln vielleicht eine Ahnung von Entwicklungsprozessen, die einen Menschen hinführen können zu jenem ‚Eigensinn‘, der sich den vorherrschenden – irrationalen, gleichwohl stattlich begünstigten – Heilslehren der Gewalt nicht beugt.

Unsere Projektseite sowie die bereits erschienenen Bände verweisen auf den Kreis von Menschen, die das eingangs genannte ‚Editionswunder‘ durch Zuwendungen, Übernahme von einzelnen Textarbeiten oder Übersetzungen, Beratung im Hintergrund sowie kompetente Einleitungen von Einzelwerken oder Sammlungen ermöglicht haben. Als Herausgeber möchte ich an dieser Stelle nur drei von vielen Namen hervorheben. Ingrid von Heiseler – im neunten Lebensjahrzehnt stehend – hat durch ständige Mitarbeit, fachliche Kritik und menschliche Ermutigung den Aufbau der Friedensbibliothek von Anfang an mitgetragen. Kathrin Warnatzsch (Lebenshaus Schwäbische Alb) bearbeitet umfangreiche Texterfassungen und hat u. a. auch den hier vorgelegten ‚Erstling‘ der Reihe C ermöglicht. Bodo Bischof, ein Freund seit Studientagen, mag kein öffentliches Lob, ist aber ein schier unersetzlicher Unterstützer der Tolstoi-Friedensbibliothek.

Dem nicht-kommerziellen Charakter unserer friedensbewegten Unternehmung entspricht das Editions-konzept: Alle Publikationen erscheinen zunächst in kostenfrei abrufbaren Online-Ausgaben. Die gedruckten Bücher werden sodann umweltschonend nur auf Bestellung hergestellt (inzwischen sehr zeitnah) und zeichnen sich durch eine leutefreundliche Preiskalkulation aus, die allein auf Deckung der Kosten (Veröffentlichungsplattform, Buchbelege) zielt.

Düsseldorf, im April 2024

Peter Bürger

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoi

AUS MEINEM LEBEN

(Übersetzungen | 1890)¹

Meine Kindheit

(Detstwo | 1852)

Am 12. August 18., drei Tage nach meinem Geburtstag, an dem ich zehn Jahre alt wurde und so wundervolle Geschenke erhielt, weckte mich Karl Iwanowitsch um 7 Uhr morgens, indem er über meinem Kopf mit einer Fliegenklatsche – ein Stück Zuckerhutpapier an einem Stocke befestigt – nach einer Fliege schlug. Er machte dies so ungeschickt, daß er das an der Eichenwand meines Bettes hängende Bildchen meines Schutzheiligen traf und die erschlagene Fliege mir gerade auf den Kopf fiel. Ich steckte die Nase unter der Bettdecke hervor, rückte mit der Hand das Bildchen zurecht, das noch immer hin- und herwankte, warf die erschlagene Fliege auf den Boden und sah mit zwar noch verschlafenen Augen, aber mit ärgerlichem Blick Karl Iwanowitsch an. Er aber setzte in dem bunten, wattierten Schlafrock, der von einem Gürtel von gleichem Stoffe zusammengehalten wurde, dem gestrickten roten Käppchen mit der Quaste und in weichen Schuhen aus Ziegenleder seine Wanderungen längs der Wände fort, zielte und klatschte.

„Ich gebe zu, daß ich nur ein kleiner Junge bin,“ dachte ich, „aber weshalb belästigt er mich? Warum schlägt er nicht bei Wolodjas Bett

¹ Textquelle | Leo N. TOLSTOI: *Aus meinem Leben*. Übersetzt aus dem Russischen von Hermann Roskoschny. Leipzig: Verlag Carl Reißner 1890. [324 Seiten] [Digital-Ausgabe: Bayerische Staatsbibliothek]. – Der Übersetzer hat ohne entsprechende Erläuterungen die russische Vorlage gekürzt.

Fliegen? Wie viele giebt es dort! Nein, Wolodja ist älter als ich; ich bin der jüngste von allen: darum quält er mich auch. Sein ganzes Leben lang“, flüsterte ich, „sinnt er nur darüber nach, wie er mir Unannehmlichkeiten bereiten kann. Er sieht sehr wohl, daß er mich aufgeweckt und erschreckt hat, aber er thut, als bemerke er es nicht ... Der widerwärtige Mensch! Und sein Schlafrock und die Mütze und die Quaste ... wie zuwider sind sie mir!“

Während ich derart in Gedanken meinen Ärger über Karl Iwanowitsch zum Ausdruck brachte, ging er zu seinem Bett, sah nach der Uhr, die in einem mit Glasperlen gestickten Täschchen darüber hing, hängte die Fliegenklatsche auf den für sie bestimmten Nagel und wandte sich dann, wie man ihm ansah, in heiterster Gemütsstimmung uns zu.

„Auf, Kinder, auf! ... 's ist Zeit! Die Mutter ist schon im Saal“, rief er mit seiner gutmütigen deutschen Stimme, dann kam er zu mir, setzte sich zu meinen Füßen und zog die Tabaksdose aus der Tasche. Ich stellte mich, als ob ich schlief. Karl Iwanowitsch nahm vorerst eine Prise, wischte sich die Nase ab, schnalzte mit den Fingern, und dann erst nahm er mich vor. Lachend begann er mich an den Fersen zu kitzeln. „Na, na, Faulenzer!“ sagte er.

Da ich gegen das Kitzeln unempfindlich war, sprang ich nicht aus dem Bett und gab ihm keine Antwort, sondern vergrub meinen Kopf nur noch tiefer zwischen den Kissen, strampelte aus Leibeskräften mit den Füßen und strengte mich so viel als möglich an, das Lachen zu unterdrücken.

„Wie gut er ist, und wie er uns liebt, und ich konnte so schlecht von ihm denken!“

Ich ärgerte mich sowohl über mich selbst als über Karl Iwanowitsch, hatte Lust zu lachen, aber auch zu weinen: meine Nerven waren gereizt.

„Ach, lassen Sie, Karl Iwanowitsch!“ schrie ich mit Thränen in den Augen und steckte den Kopf zwischen den Kissen hervor.

Karl Iwanowitsch ließ erstaunt meine Fersen in Ruhe und begann mich besorgt auszufragen, ob mir nichts schlimmes geträumt habe ... Sein gutmütiges deutsches Gesicht, die Teilnahme, mit der er die Ursache meiner Thränen zu erraten suchte, ließen dieselben noch reichlicher fließen; mein Gewissen machte mir Vorwürfe, und ich konnte nicht begreifen, wie ich eine Minute vorher Karl Iwanowitsch

witsch nicht lieben und seinen Schlafrock, die Mütze und die Quaste widerwärtig finden konnte; jetzt erschien mir das alles im Gegenteil außerordentlich lieb, und sogar die Quaste erschien mir als ein klarer Beweis seiner Güte. Ich sagte ihm, daß ich weine, weil ich einen bösen Traum gehabt – mir habe geträumt, Mama sei gestorben und man begrabe sie. Ich ersann dies alles, weil ich mich wirklich nicht erinnern konnte, wovon ich diese Nacht geträumt hatte, aber als Karl Iwanowitsch, von meiner Erzählung gerührt, mich zu trösten und zu beruhigen begann, da war es mir, als sähe ich wirklich diesen schrecklichen Traum, und meine Thränen flossen schon aus anderer Veranlassung.

Als Karl Iwanowitsch mich verlassen hatte und ich im Bette aufrecht sitzend die Strümpfe auf meine kleinen Füße zu ziehen begann, ließ der Thränenstrom ein wenig nach, aber die düsteren Gedanken über den ersonnenen Traum verließen mich nicht.

Es kam der Wärter Nikolai – ein kleiner, sauberer Mensch, stets ernst, pünktlich, ehrfurchtsvoll und ein großer Freund Karl Iwanowitsch'. Er brachte unsere Kleider und das Schuhwerk: für Wolodja Stiefel und mir die unausstehlichen Schnürschuhe. Vor ihm zu weinen, hätte ich mich geschämt; dabei schien die Morgensonne so freundlich in die Fenster, und Wolodja, der Maria Iwanowna, die Erzieherin unserer Schwester nachäffte, lachte, beim Waschbecken stehend, so laut und fröhlich, daß sogar der ernste Nikolai, der das Handtuch über die Achsel geworfen hatte und in einer Hand die Seife, in der andern das Waschbecken hielt, lächelnd sagte: „Erlauben Sie, Wladimir Iwanowitsch, es ist Zeit, daß Sie sich waschen.“

Ich wurde völlig munter.

„Sind Sie bald fertig?“ ließ sich aus dem Unterrichtszimmer die Stimme Karl Iwanowitsch' vernehmen.

Seine Stimme klang streng und hatte nicht mehr den Ausdruck von Güte, der mich zu Thränen gerührt hatte. Im Unterrichtszimmer war Karl Iwanowitsch ein anderer Mensch: dort war er der Lehrer. Ich hatte mich rasch angekleidet, gewaschen, und erschien auf seinen Ruf noch mit der Bürste in der Hand, während ich meine nassen Haare glatt strich.

Die Brille auf der Nase und ein Buch in der Hand, saß Karl Iwanowitsch auf seinem gewöhnlichen Platze zwischen der Thür und dem Fenster. Links von der Thür waren zwei Wandbrettchen,

eins für uns, die Kinder, das andere Eigentum Karl Iwanowitsch'. Auf unserem befanden sich allerlei Bücher, Schulbücher und andere: die einen standen aufrecht, andere lagen. Nur zwei große Bände *Histoire des voyages* in roten Einbänden standen, wie es sich gehört, an der Wand; und dann folgten lange, dicke, große und kleine Bücher – Einbanddecken ohne Bücher und Bücher ohne Einbanddecken; alles wurde da hineingedrückt und hineingesteckt, bis vor der Erholungsstunde der Befehl erteilt wurde, die Bibliothek in Ordnung zu bringen, wie Karl Iwanowitsch dies Wandbrettchen mit Nachdruck zu nennen pflegte. Die Büchersammlung auf seinem eigenen Brett war, wenn auch nicht so groß wie die unsrige, so doch mannigfaltiger. Ich erinnere mich an folgende Bücher: eine deutsche uneingebundene Broschüre über die Düngung von Gemüsegärten zum Anbau von Kohl, einen Band ‚Geschichte des siebenjährigen Krieges‘ in Pergamenteinband und einen vollständigen *Cursus* der Hydrostatik. Karl Iwanowitsch verbrachte einen großen Teil seiner Zeit mit lesen und hatte damit schon seine Augen verdorben; aber außer diesen Büchern und der „Nordischen Biene“ las er nichts.

Unter den Gegenständen, die auf Karl Iwanowitsch' Wandbrett lagen, befand sich einer, der mich mehr als alle anderen an ihn erinnert. Es war dies eine Scheibe aus Pappe, die an einem Holzgestell befestigt war, an dem sie mittelst Stiftchen auf und ab bewegt werden konnte. Auf die Scheibe war ein Bildchen geklebt, eine Karrikatur, die eine Frau und einen Friseur darstellte. Karl Iwanowitsch verstand sehr gut zu kleistern und hatte die Scheibe selbst ersonnen und angefertigt, um seine schwachen Augen gegen grelles Licht zu schützen.

Die lange Gestalt mit dem wattierten Schlafrock und der roten Mütze, unter der das dünne graue Haar hervorsieht, steht noch lebhaft vor meinen Augen. Er sitzt am Tische, auf dem die Scheibe mit dem Friseur steht, deren Schatten auf sein Gesicht fällt; in einer Hand hält er ein Buch, die andere ruht auf der Stuhllehne; neben ihm liegt die Uhr, auf deren Zifferblatt ein Jäger gemalt ist, ein gewürfeltes Taschentuch, die schwarze, runde Tabaksdose, das grüne Brillenfutteral und die Lichtscheere auf dem Untersatz. Alles dies liegt so wie sich's gehört, genau auf seiner Stelle, so daß man schon nach dieser Ordnung allein schließen kann, daß das Gewissen Karl Iwanowitsch' rein und seine Seele ruhig ist.

Wenn wir unten im Saale genug herumgelaufen waren, schlichen wir zuweilen auf den Fußspitzen hinauf in das Unterrichtszimmer und blickten hinein – da saß Karl Iwanowitsch allein in seinem Stuhle und las mit ruhiger Miene eines seiner Lieblingsbücher. Mitunter überraschte ich ihn auch, wenn er nicht las: die Brille war auf der großen Adlernase herabgerutscht, der Blick der blauen, halb geschlossenen Augen war so eigentümlich und ein trauriges Lächeln spielte um die Lippen. In der Stube war es still; man hörte nur sein gleichmäßiges Atmen und das Tiktak der Uhr mit dem Jäger. Manchmal bemerkte er mich nicht und ich stand an der Thür und dachte: „Armer, armer Alter! Wir sind viele, wir spielen und sind fröhlich, er aber ist ganz allein und niemand liebkost ihn. Er hat recht, wenn er sagt, daß er verwaist ist. Und seine Lebensgeschichte ist entsetzlich! Ich erinnere mich, wie er sie Nikolai erzählte – seine Lage ist eine entsetzliche!“ Und ich fühlte solches Mitleid mit ihm, daß ich zu ihm hinging, ihn bei der Hand ergriff und sagte: „Lieber Karl Iwanowitsch!“ Er liebte es, so von mir angesprochen zu werden; er liebkoste mich dann stets, und es war zu sehen, daß er gerührt war.

An der andern Seite der Wand hingen Wandkarten, fast alle zerrissen, aber kunstvoll von der Hand Karl Iwanowitsch' unterklebt. An der dritten Wand, in deren Mitte sich eine Thür befand, hingen auf der einen Seite zwei Lineale: das eine, ganz zerschnittene, gehörte uns, das andere, das noch neu war, Karl Iwanowitsch, der es mehr zu unserer Anspornung als zum linieren gebrauchte; auf der einen Seite hing eine schwarze Tafel, auf der unsere großen Vergehen durch Kreise, die kleinen durch Kreuze bezeichnet wurden. Links von der Tafel war die Ecke, in der man uns knien ließ.

Wie ist diese Ecke meinem Gedächtnis eingepreßt! Ich erinnere mich der Ofenthür, des Wärmelochs in derselben, und des Geräusches, das sie verursachte, wenn man es öffnete. Manchmal kniete ich so lange in der Ecke, daß mich die Kniee und der Rücken zu schmerzen begannen und ich dachte: „Karl Iwanowitsch hat mich vergessen. Er kann ruhig auf seinem weichen Stuhle sitzen und seine Hydrostatik lesen – aber wie ist mir zu Mute?“ Und um ihn auf mich aufmerksam zu machen, begann ich leise die Ofenthür zu öffnen und zu schließen oder die Stukkatur von der Wand zu tragen. Wenn aber plötzlich ein zu großes Stück geräuschvoll zu Boden fiel,

erschrak ich mehr als vor allen Strafen. Ich sah mich nach Karl Iwanowitsch um – er aber saß mit dem Buche in der Hand da und schien nichts zu bemerken.

In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, der mit einem zerfetzten schwarzen Wachstuch überzogen war, unter dem an vielen Stellen mit Federmessern herausgeschnittene Ränder schimmerten. Rings um den Tisch standen einige unlackierte, doch vom langen Gebrauch glatt gewetzte niedrige Stühle.

Die letzte Wand nahmen drei Fenster ein. Von ihnen bot sich folgende Aussicht: unmittelbar unter dem Fenster befand sich ein Weg, in dem jedes ausgefahrene Loch und jedes Steinchen mir längst bekannt und lieb war; hinter dem Weg eine gestutzte Lindenallee, zwischen der hier und da ein geflochtener Zaun sichtbar war; durch die Allee sah man eine Wiese, auf einer Seite derselben eine Dreschente und gegenüber einen Wald; in der Ferne ein Wächterhäuschen. Rechts vom Fenster sah man einen Teil der Terrasse, auf der gewöhnlich die Erwachsenen bis zum Mittagessen saßen. Wenn wir zuweilen, während Karl Iwanowitsch das Diktat ausbesserte, durch das Fenster einen Blick nach dieser Seite warfen, sahen wir den schwarzen Kopf des Mütterchens und irgend jemandes Rücken und hörten undeutlich von dort Gespräch und Lachen herüberklingen; da wurden wir so ärgerlich, daß wir nicht dort sein konnten, und wir dachten: „Wenn ich werde erwachsen sein, werde ich dann aufhören zu lernen, und nicht stets bei den Dialogen, sondern bei denen sitzen, die ich liebe?“ Der Ärger verwandelte sich in Trauer, und Gott weiß, wie es kam und woran man dachte, aber man versank so in Nachdenken, daß man es gar nicht hörte, wie Karl Iwanowitsch sich über die Fehler ärgerte ...

Karl Iwanowitsch legte den Schlafrock ab, zog einen blauen Frack an, brachte vor dem Spiegel sein Halstuch in Ordnung und führte uns hinab – um dem Mütterchen guten Morgen zu wünschen.

*

Mütterchen saß im Gastzimmer und schenkte Tee ein; mit einer Hand hielt sie die Theekanne unter, mit der andern den Hahn des Samowars, aus dem das Wasser über den Rand der Theekanne auf

die Untertasse überließ. Doch obwohl sie mit unverwandtem Blick vor sich hinsah, bemerkte sie dies nicht und bemerkte auch nicht, daß wir eintraten.

Links von dem Divan stand ein alter englischer Flügel; vor dem Flügel saß mein braunes Schwesterchen Ljubotschka und spielte mit ihren rosigen, soeben erst in kaltem Wasser rein gewaschenen Fingern mit sichtlicher Anstrengung die Etüden Clementis. Sie war elf Jahre alt, trug ein kurzes Leinenkleidchen, weiße, mit Spitzen eingefasste Höschen, und die Oktaven vermochte sie bloß „*arpeggio*“ zu greifen. Neben ihr, halb ihr zugewendet, saß Maria Iwanowna in einer Haube mit rosenfarbenen Bändern und einer blauen Kazabeika und mit gerötetem, ärgerlichem Gesicht, das einen noch strengeren Ausdruck annahm, sowie Karl Iwanowitsch eintrat. Sie warf ihm einen grimmigen Blick zu und zählte, ohne seine Verbeugung zu erwidern, mit dem Fuße stampfend, weiter: *un, deux, trois, un, deux, trois* – noch lauter und gebieterischer als zuvor.

Ohne dies im geringsten zu beachten, nahte sich Karl Iwanowitsch, wie er gewohnt war, mit deutschem Gruß meiner Mutter zum Handkuß. Sie besann sich, schüttelte den Kopf, gleich als ob sie durch diese Bewegung traurige Gedanken verscheuchen wollte, reichte Karl Iwanowitsch die Hand und küßte ihn auf die faltige Schläfe, während er ihre Hand küßte.

„Ich danke, lieber Karl Iwanowitsch!“ und indem sie fortfuhr, deutsch zu sprechen, fragte sie: „Haben die Kinder gut geschlafen?“

Karl Iwanowitsch war auf einem Ohr taub und jetzt hörte er infolge des Lärmes, den das Piano verursachte, gar nichts. Er neigte sich näher zum Divan, stützte sich, auf einem Fuße stehend, auf den Tisch, lüftete mit einem Lächeln, das mir damals als der Gipfelpunkt der Verfeinerung erschien, die Mütze über dem Kopf und sagte: „Sie werden mich entschuldigen, Natalja Nikolajewna?“

Um seinen kahlen Kopf nicht zu verkälten, nahm nämlich Karl Iwanowitsch das rothe Käppchen nie ab, doch jedesmal, wenn er in das Gastzimmer trat, bat er um die Erlaubnis dazu.

„Behalten Sie es nur auf, Karl Iwanowitsch ... Ich frage Sie, ob die Kinder gut geschlafen haben?“ fragte Mama ziemlich laut und indem sie sich zu ihm hinüberneigte.

Doch er hörte abermals nichts, bedeckte die Glatze mit dem roten Käppchen und lächelte noch freundlicher.

„Halten Sie einen Augenblick inne, Mimi,“ sagte Mama lächelnd zu Maria Iwanowna. „Man hört nichts.“

Wenn Mama lächelte, so wurde ihr Gesicht, so schön es an sich schon war, noch unvergleichlich schöner und ringsum heiterte sich gleichsam alles auf. Hätte ich in schlimmen Lebenslagen dieses Lächeln auch nur einen Augenblick sehen können, dann wüßte ich nicht, was Kummer ist. Mir scheint, daß im Lächeln allein das besteht, was man die Schönheit eines Gesichtes nennt; wenn ein Lächeln den Reiz des Gesichtes erhöht, dann ist das Gesicht sehr schön; wenn es dasselbe nicht verändert, ist es gewöhnlich; wenn es dasselbe verunstaltet, ist es häßlich.

Nachdem ich sie begrüßt hatte, ergriff Mama mit beiden Händen meinen Kopf und bog ihn zurück, dann sah sie mich aufmerksam an und sagte: „Du hast heute geweint?“

Ich gab keine Antwort. Sie küßte mich auf die Augen und fragte deutsch: „Weshalb hast Du geweint?“

Wenn sie in freundschaftlichem Ton mit uns sprach, bediente sie sich stets dieser Sprache, die sie vollkommen beherrschte.

„Ich habe im Traum geweint, Mama,“ sagte ich, indem ich mich des ersonnenen Traumes und aller Einzelheiten erinnerte und unwillkürlich bei diesem Gedanken erbebte.

Karl Iwanowitsch bestätigte meine Worte, verschwieg aber den Traum. Nachdem wir noch vom Wetter gesprochen – ein Gespräch, an dem sich auch Mimi beteiligte – legte Mama sechs Stückchen Zucker für einige bevorzugte Diener auf den Präsentierteller, erhob sich und ging zum Stickrahmen, der am Fenster stand.

„Na, gehet jetzt zum Papa, Kinder, und saget ihm, er solle unbedingt zu mir kommen, bevor er nach der Dreschtemne geht.“

Die Musik, das Zählen und die grimmigen Blicke begannen wieder und wir begaben uns zu Papa. Nachdem wir die Stube, die noch seit den Zeiten des Großvaters die Benennung Offiziantenstube behalten hatte, durchschritten, traten wir in sein Kabinett.

*

Er stand neben dem Schreibtisch, und indem er auf Couverts, Schreibpapier und einen Geldhaufen wies, ereiferte er sich und erklärte hitzig etwas dem Verwalter Jakof Michailow, der, auf seinem

gewöhnlichen Platze zwischen der Thür und dem Barometer stehend, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt hatte und die Daumen sehr rasch und nach verschiedenen Richtungen bewegte. Je mehr sich Papa ereiferte, desto rascher bewegten sich die Daumen, und umgekehrt, wenn Papa verstummte, hielten auch die Daumen inne, doch als Jakob selbst zu sprechen begann, gerieten sie in die heftigste Unruhe und hüpfen verzweiflungsvoll nach allen Seiten. Mir scheint, daß man nach ihren Bewegungen Jakofs geheime Gedanken hätte erraten können; sein Gesicht dagegen war stets ruhig – es drückte sich in ihm das Bewußtsein seiner Würde und gleichzeitig Unterwürfigkeit aus, das heißt: Ich habe recht, aber übrigens geschehe Ihr Wille!

Als er uns erblickte, sagte Papa bloß: „Geduldet Euch! Sofort!“ und wies mit einer Kopfbewegung nach der Thür, damit sie einer von uns schließe.

„Ach, Du mein gütiger Gott! Was fang’ ich nun mit Dir an, Jakob?“ fuhr er, zu dem Verwalter gewendet, fort, indem er mit den Schultern zuckte (das war so seine Gewohnheit). „Dieses Couvert mit 800 Rubel Einlage ...“

Jakob schob das Rechenbrett heran, vermerkte mit einem Kopfnicken: 800, und starrte dann vor sich hin ins Leere, abwartend, was weiter folgen werde.

„... für Wirtschaftsauslagen während meiner Abwesenheit. Verstehst Du? Für die Mühle mußt Du 1000 Rubel erhalten ... ist es so oder nicht? Kautionsgelder erhältst Du von der Kasse 8000 zurück; für Heu, wovon nach meiner Berechnung 7000 Pud verkauft werden können, wirst Du, zu 45 Kopeken berechnet, 3000 erhalten. Wieviel Geld wirst Du also folglich im ganzen haben? ... 12000 ... ist es so oder nicht?“

„Genau so, Euer Gnaden“, sagte Jakob.

Doch an der Schnelligkeit der Bewegungen seiner Daumen bemerkte ich, daß er etwas entgegenen wollte. Papa schnitt ihm das Wort ab:

„Nun, von diesem Geld wirst Du 10.000 Rubel an das Kuratorium für Petrowskoje schicken. Das Geld, das sich im Kontor befindet“, fuhr Papa fort, „bringst Du mir und wirst es unter dem heutigen Datum verrechnen. Dieses Geldcouvert aber übergiebst Du in meinem Namen an seine Adresse.“

Ich stand nahe dem Tisch und blickte auf die Aufschrift. Auf dem Couvert stand: „An Karl Iwanowitsch Mauer.“

Papa, der bemerkt haben mochte, daß ich gelesen hatte, was ich nicht zu wissen brauchte, legte mir die Hand auf die Schulter und wies mich mit leichter Handbewegung vom Tische fort. Ich war mir nicht klar darüber, ob dies eine Liebkosung oder ein Verweis war, doch für alle Fälle küßte ich die große, muskulöse Hand, die auf meiner Schulter lag.

„Zu Befehl Euer Gnaden!“ sagte Jakof. „Und welche Anordnung treffen Sie betreffs der Gelder in Chabarofka?“

Chabarofka war Mamas Dorf.

„Sie im Kontor zu lassen und sie ohne meinen Auftrag auf keine Weise zu verwenden.“

Jakof schwieg einige Sekunden; dann begannen sich plötzlich seine Daumen mit vermehrter Schnelligkeit zu drehen, und indem der Ausdruck gehorsamen Stumpfsinnes, mit dem er die Befehle seines Herrn angehört hatte, in den ihm eigenen schelmischen Scharfblick überging, zog er das Rechenbrett zu sich heran und begann zu sprechen.

„Erlauben Sie, Ihnen zu erklären, Peter Alexandrowitsch, daß es nicht möglich ist, an das Kuratorium zur bestimmten Frist Zahlung zu leisten. Sie belieben zu sagen“, fuhr er nach kurzer Unterbrechung fort, „daß wir Geld von den Kauttionen, von der Mühle und für das Heu erhalten werden. Ich fürchte nun, daß wir uns in unserer Berechnung nicht irren“, fügte er hinzu, indem er eine Weile inne hielt und Papa bedeutsam ansah.

„Weshalb?“

„Belieben Sie zu sehen, warum: was die Mühle betrifft, so war der Müller schon zweimal bei mir mit der Bitte um Stundung der Zahlung und schwor bei Jesus Christus, daß er kein Geld habe ... werden Sie also nicht belieben, selbst mit ihm zu sprechen?“

„Was sagt er denn?“ fragte Papa, indem er durch eine Kopfbewegung zu verstehen gab, daß er mit dem Müller nicht sprechen wolle.

„Man kennt ja das! Er sagt, daß er gar kein Mahlgeld eingenommen und das bischen Geld, das er hatte, auf den Damm verwendet habe. Nun, wenn wir ihm die Mühle abnehmen, Herr, werden wir dabei wieder unsere Rechnung finden? ... Was Sie von den Kau-

tionsgeldern zu sagen beliebten, so habe ich Ihnen, scheint mir, schon gemeldet, daß unser Geld dort festgefahren ist und wir es nicht rasch erhalten werden. Ich habe vor einigen Tagen in die Stadt an Iwan Afanasitsch einen Wagen Mehl und einen Brief in dieser Angelegenheit geschickt; er hat nun wieder geantwortet, daß er sich gern für Peter Alexandrowitsch bemühen wolle, doch es hänge nicht von ihm ab, und wie aus allem zu ersehen, so werde Ihre Quittung kaum vor zwei Monaten empfangen werden ... In bezug auf das Heu liebten Sie zu sagen, angenommen, daß für 3000 verkauft wird ...“

Er bezeichnete auf dem Rechenbrett 3000 und schwieg etwa eine Minute, indem er bald auf das Rechenbrett, bald Papa in die Augen sah, gleich als ob er sagen wollte: „Sie sehen selbst, wie wenig das ist! Und an dem Heu werden wir wieder verlieren, wenn wir es jetzt verkaufen, das belieben Sie selbst zu wissen ...“

Es war zu sehen, daß er noch einen großen Vorrat von Beweisgründen hatte; darum fiel ihm wohl Papa ins Wort.

„Ich werde meine Anordnungen nicht ändern“, sagte er, „doch wenn wirklich der Eingang dieser Gelder sich verzögern sollte, dann bleibt nichts übrig, als daß Du von dem Geld in Chaboroska soviel nimmst als nötig sein wird.“

„Zu Befehl, Euer Gnaden!“ Nach dem Gesichtsausdruck und den Daumenbewegungen Jakofs war zu erkennen, daß der letzte Befehl ihm großes Vergnügen bereitete. Jakof war ein Leibeigener, ein sehr eifriger und ergebener Mensch; wie alle guten Verwalter war er in allem, was seinen Herrn betraf, äußerst geizig und hatte ganz seltsame Vorstellungen von den Interessen desselben. Allezeit war er bemüht, das Eigentum des Herrn auf Kosten des Eigentums der Frau zu vermehren, indem er nachzuweisen suchte, daß die Einkünfte ihres Gutes unbedingt für Petrowskoje (das Dorf, in dem wir lebten) verwendet werden müßten. Augenblicklich, triumphierte er, weil er darin einen vollständigen Erfolg erzielt hatte.

Nachdem wir ihn begrüßt hatten, sagte Papa, daß wir im Dorfe nur dummes Zeug treiben, daß wir nicht mehr Kinder seien und daß es für uns Zeit sei, ernstlich zu lernen.

„Ich denke, Ihr wisst schon, daß ich heute Nacht nach Moskau fahre und Euch mitnehme“, sagte er. „Ihr werdet bei der Großmutter wohnen und Mama bleibt mit den Mädchen hier. Und wisset,

daß es ihr einziger Trost sein wird, zu hören, daß Ihr gut lernet und man mit Euch zufrieden ist.“

Obwohl wir nach den Vorbereitungen, die wir seit einigen Tagen bemerkten, bereits etwas Außergewöhnliches erwarteten, wurden wir doch durch diese Neuigkeit schrecklich überrascht. Wolodja errötete und entledigte sich mit zitternder Stimme des Auftrages der Mutter.

„Das hat also mein Traum angezeigt!“ dachte ich. „Gott gebe nur, daß nicht etwas noch Schlimmeres folgt.“

Mir war sehr, sehr leid um das Mütterchen, und gleichzeitig bereitete mir der Gedanke Freude, daß wir nun wirklich groß geworden.

„Wenn wir heute abreisen, dann wird gewiß heute kein Unterricht sein, das ist prächtig!“ dachte ich. „Doch mich dauert Karl Iwanowitsch. Er wird nun gewiß entlassen werden, denn sonst hätte man doch kein Couvert für ihn zurecht gemacht ... Ich wollte lieber ewig lernen und nicht fortreisen, mich nicht vom Mütterchen trennen und dem armen Karl Iwanowitsch kein Leid zufügen. Er ist ohnehin sehr unglücklich!“

Diese Gedanken durchzuckten mein Kopf; ich rührte mich nicht von der Stelle und blickte unverwandt auf die schwarzen Bänder meiner Schuhe.

Nachdem er mit Karl Iwanowitsch noch einige Worte über das Fallen des Barometers gesprochen und Jakof befohlen hatte, die Hunde nicht zu füttern, sandte er uns gegen meine Erwartung zum Unterricht, tröstete uns aber durch das Versprechen, uns auf die Jagd mitzunehmen.

Während wir nach aufwärts gingen, lief ich auf die Terrasse. Bei der Thür lag in der Sonne mit zusammengekniffenen Augen des Vaters Lieblingshund Milka.

„Milotschka“, sagte ich, ihn liebkosend und auf die Schnauze küssend, „wir fahren heute fort. Lebe wohl! Wir werden uns nie wiedersehen!“

Die Rührung überwältigte mich und ich brach in Thränen aus.

*

Karl Iwanowitsch war in sehr schlechter Laune. Man merkte dies an seinen zusammengezogenen Augenbrauen und daran, wie er seinen Rock in die Kommode schleuderte und ärgerlich den Schlafrock umgürtete, und wie er kräftig mit dem Nagel über das Konversationsbuch hinstrich, um die Stelle zu bezeichnen, bis zu welcher wir auswendig lernen mußten. Wolodja lernte gut, ich aber war so verstimmt, daß ich entschieden nichts thun konnte.

Lange blickte ich in das Konversationsbuch, doch ich vermochte wegen der Thränen, die sich bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung in meinen Augen sammelten, nicht zu lesen. Als ich dann die Aufgabe Karl Iwanowitsch aufsagen sollte, der sie mir mit zusammengekniffenen Augen (das war ein schlimmes Anzeichen) abhörte, da konnte ich an der Stelle, an welcher der eine sagt: „Wo kommen Sie her?“ und der andere erwidert: „Ich komme vom Kaffeehause“ die Thränen nicht mehr zurückhalten und vor Schluchzen nicht mehr die Worte aussprechen: „Haben Sie die Zeitung nicht gelesen?“ Als dann das Schönschreiben an die Reihe kam, verursachten meine auf das Papier fallenden Thränen solche Kluxe, als ob ich mit Wasser auf Löschpapier geschrieben hätte.

Karl Iwanowitsch wurde ärgerlich, ließ mich knien, behauptete, das sei Halsstarrigkeit, eine Komödie (eins seiner Lieblingsworte), drohte mir mit dem Lineal und verlangte, ich solle um Verzeihung bitten, während ich doch vor Thränen kein Wort hervorzubringen vermochte; schließlich mochte er seine Ungerechtigkeit fühlen, ging in Nikolais Stube und warf die Thür hinter sich ins Schloß.

Im Unterrichtszimmer konnte man das Gespräch nebenan hören.

„Du hast gehört, Nikolai, daß die Kinder nach Moskau fahren?“ sagte Karl Iwanowitsch, als er in die Stube trat.

„Wie soll ich es nicht gehört haben!“

Nikolai wollte jedenfalls aufstehen, weil Karl Iwanowitsch sagte: „Bleib sitzen, Nikolai“, und darauf die Thür verschloß. Ich kam aus der Ecke hervor und ging zu der Thür, um zu lauschen.

„Man mag den Leuten noch so viel gutes erweisen und ihnen noch so ergeben sein, Dankbarkeit darf man offenbar nicht erwarten, Nikolai?“ sagte Karl Iwanowitsch empfindsam.

Nikolai, der bei der Schuhmacherarbeit am Fenster saß, nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich lebe seit zwölf Jahren in diesem Hause, und kann vor Gott

erklären, Nikolai“, fuhr Karl Iwanowitsch fort, indem er die Augen und die Dose zur Decke erhob, „daß ich sie mehr geliebt und mich ihrer mehr angenommen habe, als wenn es meine eigenen Kinder gewesen wären. Du erinnerst Dich, Nikolai, wie ich, als Wolodja das Fieber hatte, neun Tage ohne ein Auge zu schließen an seinem Bette saß. Ja, damals war ich der gute, liebe Karl Iwanowitsch, damals brauchte man mich; aber jetzt“, fügte er ironisch lächelnd hinzu. „Jetzt sind die Kinder groß geworden, sie müssen ernstlich lernen. Ja, ich bin jetzt nicht mehr nötig und man muß mich fortjagen. Aber wo bleiben die Versprechungen? Wo die Dankbarkeit? ... Natalja Nikolajewna schätze und liebe ich, Nikolai“, sagte er, indem er die Hand auf die Brust legte, „aber was ist sie? Ihr Wille ist in diesem Hause soviel wie dies hier!“ Dabei warf er mit ausdrucksvoller Geberde ein abgeschnittenes Stückchen Leder auf den Boden. „Ich weiß, wessen Ränke das sind und warum ich entbehrlich geworden; darum, weil ich kein Schmeichler bin und nicht alles gut heiße, wie andere Leute. Ich bin gewöhnt, immer und vor jedermann die Wahrheit zu sprechen“, sagte er stolz. „Gott sei mit Ihnen! Davon, daß ich nicht da sein werde, werden sie nicht reich werden, ich aber werde mit Gottes Gnade schon noch ein Stückchen Brot finden ... ist es nicht so, Nikolai?“

Nikolai erhob den Kopf und sah Karl Iwanowitsch so an, als ob er sich überzeugen wollte, ob er wirklich ein Stückchen Brot finden könne – sagte aber nichts.

Viel und lange sprach Karl Iwanowitsch in demselben Sinn: er sprach davon, wie man seine Verdienste besser bei einem General zu schätzen wußte, bei dem er früher gelebt (dies zu hören war mir sehr schmerzhaft), er sprach von Sachsen, von seinen Eltern, von seinem Freunde, dem Schneider Schönlein u.s.w. Ich teilte seinen Kummer und es schmerzte mich, daß mein Vater und Karl Iwanowitsch, die ich fast gleichmäßig liebte, einander nicht verstanden; ich begab mich wieder in die Ecke zurück, kniete nieder und sann darüber nach, wie ich zwischen ihnen eine Übereinstimmung herstellen könnte.

Als Karl Iwanowitsch in das Unterrichtszimmer zurückkam, befahl er mir, aufzustehen und das Schreibheft zum Dictando-schreiben zurecht zu machen. Als alles bereit war, ließ er sich majestätisch in seinen Stuhl nieder, und mit einer Stimme, die mir aus der Tiefe

zu kommen schien, begann er folgendes zu diktieren: „Von allen Leidenschaften die grausamste ist ... Haben Sie geschrieben?“ ... Hier hielt er inne, nahm langsam eine Prise Tabak und fuhr mit neuer Kraft los: „die grausamste ist die Undankbarkeit ... Ein großes U.“ Nachdem ich das letzte Wort geschrieben, sah ich ihn in Erwartung der Fortsetzung an. „Punctum!“ sagte er mit kaum bemerkbarem Lächeln, indem er uns einen Wink gab, daß wir ihm die Hefte reichen sollten.

Mehrmals und mit verschiedener Betonung und mit dem Ausdruck höchsten Wohlbehagens las er diesen Ausspruch, der seine innersten Gedanken ausdrückte; dann gab er uns eine Aufgabe aus der Geschichte und setzte sich ans Fenster. Sein Gesicht war nicht finster wie zuvor, es drückte die Zufriedenheit eines Menschen aus, der sich für eine ihm zugefügte Kränkung gebührend gerächt hat.

Es war drei Viertel auf Eins, aber Karl Iwanowitsch dachte nicht daran, uns zu entlassen; er gab uns beständig neue Aufgaben auf. Die Langeweile und der Appetit wuchsen in gleichem Maße. Mit großer Ungeduld folgte ich allen den Anzeichen, welche die Nähe des Mittagessens ankündigten. Da ging eine Hofmagd mit einem Bastwisch die Teller waschen, jetzt hörte man das Geschirr am Büffet klirren, den Tisch ausziehen und die Stühle aufstellen, nun kam Mimi mit Ljubotschka und Katenka (Katenka war die zwölf Jahre alte Tochter Mimis) aus dem Garten, aber noch war Foka nicht zu sehen, der Haushofmeister Foka, der stets kam und meldete, daß das Essen bereit sei. Dann erst wird es möglich sein, die Bücher hinzuwerfen und, ohne auf Karl Iwanowitsch zu achten, hinabzulaufen.

Nun ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen ... doch das war nicht Foka! Ich hatte seine Gangweise erkennen gelernt und erkenne stets das Knarren seiner Stiefel. Die Thür öffnete sich und in ihr erschien eine Gestalt, die mir völlig unbekannt war.

*

In die Stube trat ein etwa fünfzig Jahre alter Mensch, mit einem bleichen, von Blatternarben zerfressenen länglichen Gesicht, mit langen, grauen Haaren und spärlichem rötlichen Bartwuchs. Er war so groß, daß er, um durch die Thür zu kommen, nicht bloß den Kopf neigen,

sondern den ganzen Körper zusammenducken mußte. Er trug etwas Zerlumptes, das einem Kaftan oder einem der unter dem Meßgewand getragenen Röcke glich; in der Hand hielt er einen ungeheuren Stab. Als er in die Stube trat, stieß er mit dem Stab aus Leibeskräften auf den Boden, und indem er die Augenbrauen verzog und den Mund übermäßig aufriß, begann er auf eine ganz schreckliche und unnatürliche Weise zu lachen. Er schielte auf einem Auge und die Pupille dieses Auges bewegte sich unaufhörlich hin und her und verlieh seinem ohnehin unschönen Gesicht ein noch abstoßenderes Aussehen.

„Aha! Da haben wir sie!“ schrie er, indem er mit kleinen Schritten auf Wolodja zulief, ihn beim Kopfe ergriff und sorgfältig seinen Scheitel zu mustern begann – dann verließ er ihn mit völlig ernster Miene, trat an den Tisch und begann unter das Wachstum zu blasen und es zu bekreuzen. „A – ach! Das ist traurig! A – ach! Das thut weh! ... Die Herzenskinder ... werden fortfliegen“, sagte er dann mit vor Rührung zitternder Stimme, indem er teilnahmsvoll Wolodja betrachtete, und begann mit dem Ärmel die wirklich fließenden Thränen abzutrocknen.

Seine Stimme war rau und heiser, seine Bewegungen heftig und ungleich, die Rede sinnlos und ohne Zusammenhang (er gebrauchte nie ein Fürwort), aber die Betonung so rührend, und sein gelbes, unförmiges Gesicht nahm zuweilen einen so aufrichtig treuherzigen Ausdruck an, daß man, wenn man ihn hörte, sich eines Gemisches von Mitgefühl, Furcht und Traurigkeit nicht erwehren konnte.

Das war der Blödsinnige und vagabondierende Wallfahrer Grischa.

Woher stammte er? Wer waren seine Eltern? Was hatte ihn veranlaßt, das Pilgerleben zu erwählen, das er führte? Niemand wußte es. Ich weiß nur, daß er seit seinem fünfzehnten Jahre als ein Mann bekannt war, der im Sommer und im Winter barfuß geht, Klöster besucht, Heiligenbilder denen schenkt, die er lieb gewinnt, und rätselhafte Reden führt, welche von einigen für Weissagungen gehalten werden – daß ferner niemand ihn jemals in einer andern Gestalt gekannt, daß er dann und wann zur Großmutter gekommen war, und daß die einen erklärten, er sei der unglückliche Sohn reicher Eltern und ein braver Mensch, während andere ihn nur für einen Bauer und einen Tagedieb hielten.

Endlich erschien der längst erwartete und pünktliche Foka und wir gingen hinab. Grischa, der immer noch schluchzte und allerlei Unsinn sprach, ging hinter uns und stampfte mit seinem Stab auf den Treppenstufen. Papa und Mama schritten Arm in Arm im Gastzimmer auf und ab und besprachen leise etwas. Maria Iwanowna saß steif und förmlich auf einem der Stühle, der symmetrisch unter einem rechten Winkel an den Divan stieß, und erteilte in strengem Ton, aber mit gedämpfter Stimme den neben ihr sitzenden Mädchen Befehle. Als Karl Iwanowitsch in das Zimmer trat, sah sie ihn an, wandte sich aber sofort ab und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, durch den sie zu sagen schien: „Ich bemerke Sie nicht, Karl Iwanowitsch!“ Den Mädchen sah man es an den Augen an, daß sie sehr große Lust hatten uns so schnell als möglich eine sehr wichtige Nachricht mitzuteilen, doch von ihren Plätzen aufzuspringen und uns entgegen zu gehen, wäre ein Verstoß gegen die Vorschriften Mimi gewesen. Wir mußten erst vor sie hintreten, „*bon jour, Mimi!*“ sagen, mit dem Fuße scharren, und dann erst war es uns erlaubt, eine Unterhaltung zu beginnen.

Welch' eine unausstehliche Person war doch diese Mimi! In ihrer Gegenwart konnte man von gar nichts sprechen: sie fand alles unpassend. Überdies drängte sie beständig: *parlez donc français*, und dann möchte man ihr zum Ärger russisch sprechen; oder bei Tisch – kaum daß man hinter den Geschmack einer Speise gekommen ist und von niemandem gestört sein will, kommt sie schon unvermeidlich mit ihrem: *mangez donc avec du pain*, oder *comment-ce que vous tenez votre fourchette?* „Was hat sie sich denn um uns zu kümmern!“ denkt man. „Sie mag doch ihre Mädchen unterrichten, aber wir haben dazu Karl Iwanowitsch.“ Ich teilte vollständig seinen Haß gegen „andere Leute“.

„Bitte Mamachen, daß man uns auf die Jagd mitnimmt,“ flüsterte mir Katenka zu, indem sie mich am Jäckchen zurückhielt, während die Erwachsenen in den Speisesaal vorangingen.

„Gut! Wir wollen es besorgen.“

Grischa aß im Speisesaal, aber an einem besonderen Tischchen; er erhob die Augen nicht von dem Teller, seufzte dann und wann, schnitt schreckliche Grimassen und sprach gleichsam mit sich selbst: „Es ist traurig! ... Sie ist fortgeflogen ... Die Taube flog in den Himmel fort ... ach, ein Stein auf dem Grabe!“ ... u.s.w.

Mama war seit dem Morgen verstimmt; die Gegenwart, die Reden und das Auftreten Grischas erhöhten sichtlich ihre Mißstimmung.

„Ach ja, ich vergaß, Dich um etwas zu bitten,“ sagte sie, „indem sie dem Vater einen Teller Suppe reichte.

„Was denn?“

„Bitte, befiehl doch, Deine schrecklichen Hunde einzusperren; sie haben den armen Grischa fast zerrissen, als er über den Hof ging. Sie könnten sich ebenso auch auf die Kinder stürzen.“

Als er hörte, daß von ihm die Rede sei, wandte sich Grischa nach dem Tische um, begann die zerrissenen Schöße seines Rockes zu zeigen und sagte mit undeutlicher Stimme:

„Er wollte, daß sie mich zerrissen ... Gott ließ es nicht zu. Es ist eine Sünde, Hunde auf jemanden zu hetzen! Eine große Sünde! Schlage nicht die Ältesten! ... (So nannte er ohne Unterschied alle Bauern). Wozu schlagen? Gott verzeiht ...“

„Was sagt er da?“ fragte Papa, indem er ihn unverwandt und mit strengem Blick musterte. „Ich verstehe nicht.“

„Aber ich verstehe es,“ erwiderte Mama. Er hat mir erzählt, daß irgend ein Jäger absichtlich die Hunde auf ihn losließ, und darum sagt er auch: ‚er wollte, daß sie mich zerrissen, aber Gott ließ es nicht zu‘, und er bittet Dich, ihn deshalb nicht zu bestrafen.“

„Ah! Was nicht noch!“ sagte Papa. „Woher weiß er denn, daß ich den Jäger bestrafen will ? ... Du weißt, daß ich überhaupt kein großer Freund dieser Herren bin,“ fuhr er französisch fort, „aber insbesondere dieser gefällt mir nicht und er ist gewiß ein ...“

„Ach, sprich nicht so mein Freund,“ unterbrach ihn Mama, als ob sie über etwas erschreke. „Woher weißt Du das?“

„Mir scheint, ich hatte Gelegenheit, diese Art Leute kennen zu lernen ... es kommen so viele zu Dir ... einer wie der andere. Es ist stets ein und dieselbe Geschichte ...“

Mütterchen war sichtlich in dieser Beziehung anderer Meinung, aber sie wollte nicht streiten.

„Bitte, reiche mir eine Piroge,“ sagte sie. „Sind sie heute gut?“

„Nein, es ärgert mich,“ fuhr Papa fort, indem er eine Piroge in die Hand nahm, sie aber in solcher Entfernung hielt, daß Mama sie nicht erreichen konnte: „Nein, es ärgert mich, wenn ich sehe, daß verständige und gebildete Leute sich betrügen lassen.“

Und er stieß mit der Gabel auf den Tisch.

„Ich bat Dich, mir eine Piroge zu reichen,“ wiederholte sie und streckte die Hand aus.

„Und man thut sehr recht,“ fuhr Papa fort, indem er die Hand weiter hielt, „daß man solche Leute ins Polizeigefängnis setzt. Sie bringen nur den Nutzen, daß sie die ohnehin schwachen Nerven einiger Leute aufregen,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, als er bemerkte, daß diese Unterredung Mama sehr mißfiel, und reichte ihr die Piroge.

„Ich werde Dir darauf nur eins erwidern: es ist schwer zu glauben, daß ein Mensch, der trotz seiner sechzig Jahre im Winter und im Sommer barfuß geht und die gegen zwei Pud schweren Ketten, die er unter den Kleidern trägt, nie ablegt, und der mehr als einmal das Anerbieten eines ruhigen Lebens abgelehnt hat – es ist schwer zu glauben, daß ein solcher Mensch dies alles nur aus Faulheit thue. Was die Weissagungen betrifft,“ fügte sie mit einem Seufzer und nach kurzem Schweigen hinzu: – „*je suis payée pour y croire*. Ich habe Dir, scheint mir, erzählt, wie Kirjuscha dem seligen Papa auf Tag und Stunde genau sein Ende vorausgesagt hat.“

„Ach, was hast Du angestellt!“ sagte Papa lächelnd, indem er nach der Seite, an welcher Mimi saß, die Hand vor den Mund hielt. (Wenn er dies that, lauschte ich stets gespannt, da ich etwas Komisches erwartete). „Warum hast Du mich an seine Füße erinnert? Ich habe sie angesehen und werde jetzt nichts mehr essen.“

Das Mittagessen nahte seinem Ende. Ljubotschka und Katenka winkten uns beständig zu, rutschten auf ihren Stühlen hin und her und verrieten überhaupt große Unruhe. Die Winke bedeuteten: „Weshalb bittet Ihr nicht, uns auf die Jagd mitzunehmen?“ Ich stieß Wolodja mit dem Ellenbogen, Wolodja stieß mich, aber endlich entschloß er sich, zu sprechen: anfangs mit schüchterner Stimme, dann ziemlich sicher und laut, setzte er auseinander, wie wir, da wir heute fortreisen müßten, wünschten, daß die Mädchen mit uns in der Lineika² auf die Jagd fahren. Nach einer kurzen Beratung unter den Erwachsenen wurde die Frage zu unseren Gunsten entschieden und was noch angenehmer war – Mama erklärte, daß sie selbst mit uns fahren werde.

² Langer, ungedeckter Wagen mit einer Doppelreihe Sitze an der Langseite.

Während des Desserts wurde Jakof hereingerufen und ihm Aufträge betreffs der Lineika, der Hunde und der Reitpferde erteilt – alles mit größter Ausführlichkeit, indem jedes Pferd namentlich bezeichnet wurde. Wolodjas Pferd war lahm; Papa befahl, für ihn ein Jagdpferd zu satteln. Dieses Wort „Jagdpferd“ klang so seltsam in Mamas Ohren: es schien ihr, daß ein Jagdpferd eine Art wildes Thier sein müsse, und daß es unbedingt durchgehen und Wolodja totschiagen werde. Trotz aller Versicherungen Papas und Wolodjas, der mit erstaunlicher Kühnheit erklärte, daß dies nichts schade und daß er es sehr gern habe, wenn ein Pferd durchgehe, beteuerte die arme Mama in einem Fort, daß sie während der ganzen Ausfahrt in Sorgen sein werde.

Das Mittagessen war zu Ende; die Erwachsenen begaben sich in das Kabinett, um Kaffee zu trinken, und wir liefen in den Garten, wo wir auf den mit abgefallenen gelben Blättern bedeckten Wegen mit den Füßen scharften und plauderten. Wir plauderten darüber, daß Wolodja auf einem Jagdpferd reiten werde, daß es eine Schande sei, daß Ljubotschka langsamer laufe als Katenka, daß es interessant wäre, die Ketten Grischas zu sehen u.s.w.; die bevorstehende Trennung wurde nicht mit einem Wort erwähnt. Unser Gespräch wurde durch das Gerassel der vorfahrenden Lineika unterbrochen, auf welcher bei jeder Feder ein Bauernjunge saß. Hinter der Lineika ritten die Jagdburschen mit den Hunden, hinter den Jägern kam der Kutscher Ignaz auf dem für Wolodja bestimmten Pferd und führte meinen alten Klepper am Zügel. Zuerst stürzten wir zum Zaun, von dem man alle diese interessanten Sachen sehen konnte, dann aber liefen wir unter Geschrei und Gestampf hinauf, um uns anzukleiden, und so anzukleiden, daß man so viel wie möglich einem Jäger ähnlich sah. Eins der Hauptmittel zu diesem Zwecke bestand darin, daß man die Hosen in die Stiefel stopfte. Ohne den geringsten Zeitverlust gingen wir ans Werk, beeilten uns, es so schnell als möglich zu beenden und dann auf die Freitreppe zu laufen und uns an dem Anblick der Hunde, der Pferde und durch Gespräche mit den Jägern zu ergötzen.

Es war ein heißer Tag. Weiße Wölkchen von wunderlichen Formen waren am Morgen am Horizont aufgetaucht; dann begann sie

ein leichter Wind immer näher und näher zu treiben, so daß sie von Zeit zu Zeit die Sonne verdeckten. Doch so viele Wolken heranzogen und schwarz am Himmel standen, es war ihnen doch offenbar nicht beschieden, sich zu einem Gewitter zusammen zu ballen und unser Vergnügen zu stören. Gegen Abend begannen sie sich wieder zu zerteilen: die einen verblaßten, dehnten sich in die Länge und verschwanden am Horizont; andere verwandelten sich unmittelbar über unseren Häuptern in weiße, durchsichtige Schuppen; nur eine schwarze große Wolke blieb im Osten stehen. Karl Iwanowitsch wußte stets, wohin eine Wolke ziehen werde; er erklärte, diese werde sich gegen Maßlofka wenden, Regen werde es nicht geben und das Wetter vorzüglich sein.

Foka kam trotz seines vorgerückten Alters recht gewandt und schnell die Treppe herabgelaufen, schrie: „vorfahren!“ und blieb mit ausgespreizten Beinen stramm inmitten der Anfahrt stehen, zwischen der Stelle, an welcher der Kutscher vorfahren mußte, und der letzten Stufe, in der Haltung eines Menschen, den man an seine Obliegenheiten nicht zu erinnern braucht. Mama kam mit den Mädchen herab und nach kurzem Streit darüber, wo jedes sitzen und an wem es sich festhalten solle (obwohl es, wie mir schien, durchaus nicht nötig war, sich festzuhalten), setzten sie sich, öffneten die Sonnenschirme und fuhren ab. Als die Lineika sich in Bewegung setzte, fragte Mama mit zitternder Stimme den Kutscher, indem sie auf das „Jagdpufer“ wies: „Das ist das Pufer für Wladimir Petrowitsch?“ Und als der Kutscher bejahte, machte sie eine abwehrende Handbewegung und wandte sich ab. Ich war sehr ungeduldig, bestieg mein Pufer, blickte zwischen seinen Ohren hindurch und führte im Hofe allerlei Evolutionen aus.

„Belieben Sie die Hunde nicht tot zu treten,“ sprach einer der Jäger zu mir.

„Sei ruhig ... ich sitze nicht zum ersten Male zu Pufer,“ erwiderte ich stolz.

Wolodja bestieg das „Jagdpufer“ trotz der Festigkeit seines Charakters nicht ohne einiges Zittern und fragte mehrmals, indem er es betrachtete: „Ist es friedlich?“ Er saß sehr gut im Sattel – fast wie ein Erwachsener. Seine Schenkel schlossen so gut am Sattel an, daß ich ihn beneidete besonders darum, weil ich, wie ich nach dem Schatten beurteilen konnte, bei weitem nicht so gut aussah wie er.

Nun ließen sich die Schritte Papas auf der Treppe vernehmen; der Hundewärter trieb die fortgelaufenen Hetzhunde heran; die Jäger mit Windhunden riefen diese zu sich und begannen zu Pferde zu steigen. Der Stallknecht führte Papas Pferd vor die Freitreppe; Papas Koppelhunde, die bisher in allerlei malerischen Lagen um dasselbe gelagert, stürzten ihm entgegen. Hinter ihm kam mit einem Halsband von Glasperlen, mit der Kette klimpernd, munter Milka herausgelaufen.

Papa stieg zu Pferde und wir brachen auf.

*

Die Ernte war in vollem Gange. Das unabsehbare, gelb glänzende Feld wurde nur nach einer Seite durch einen hohen, bläulich schimmernden Wald begrenzt, der mir damals als ein sehr entfernter, geheimnisvoller Ort erschien, hinter welchem entweder das Ende der Welt lag oder unbewohnte Gegenden begannen. Das ganze Feld war besät mit Garben und arbeitendem Volk. In dem hohen dichten Roggen sah man hier und da an einer bereits geschnittenen Stelle den gekrümmten Rücken einer Schnitterin und geschwungene Ähren, im Schatten ein Weib über eine Wiege gebeugt, und auf den mit Kornblumen besäten Stoppeln zerstreute Garben. Auf der andern Seite luden nur mit einem Hemd bekleidete Bauern, auf Telegen stehend, die Garben auf und wirbelten auf dem trockenen, heißen Felde Staub auf. Der Starosta in hohen Stiefeln, den Kittel über die Schultern gehängt, ein Kerbholz in der Hand, nahm, als er von weitem Papa erblickte, die Lammfellmütze ab, trocknete mit einem Tuch das fuchsrote Haupt- und Barthaar und schrie die Weiber an. Der Fuchs, den Papa ritt, hatte einen leichten, spielenden Gang, senkte dann und wann den Kopf zur Brust, wobei er die Zügel ausreckte und mit dem dichten Schweif die Bremsen und Fliegen wegfegte, die sich gierig auf ihm niederließen. Dicht hinter den Hufen des Pferdes sprangen zwei Windhunde mit sichelförmig gebogenem Schweif und die Füße hochhebend zierlich über die hohen Stoppeln dahin; Milka lief mit gesenktem Kopf voran. Die Stimmen der Arbeiter, das Getrappel der Pferde, das Rasseln der Telegen, den fröhlichen Wachtelschlag, das Summen der Insekten, die in unbeweglichen Massen in der Luft schwebten, den Duft des Wermuts

und des Strohes, die Ausdünstung der Pferde, die Tausende verschiedenerlei Blüten und die Schattierungen, welche die sengende Sonne auf dem hellgelben Stoppelfeld, dem blauen Wald in der Ferne und den hellen, bläulichen Wolken hervorrief, den alten Weibersommer, der durch die Luft flog oder sich über die Stoppeln breitete – alles dies sah, hörte und fühlte ich.

Als wir zum Kalinowschen Walde kamen, fanden wir dort bereits die Lineika, und außerdem wider Erwarten noch eine einspännige Telega, in deren Mitte der Buffetdiener saß. In dem auf ihr liegenden Heu sah man einen Samowar, einen Kübel mit der Form zur Eisfabrikation und noch allerlei verlockende Bündel und Körbchen. Es war kein Irrtum, wir sollten im Freien Thee trinken, Eis und Obst essen. Beim Anblick der Telega gaben wir unserer Freude lärmend Ausdruck, weil es für das größte Vergnügen galt, im Walde auf dem Grase Thee zu trinken, und überhaupt an einem solchen Orte, an dem noch nie jemand Thee getrunken hatte.

Turka ritt an das Wäldchen inmitten der Felder heran, hielt an, hörte aufmerksam die ausführlichen Anordnungen Papas, wie die Leute aufzustellen seien und von wo aufgebrochen werden solle (er hielt sich übrigens nie an diese Anordnungen und handelte nach eigenem Ermessen), band die Hunde los, stieg dann wieder zu Pferde und verschwand pfeifend hinter den jungen Birken. Die losgekoppelten Hetzhunde drückten zunächst durch Schweifwedeln ihr Behagen aus, schüttelten sich und liefen dann, auf dem Boden schnuppernd und mit den Schweifen wedelnd, langsam nach verschiedenen Richtungen auseinander.

„Hast Du ein Tuch?“ fragte mich Papa.

Ich zog eins aus der Tasche und zeigte es ihm.

„Nun, so nimm diesen grauen Hund an das Tuch ...“

„Shiran?“ fragte ich ihn mit Kennerblick.

„Ja und laufe diesen Weg entlang. Sobald Du an Rodeland kommst, bleib' stehen und paß' auf! Ohne einen Hasen komm' mir nicht vor die Augen!“

Ich schlang das Tuch um den zottigen Hals Shirans und lief Hals über Kopf nach der bezeichneten Stelle. Papa lachte und schrie mir nach: „Rascher, rascher, sonst kommst Du zu spät!“

Shiran blieb jeden Augenblick stehen, spitzte die Ohren und lauschte den Zurufen der Jäger. Meine Kräfte reichten nicht hin, ihn

von der Stelle zu bringen, und ich begann zu schreien: „Heda! He!“ Shiran zerrte so sehr an dem Tuch, daß ich ihn kaum zu erhalten vermochte und mehr als einmal hinfiel, bevor wir die bezeichnete Stelle erreichten. Nachdem ich mir am Fuße einer hohen Eiche ein schattiges und ebenes Plätzchen ausgesucht, legte ich mich ins Gras, ließ Shiran neben mir sich niederlegen und wartete. Turkas Stimme ließ sich lauter und lebhafter im Walde vernehmen. Ein Jagdhund heulte und ich hörte seine Stimme immer häufiger; zu ihr gesellte sich eine andere, eine Baßstimme, dann eine dritte, eine vierte ... Bald verstummten die Stimmen, bald übertönten sie eine die andere. Allmählich wurden die Töne stärker und klangen ununterbrochen, und schließlich verschmolzen sie in einen einzigen hellen Klang.

Als ich dies hörte, erstarrte ich auf meinem Posten. Die Augen auf den Waldsaum gerichtet, lächelte ich sinnlos, der Schweiß troff von mir, und obwohl die Schweißtropfen, wie sie über mein Kinn liefen, mich kitzelten, wischte ich sie doch nicht ab. Es schien mir, daß nichts entscheidender sein könne als diese Minute. Diese gespannte Aufmerksamkeit war zu unnatürlich, um lange dauern zu können. Die Hetzhunde jagten bald dicht am Waldessaum dahin, bald entfernten sie sich allmählich von mir; ein Hase war nicht zu erblicken. Ich sah mich nach allen Seiten um. Shiran erging es ebenso: anfangs zerrte er an dem Tuch und winselte, dann legte er sich neben mich, die Schnauze auf meine Kniee und beruhigte sich.

Zwischen den kahlen Wurzeln der Eiche, unter der ich saß, auf dem grauen, trockenen Boden, zwischen welken Eichenblättern, Eicheln, dürrem, moosbedeckten Reisig, gelblich grünem Moos und den nur hier und da sich durchdrängenden schmalen grünen Grashalmen wimmelte es von Ameisen. Geschäftig liefen sie eine hinter der andern auf den von ihnen gebahnten kleinen Wegen hin und her, einige beladen, andere unbeladen. Ich ergriff ein Stück Reisig und versperrte damit ihren Weg. Man mußte es sehen, wie die Einen, die Gefahr verachtend, unter dem Reisig durchkrochen, andere darüber hinwegkletterten; einige aber, besonders solche, die beladen waren, gerieten ganz aus der Fassung und wußten nicht, was sie beginnen sollten: sie hielten an, versuchten das Hindernis zu umgehen, oder kehrten um oder krochen auf dem Reisig bis zu meiner Hand und beabsichtigten, scheint mir, unter den Ärmel meiner Jacke zu dringen.

Von diesen fesselnden Beobachtungen wurde ich durch einen Schmetterling mit gelben Flügeln abgelenkt, der ungemein verlockend über mir hin und her flatterte. Wie ich aber auf ihn aufmerksam wurde, flog er zwei Schritte weit von mir fort, flatterte über einer fast schon verwelkten Blüte von wildem Klee und ließ sich auf derselben nieder. Ich weiß nicht, ob die Sonne ihn dort behaglich wärmte oder ob er aus der Blüte Saft saugte – man sah nur, daß er sich sehr wohl fühlte. Dann und wann bewegte er die Flügel und preßte sich fester an die Blüte, schließlich blieb er ganz regungslos. Ich stützte den Kopf in beide Hände und betrachtete vergnügt den Schmetterling.

Plötzlich begann Shiran zu bellen und zerrte so heftig, daß ich fast hinfiel. Ich sah mich um. Am Waldessaum sprang ein Hase, ein Ohr niedergelegt, das andere aufgerichtet. Das Blut stieg mir zu Kopf, ich vergaß in diesem Augenblicke alles, rief etwas mit unsicherer Stimme, ließ den Hund los und lief ihm nach. Doch kaum hatte ich dies gethan, als ich es auch schon bereute: der Hase hielt inne, machte einen Satz und ich sah ihn nicht mehr.

Doch wie groß war meine Scham, als hinter den Hetzhunden, welche bellend am Waldessaum erschienen, aus den Gebüschchen der Hundeaufseher Turka auftauchte! Er sah meinen Fehler (der darin bestand, daß ich nicht „ausgehalten“ hatte), und indem er mir einen geringschätzenden Blick zuwarf, sagte er bloß: „Ach, der junge Herr!“ Man muß aber wissen, wie er dies sagte! Mir wäre leichter zu Mut gewesen, wenn er mich wie einen Hasen an den Sattel gehängt hätte.

Lange stand ich in großer Verzweiflung auf derselben Stelle, rief meinen Hund zurück und wiederholte beständig, indem ich mich auf die Schenkel schlug: „Mein Gott, was habe ich angestellt!“

Ich hörte, wie die Hunde weiter rannten, wie sie auf der andern Seite des Waldes bellten, den Hasen zurücktrieben, und wie Turka mit seinem riesigen Horn die Hunde zusammenrief – aber ich rührte mich noch immer nicht von der Stelle.

*

Die Jagd war zu Ende. Im Schatten junger Birken war ein Teppich ausgebreitet und auf dem Teppich saß die ganze Gesellschaft. Der Büffettidiener Gawrilo, der rings um sich das grüne, saftige Gras niedergetreten hatte, wischte Teller ab und entnahm einem Körbchen in Blätter gewickelte Pflaumen und Pfirsiche. Die Sonne schien durch die grünen Zweige der jungen Birken und warf auf das Teppichmuster, auf meine Füße und auf den schweißbedeckten Kopf Gawrilos runde, bewegliche Lichtflecken. Ein leichter Wind, der durch die Blätter der Bäume, durch mein Haar und über mein erhitztes Gesicht strich, erfrischte mich sehr.

Nachdem man uns mit Gefrorenem und Früchten beteiligt hatte, gab es für uns auf dem Teppich nichts mehr zu thun, und trotz der schrägen, sengenden Sonnenstrahlen erhoben wir uns und gingen spielen.

„Nun, was thun wir?“ sagte Ljubotschka, indem sie unter der Wirkung der Sonnenstrahlen mit den Augen blinzelte, während sie über das Gras hinhüpfte. „Spielen wir Robinson!“

„Nein ... das ist langweilig,“ sagte Wolodja, der sich träge ins Gras geworfen hatte und Blätter kaute. „Ewig Robinson!“

Wolodja suchte sich sichtlich ein Ansehen zu geben: er war wohl stolz darauf, daß er auf einem Jagdped hergekommen war, und stellte sich nun, als ob er sehr müde wäre. Vielleicht war bei ihm auch schon zu viel gesunder Verstand und zu geringe Einbildungskraft vorhanden, um an dem Robinsonspiel großes Gefallen zu finden. Das Spiel bestand in der Aufführung von Szenen aus „*Robinson suisse*“, den wir kurz vorher gelesen hatten.

„Nun, ich bitte Dich ... warum willst Du uns nicht dieses Vergnügens bereiten?“ drängten ihn die Mädchen. „Du wirst Charles oder Ernst oder der Vater sein – was Du willst,“ sagte Katenka und versuchte ihn am Jäckchenärmel vom Boden emporzuziehen.

„Ich habe wahrlich keine Lust – es ist langweilig!“ sagte Wolodja, indem er sich reckte und gleichzeitig selbstgefällig lächelte.

„Dann war es besser zu Hause zu sitzen, wenn niemand spielen will,“ sagte Ljubotschka, dem Weinen nahe.

Sie war eine schreckliche Greinerin.

„Nun, gehen wir! Weine nur nicht, ich bitte Dich. Ich kann das nicht leiden!“

Die Herablassung Wolodjas bereitete uns sehr wenig Vergnü-

gen; im Gegenteil zerstörte sein träges, gelangweiltes Aussehen allen Zauber des Spieles. Als wir uns auf die Erde setzten und, uns vorstellend, daß wir zum Fischfang ausziehen, aus Leibeskräften zu rudern begannen, saß Wolodja da, die Hände im Schoße und in einer Haltung, die mit der eines Fischers keine Ähnlichkeit hatte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, aber er gab mir zur Antwort, daß wir dadurch, daß wir mehr oder minder mit den Händen ausholen, gleich als ob wir ruderten, nichts gewinnen und nichts verlieren und nicht weit gelangen werden. Unwillkürlich stimmte ich ihm bei. Als ich dann darstellte, daß ich mit dem Gewehr auf der Schulter auf die Jagd ging und mich in den Wald begab, legte sich Wolodja auf den Rücken, kreuzte die Hände unter dem Kopf und sagte, es wäre ebenso als ob er mitginge. Ein solches Benehmen und solche Äußerungen kühlten unsern Spieleifer ab und waren höchst unangenehm, umsomehr als man nicht umhin konnte, in seinem Innern beizustimmen, daß Wolodjas Auftreten ein verständiges sei. Ich weiß selbst, daß man mit einem Stock keinen Vogel erschießen und überhaupt keinen Schuß abgeben kann. Es ist ein Spiel. Wenn man so urteilt, dann darf man auch nicht auf Stühlen reiten; aber Wolodja wird sich, denke ich, selbst erinnern, wie wir an langen Winterabenden einen Stuhl mit Tüchern bedeckten und ihn in eine Kalesche verwandelten, wie einer den Kutschersitz einnahm, der andere als Bedienter aufstieg, die Mädchen in der Mitte, drei Stühle waren ein Dreigespann – und wir traten die Fahrt an. Und wie vielerlei Abenteuer stießen uns auf dieser Fahrt zu! Und wie heiter und wie schnell vergingen uns die Winterabende! ... Nach dem bisherigen Verlauf zu urteilen, wird kein Spiel zu stande kommen. Und wenn kein Spiel zu stande kommt, was bleibt dann übrig?

*

Während sie darstellte, daß sie von einem Baume amerikanische Früchte pflückte, riß Ljubotschka ein Blatt ab, auf dem ein riesiger Wurm saß, warf es entsetzt zu Boden, erhob die Hände und sprang beiseite, gleich als ob sie fürchtete, er könnte etwas auf sie spritzen. Das Spiel wurde unterbrochen; wir knieten alle auf die Erde nieder und steckten die Köpfe zusammen, um diese Seltenheit zu betrach-

ten. Ich sah über die Schulter Katenkas, die den Wurm auf einem Blatt, das sie ihm in den Weg hielt, emporzuheben versuchte.

Ich habe bemerkt, daß viele Mädchen die Gewohnheit haben, mit den Schultern zu zucken, indem sie ein Tuch, das sich an dem entblößten Nacken verschoben hat, wieder zurecht zu rücken zu suchen. Ich erinnere mich noch, daß sich Mimi stets über diese Bewegung ärgerte und sagte: „*c'est un geste de femme de chambre*“. Als sie sich über den Wurm beugte, machte Katenka dieselbe Bewegung und gleichzeitig hob ein Windhauch das Halstuch an ihrem weißen Nacken. Die Schulter war in diesem Augenblick nur auf zwei Finger Breite von meinen Lippen entfernt. Ich sah schon nicht mehr auf den Käfer, sondern blickte unverwandt auf Katenkas Schulter und drückte einen kräftigen Kuß auf dieselbe. Sie wandte sich nicht um, aber ich bemerkte, daß ihr Nacken und ihre Ohren sich rot färbten. Wolodja sagte, ohne den Kopf zu erheben, in geringschätzendem Ton: „Was sind das für Zärtlichkeiten?“ Mir standen die Thränen in den Augen. Ich verwandte kein Auge von Katenka. Längst war ich schon an ihr frisches, weißes Gesichtchen gewöhnt und hatte es stets geliebt, aber jetzt begann ich es aufmerksam zu betrachten und gewann es noch mehr lieb.

Als wir zu den Erwachsenen kamen, teilte uns Papa zu unserer großen Freude mit, daß die Abreise auf Bitten des Mütterchens bis zum nächsten Morgen verschoben sei. Wir ritten neben der Lineika zurück. Wolodja und ich, die wir einer den andern an Gewandtheit im Reiten und an Kühnheit zu übertreffen suchten, tummelten uns um sie herum. Mein Schatten war länger als zuvor, und daraus schloß ich, daß ich als Reiter eine ziemlich gute Erscheinung sei, aber das Gefühl von Selbstgefälligkeit, das ich empfand, wurde bald durch folgenden Umstand unterbrochen. Um die in der Lineika Sitzenden endgültig für mich einzunehmen, blieb ich ein wenig zurück, trieb dann mit der Peitsche und den Schenkeln mein Pferdchen zu raschem Lauf an, nahm eine ungezwungene graziöse Haltung an und wollte wie ein Wirbelwind an ihnen vorübersausen, an der Seite, an welcher Katenka saß. Ich wußte nur nicht, was besser sei, schweigend vorbeizusprennen oder zu schreien. Doch das unausstehliche Pferd hielt, als es mit dem Gespann in eine Reihe gelangte, so unerwartet an, daß ich aus dem Sattel auf seinen Hals vorflog und fast herabfiel.

Es dämmerte bereits, als wir nach Hause kamen. Mama setzte sich an den Flügel und wir Kinder holten Papier, Bleistifte und Farben und lagerten uns um den runden Tisch, um zu zeichnen. Ich hatte nur blaue Farbe, doch trotzdem nahm ich mir vor, die Jagd zu zeichnen. Nachdem ich sehr naturgetreu einen blauen Jungen auf einem blauen Pferde und blaue Hunde gezeichnet, war ich in Zweifel, ob man auch einen blauen Hasen zeichnen könne, und lief zu Papa in sein Kabinett, um ihn deshalb um Rat zu fragen. Papa las etwas, und auf meine Frage, ob es blaue Hasen gebe, erwiderte er ohne aufzublicken: „Es giebt solche, mein Lieber, es giebt solche!“ Zu dem runden Tisch zurückgekehrt, malte ich einen blauen Hasen, und dann fand ich es für angezeigt, den blauen Hasen in einen Strauch zu verwandeln. Der Strauch gefiel mir gleichfalls nicht; ich machte aus ihm einen Baum, aus dem Baum einen Heuschober, aus dem Heuschober eine Wolke, und schließlich hatte ich den ganzen Bogen so mit blauer Farbe beschmiert, daß ich ihn vor Ärger zerriß und mich in einen Lehnstuhl setzte, um zu schlafen. Mama spielte das zweite Concert Fields, ihres Lehrers. Ich schlummerte, und in meiner Einbildung erwachten freundliche Erinnerungen. Sie begann dann eine pathetische Sonate von Beethoven zu spielen und ich erinnerte mich an etwas Trauriges, Drückendes und Düsteres. Mama spielte oft diese beiden Stücke; darum erinnere ich mich deutlich des Eindrucks, den sie auf mich hervorbrachten. Meine Empfindungen gleichen einer Erinnerung; doch einer Erinnerung an was? Es war mir, als ob ich mich an etwas erinnere, was in Wirklichkeit nie vorhanden gewesen.

Mir gegenüber befand sich die Thür zu Papas Kabinett und ich sah, wie Jakof und noch einige Leute in Kaftanen und Backenbärten hineingingen. Die Thür schloß sich sofort hinter ihnen. „Nun, die Geschäfte haben begonnen!“ dachte ich. Es schien mir, daß es in der Welt nichts Wichtigeres geben könne als die Angelegenheiten, die in dem Kabinett erledigt wurden. In diesem Glauben bestärkte mich auch die Wahrnehmung, daß sich alle der Thür des Kabinetts nur flüsternd und auf den Fußspitzen zu nähern pflegten. Man vernahm von dorther die laute Stimme Papas und spürte Zigarrengeruch, der mich stets, ich weiß nicht warum, sehr anzog. Im Halbschlummer

stutzte ich plötzlich über ein mir sehr wohl bekanntes Geräusch, welches knarrende Stiefel in der Offiziantenstube hervorbrachten. Karl Iwanowitsch näherte sich auf den Fußspitzen, aber mit düsterer und entschlossener Miene der Thür und klopfte leise an. Er wurde eingelassen und die Thür schloß sich wieder.

„Wenn nur nicht irgend ein Unglück geschieht,“ dachte ich. „Karl Iwanowitsch ist aufgebracht; er ist zu allem bereit ...“

Ich schlummerte wieder ein.

Doch es ereignete sich kein Unglück; nach einer Stunde weckte mich dasselbe Geknarre von Stiefeln. Karl Iwanowitsch kam aus der Thür, indem er mit einem Tuche Thränen, die ich auf seinen Wangen bemerkte, wegwischte, und ging etwas vor sich hin murmelnd hinauf. Hinter ihm kam Papa heraus und ging in das Gastzimmer.

„Weißt Du, was ich soeben beschlossen habe?“ sagte er in heiterem Ton, indem er die Hand auf Mamas Schulter legte.

„Was, mein Lieber?“

„Ich nehme Karl Iwanowitsch mit den Kindern mit. Platz ist in der Britschka. Sie haben sich an ihn gewöhnt und er scheint auch an ihnen zu hängen; und 700 Rubel jährlich sind kein großer Betrag, *et puis au fond c'est un très bon diable.*“

Ich konnte nicht begreifen, weshalb Papa Karl Iwanowitsch schmähte.

„Das freut mich sehr,“ sagte Mama, „der Kinder und seinetwegen. Es ist ein prächtiger Alter.“

„Wenn Du gesehen hättest, wie gerührt er war, als ich ihm sagte, daß er diese 500 Rubel als Geschenk behalten solle ... Doch das Spaßigste war die Rechnung, die er mir brachte. Es lohnt sich, sie anzusehen,“ fügte er lächelnd hinzu, indem er Mama eine von Karl Iwanowitsch geschriebene Rechnung reichte. „Sie ist reizend!“

Ihr Inhalt war folgender:

Zwei Fischangeln für die Kinder – 70 Kopeken.

Farbiges Papier, Goldeinfassung, Kleister und Gestell zu einem Schächtelchen, als Geschenk – 6 Rubel 55 Kopeken.

Ein Buch und eine Armbrust, Geschenk für die Kinder – 8 Rubel 16 Kopeken.

Eine Hose für Nikolai – 4 Rubel.

Von Peter Alexandrowitsch versprochen aus Moskau im Jahre 18.. eine goldene Uhr für 140 Rubel mitzubringen.

Folglich hat Karl Mauer außer seinem Gehalt zu fordern – 159 Rubel 41 Kopeken.

Wenn er diese Rechnung liest, in der Karl Iwanowitsch verlangt, daß man ihm alles Geld ersetze, das er für Geschenke verausgabte, und ihm auch den Wert des ihm versprochenen Geschenkes bezahle, wird jeder glauben, daß Karl Iwanowitsch nichts weiter als ein gefühlloser und habsüchtiger Egoist war – aber da ist er in einem Irrtum befangen. Als er mit der Rechnung in der Hand und einer vorbereiteten Rede im Kopfe in das Kabinett trat, wollte er Papa bepredigt alle Ungerechtigkeiten auseinandersetzen, die er in unserem Hause erduldet hatte, doch als er mit der rührenden Stimme und der gefühlvollen Betonung zu sprechen begann, mit der er uns gewöhnlich diktirte, wirkte seine Beredtsamkeit am stärksten auf ihn selbst, sodaß, als er zu der Stelle kam, an der er sagen wollte: „so schwer es mir werden wird, mich von den Kindern zu trennen,“ er vollständig den Faden verlor, seine Stimme zu zittern begann und er das gewürfelte Taschentuch aus der Tasche hervorholen mußte. „Ja, Peter Alexandrowitsch,“ sagte er unter Thränen (diese Stelle befand sich ganz und gar nicht in der vorbereiteten Rede): „ich habe mich so an die Kinder gewöhnt, daß ich nicht weiß, was ich ohne sie anfangen werde. Ich will Ihnen lieber ohne Gehalt dienen,“ fügte er hinzu, indem er mit einer Hand die Thränen abwischte und mit der andern die Rechnung überreichte.

Dass Karl Iwanowitsch in diesem Augenblicke aufrichtig sprach, das kann ich bestätigen, da ich sein gutes Herz kenne, doch wie die Rechnung in Einklang zu bringen war mit seinen Worten, das bleibt mir ein Geheimnis.

„Wenn es Ihnen schwer fällt, so würde es mir noch schwerer fallen, mich von Ihnen zu trennen,“ sagte Papa, indem er ihm auf die Schulter klopfte. „Ich bin jetzt andern Sinnes geworden.“

Kurz vor dem Abendessen kam Grischa in die Stube. Seitdem er unser Haus betreten, hatte er nicht aufgehört zu seufzen und zu weinen, was nach der Meinung derer, die an seine Sehergabe glaubten, unserem Hause irgend ein Unglück verkündete. Er begann sich zu verabschieden und sagte, daß er morgen früh weiter wandern werde. Ich gab Wolodja einen Wink und ging zur Thür hinaus.

„Was giebt’s?“

„Wenn Ihr Grischas Ketten besichtigen wollet, so gehen wir so-

fort zu den Dienerzimmern hinauf, Grischa schläft in der zweiten Kammer, in dem Verschlag kann man prächtig sitzen, und wir werden alles sehen.“

„Vortrefflich! Warte hier! Ich rufe die Mädchen!“

Die Mädchen kamen herausgelaufen und wir begaben uns hinauf. Nachdem wir nicht ohne Streit entschieden, wer zuerst in den dunkeln Verschlag treten sollte, setzten wir uns und warteten.

*

Uns überkam in der Dunkelheit alle ein drückendes Gefühl; wir drängten uns dicht aneinander und sprachen kein Wort. Fast unmittelbar hinter uns trat leisen Schrittes Grischa ein. In einer Hand hielt er seinen Stab, in der andern einen kupfernen Leuchter mit einer Unschlittkerze. Wir hielten den Atem an.

„Herr Jesus Christus! Heilige Gottesmutter! Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist ...“ wiederholte er, indem [er] die Luft einsog, mit den verschiedenen Betonungen und Abkürzungen, welche denen eigen sind, die diese Worte häufig wiederholen.

Nachdem er während des Gebetes seinen Stab in die Ecke gestellt und das Bett besichtigt hatte, begann er sich auszukleiden. Er löste seinen alten schwarzen Leibgurt, zog langsam den Nankingkittel aus, legte ihn sorgfältig zusammen und hing ihn über die Stuhllehne. Sein Gesicht drückte jetzt nicht wie gewöhnlich Schüchternheit und Stumpfsinn aus; im Gegenteil, er war zufrieden, gedankenvoll, ja majestätisch. Seine Bewegungen waren langsam und überlegt. Bis auf das Hemd entkleidet, ließ er sich langsam auf das Bett nieder, machte auf demselben nach allen Richtungen das Kreuzeszeichen und rückte unter dem Hemde, wie man sehen konnte mit Anstrengung (da er die Stim runzelte), die Ketten zurecht. Nachdem er eine Weile auf dem Bett gesessen und sorgsam sein an mehreren Stellen zerrissenes Hemd gemustert hatte, stand er auf, hob ein Gebet murmelnd die Kerze in gleiche Höhe mit dem Heiligenschrank, in dem einige Heiligenbilder standen, bekreuzte sich vor ihnen und steckte die Kerze mit der brennenden Seite in die Leuchteröffnung; sie erlosch prasselnd.

Der Mond schien fast voll in die dem Wald zugekehrten Fenster. Die lange weiße Gestalt des Blödsinnigen war auf der einen Seite

von den bleichen, silbernen Mondstrahlen beleuchtet, auf der andern fiel ihr schwarzer Schatten vereint mit den Schatten der Fensterrahmen auf den Fußboden und die Wände und erstreckte sich bis zur Decke. Grischa kreuzte die gewaltigen Hände über der Brust, neigte den Kopf und stand, beständig schwer seufzend, schweigend vor den Heiligenbildern; dann kniete er mühsam nieder und begann zu beten. Anfangs sprach er leise die bekannten Gebete, indem er nur einige Worte besonders betonte, dann wiederholte er sie, aber lauter und mit mehr Inbrunst. Er begann seine eigenen Worte zu gebrauchen, wobei er sich mit merklicher Anstrengung bemühte, sich altslawisch auszudrücken. Er betete für alle seine Wohlthäter (so nannte er diejenigen, die ihn aufnahmen), darunter auch unser Mütterchen und wir; er betete für sich, bat, daß Gott ihm seine schweren Sünden vergeben möge, und wiederholte: „Gott verzeihe meinen Feinden!“ Laut seufzend erhob er sich, und immer und immer wieder diese Worte wiederholend, warf er sich zu Boden und erhob sich wieder, trotz der Last der Ketten, die einen scharfen Klang von sich gaben, wie sie gegen den Boden aufschlugen.

Wolodja zwickte mich sehr schmerzhaft in den Fuß, doch ich sah mich garnicht um; ich rieb bloß die betreffende Stelle mit der Hand und folgte weiter mit kindlichem Staunen, mit Mitleid und Ehrfurcht allen Bewegungen und Worten Grischas.

Seit dieser Zeit ist viel Wasser verlaufen, viele Erinnerungen an Vergangenes haben für mich ihre Bedeutung verloren und sind traurige Phantasiebilder geworden, und auch der Pilger Grischa hat längst seine letzte Pilgerfahrt beendet, doch der Eindruck, den er auf mich hervorbrachte, und die Empfindung, die er in mir erweckte, wird nie aus meinem Gedächtnis verschwinden. Oh, großer Christ Grischa! Dein Glaube war so stark, daß du die Nähe Gottes fühltest! Deine Liebe war so groß, daß die Worte von selbst von deinen Lippen flossen ... du unterzogst sie keiner Prüfung durch den Verstand und welch hohes Lob brachtest du seiner Erhabenheit dar, als du, ohne Worte zu finden, unter Thränen dich auf den Boden warfest!

...

Die Rührung, mit der ich Grischa lauschte, konnte nicht von langer Dauer sein, erstens weil meine Neugierde befriedigt war, und zweitens weil meine Füße von dem Stillsitzen auf derselben Stelle einzuschlafen begannen und ich mich dem allgemeinen Geflüster

und Herumbalgen anschließen wollte, das hinter mir in dem dunkeln Verschlag vernehmbar war. Jemand ergriff mich bei der Hand und flüsterte: „Wessen Hand ist das?“ In dem Verschlag war es vollständig finster, doch an der bloßen Berührung und an der Stimme, die dicht an meinen Ohren flüsterte, erkannte ich sofort Katenka. Ohne zu wissen was ich that, ergriff ich ihren Arm in den kurzen Handschuhen am Ellbogen und drückte meine Lippen auf denselben. Katenka war wahrscheinlich über dieses Benehmen erstaunt und entriß mir die Hand; dabei stieß sie an einen zerbrochenen Stuhl, der in dem Verschlag stand. Grischa erhob den Kopf, sah sich langsam um und begann unter Gebeten nach allen Ecken des Zimmers hin das Kreuzeszeichen zu machen. Wir krochen lärmend und flüsternd aus dem Verschlag.

*

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lief auf den Höfen des Dorfes Chabaroska in einem Zwillichkleid ein barfüßiges, aber lustiges, dickes und rotwangiges Mädchen Nataschka umher. Wegen der Verdienste und auf Bitten ihres Vaters, des Klarinettisten Sawwa, nahm sie mein Großvater unter die weibliche Dienerschaft der Großmutter auf. Das Stubenmädchen Nataschka zeichnete sich in dieser Stellung durch Sanftmut und Eifer aus. Als unser Mütterchen geboren wurde und man eine Kinderwärterin brauchte, wurde dieses Amt Nataschka übertragen, und auf diesem neuen Felde erntete sie Lob und Belohnungen für ihre Thätigkeit, ihre Treue und Anhänglichkeit an die junge Herrin, doch der gepuderte Kopf und die Strümpfe und Schuhschnallen des jungen feschen Offizianten Foka, den sein Dienst häufig mit Nataschka zusammenführte, nahmen ihr liebeglühendes Herz gefangen. Sie entschloß sich sogar, selbst zum Großvater zu gehen und ihn um die Erlaubnis zu bitten, Foka heiraten zu dürfen. Der Großvater faßte ihr Verlangen als Undankbarkeit auf, wurde zornig und sandte die arme Nataschka zur Strafe in das Step-pendorf auf den Viehhof. Doch nach sechs Monaten wurde Natalja, da niemand sie zu ersetzen vermochte, auf den Hof zurückgeholt und in ihre frühere Stellung wieder eingesetzt. In einem Zwillichkleid aus der Verbannung zurückgekehrt, kam sie zum Großvater, fiel vor ihm auf die Kniee und bat ihn, ihr seine Gunst und Liebe

wieder zuzuwenden und die Thorheit zu vergessen, zu der sie sich hatte verleiten lassen und die sie, wie sie schwor, nie wieder begehen wollte. Und in der That hielt sie ihr Wort. Nataschka wurde nun Natalja Ssawischna und setzte eine Haube auf: den ganzen Reichtum an Liebe, den ihr Herz barg, übertrug sie auf ihre Herrin. Als an ihre Stelle bei unserer Mutter eine Gouvernante trat, erhielt sie die Schlüssel der Vorratskammer, und die Wäsche und alle Mundvorräte wurden ihr anvertraut. Diese neuen Pflichten erfüllte sie mit demselben Eifer und derselben Liebe. Sie ging ganz in der Sorge um das Gut der Herrschaft auf, sah überall Verluste, Verderben, Entwendung, und suchte dem mit allen Kräften entgegenzuwirken. Als Mama heiratete, wollte sie Natalja Ssawischna für ihre zwanzigjährige Mühe und Ergebenheit durch etwas belohnen, sie rief sie zu sich, und nachdem sie ihr in den schmeichelhaftesten Worten ihre Anerkennung und Liebe ausgedrückt hatte, händigte sie ihr einen Stempelbogen ein, auf den die Entlassung Natalja Ssawischnas aus der Leibeigenschaft geschrieben war, und sagte, daß sie, möge sie nun ferner in unserem Hause dienen oder nicht, lebenslänglich ein Jahrgehalt von 300 Rubel empfangen werde. Natalja Ssawischna hörte dies alles schweigend an, dann nahm sie die Urkunde, sah sie ärgerlich an, brummte etwas durch die Zähne und lief zur Stube hinaus, indem sie die Thür hinter sich zuwarf. Da sie die Ursache eines so seltsamen Benehmens nicht begriff, ging Mama nach einer Weile in Natalja Ssawischnas Kammer. Sie saß mit verweinten Augen auf dem Koffer, wühlte mit den Fingern in ihrem Taschentuch und sah starr auf die vor ihr auf dem Boden liegenden Fetzen des zerrissenen Freibriefes.

„Was geht mit Euch vor, meine liebe Natalja Ssawischna?“ fragte Mama und ergriff sie bei der Hand.

„Nichts, Mütterchen,“ erwiderte sie. „Ich bin Ihnen wohl durch etwas zuwider geworden, daß Sie mich vom Hofe jagen ... Nun denn, ich werde gehen!“ Sie entriß ihr die Hand und wollte, kaum noch die Thränen zurückhaltend, aus der Kammer gehen. Mama hielt sie zurück, umarmte sie und beide brachen in Thränen aus.

So weit meine Erinnerungen zurückreichen, erinnere ich mich auch Nataljas, ihrer Liebe und Zärtlichkeit, doch jetzt erst vermag ich sie zu schätzen – damals fiel mir nicht auf, welch seltenes, wunderbares Geschöpf diese Greisin war. Nicht nur, daß sie nie von sich

sprach – sie dachte, wie es scheint, auch nicht an sich: ihr ganzes Leben war Liebe und Selbstaufopferung. Ich hatte mich so an ihre uneigennützig, zärtliche Liebe zu uns gewöhnt, daß ich garnicht dachte, es könnte anders sein, und ihr nicht im geringsten dankbar war und mir auch nie die Frage vorlegte: Wie denn? Ist sie glücklich? Ist sie zufrieden?

Einmal war ich gegen sie aufgebracht. Das kam folgendermaßen. Als ich mir bei Tische Kwaß einschenkte, stieß ich die Flasche um und begoß das Tischtuch.

„Rufet doch Natalja Ssawischna, daß sie sich an ihrem Liebling erfreue!“ sagte Mama. Natalja Ssawischna trat ein, und als sie die Lache erblickte, die ich verursacht hatte, schüttelte sie den Kopf. Dann sagte ihr Mama etwas ins Ohr und sie ging hinaus, indem sie mir mit dem Finger drohte. Nach Tische begab ich mich hüpfend, in heiterster Stimmung in den Saal, als plötzlich Natalja Ssawischna mit dem Tischtuch in der Hand hinter der Thür hervorsprang, mich ergriff und trotz meiner verzweifelten Gegenwehr mir mit dem nassen Tuch das Gesicht rieb, mit den Worten: „Beschmutze nicht die Tischtücher! Beschmutze nicht die Tischtücher!“ Mich kränkte das so, daß ich vor Zorn zu brüllen begann. „Wie!“ sprach ich zu mir, indem ich im Saal auf und abging und die Thränen mich fast erstickten. „Natalja Ssawischna, kurzweg Natalja, nennt mich Du und schlägt mich auch noch mit einem nassen Tischtuch ins Gesicht, wie einen Jungen vom Hof! Nein, das ist entsetzlich!“ Als Natalja Ssawischna sah, daß ich weinte, lief sie sofort davon und ich setzte meine Wanderung fort und sann darüber nach, wie ich der frechen Natalja die mir zugefügte Beleidigung vergelten könnte. Nach einigen Minuten kam Natalja Ssawischna zurück, kam schüchtern auf mich zu und begann mir zuzureden: „Lassen Sie es gut sein, mein Lieber, weinen Sie nicht ... verzeihen Sie mir dummen Gans ... ich bin schuld ... verzeihen Sie mir nur, mein Lieber ... da, nehmen Sie!“ Sie zog unter ihrem Tuche eine Tüte aus rotem Papier hervor, in der sich zwei Stücke Zuckermandeln und eine Weintraube befanden, und reichte sie mir mit zitternder Hand. Ich hatte nicht die Kraft, der guten Alten ins Gesicht zu sehen; ich wandte mich ab, nahm das Geschenk, und meine Thränen flossen noch reichlicher, doch schon nicht mehr vor Zorn, sondern vor Liebe und Scham.

Am Tage nach den von mir beschriebenen Vorgängen standen um zwölf Uhr eine Kalesche und eine Britschka vor dem Hausthor. Nikolai war für die Reise gekleidet, das heißt seine Beinkleider waren in die Stiefel gestopft und der alte Überrock fest mit einer Leibbinde umgürtet. Er stand in der Britschka und legte Mäntel und Kissen auf den Sitzen zurecht; wenn ihm ein Sitz zu hoch schien, setzte er sich auf die Kissen und drückte sie nieder, indem er sich wiederholt auf sie fallen ließ.

Um die Freitreppe herum standen Bauern vom Hofe in Überröcken, Kaftans oder Hemden, ohne Mützen, Frauen in Zwillickkleidern und gestreiften Tüchern mit Kindern auf dem Arm, und bloßfüßige Jungen, betrachteten die Wagen und plauderten. Einer der Kutscher – ein gebückter Alter in einer Wintermütze und einem Kittel – hielt die Deichsel der Kalesche in der Hand, bewegte sie hin und her und betrachtete tiefsinnig ihre Bewegungen; der andere – ein stattlicher junger Bursch, nur in weißem Hemde mit roten baumwollenen Achselzwickeln und mit einer schwarzen Lammfellmütze, die er, sein blondes Lockenhaar glatt streichend, von einem Ohr auf das andere schob – legte seinen Bauernkittel auf den Kutschbock, warf auch die Lenkriemen dorthin, und indem er mit der geflochtenen Peitsche an die Schenkel klopfte, betrachtete er bald seine Stiefel, bald die Kutscher, die die Britschka schmierten. Einer derselben drückte mit Anstrengung den Hebebaum nieder; der andere war über das Rad geneigt und schmierte sorgsam die Achsen und das Nabenschmierloch – und damit der Überrest der Wagenschmiere nicht verloren gehe, verrieb er sie ringsum von unten her. Die verschiedenfarbigen, zu Schanden gefahrenen Postpferde standen beim Gitter und fegten mit den Schweifen die Fliegen fort; die einen hatten die zottigen, breiten Beine weit auseinander gespreizt, die Augen halb geschlossen und schlummerten; andere leckten sich gegenseitig aus Langeweile oder rissen Blüten und Stengel des dunkelgrünen, hartblättrigen Farnkrautes ab, das neben der Freitreppe wuchs. Einige Windhunde lagen schwer keuchend in der Sonne, andere krochen im Schatten unter der Kalesche und der Britschka umher und leckten das Fett an den Achsen ab. Die Luft war mit Staub erfüllt, der Horizont graublau gefärbt, aber nicht ein Wölkchen am

Himmel. Ein starker Westwind wirbelte auf den Wegen und auf den Feldern den Staub in Säulen empor, beugte die Wipfel der hohen Linden und der Birken im Garten und wehte die abfallenden gelben Blätter weit fort. Ich saß am Fenster und erwartete ungeduldig die Beendigung aller Vorbereitungen.

Als alle im Gastzimmer um den runden Tisch versammelt waren, um zum letzten Male einige Minuten zuzubringen, dachte ich nicht im mindesten daran, welch trauriger Augenblick uns bevorstehe. Die unnütze Gedanken gährten in meinem Kopf. Ich richtete Fragen an mich: Welcher Postknecht wird in der Britschka und welcher in der Kalesche fahren? Wer wird mit Papa fahren, wer mit Karl Iwanowitsch? Und weshalb will man mich unbedingt in eine Schärpe und einen wattierten Oberrock einhüllen? „Bin ich verweichlicht? Ich werde wohl nicht erfrieren. Wenn nur dies alles schnell zu Ende wäre! Ich möchte, daß wir einsteigen und fortfahren!“

„Wem befehlen Sie das Verzeichnis der Kinderwäsche zu übergeben?“ sagte Natalja Ssawischna, die mit verweinten Augen, einen Zettel in der Hand, eintrat, indem sie sich an Mama wandte.

„Geben Sie es Nikolai und kommen Sie dann, von den Kindern Abschied nehmen.“

Die Greisin wollte etwas sagen, hielt aber plötzlich inne, verhüllte ihr Gesicht mit dem Tuch, und indem sie eine abwehrende Handbewegung machte, ging sie aus dem Zimmer. Es preßte mir doch ein wenig das Herz zusammen, als ich diese Handbewegung sah, aber die ungeduldige Sehnsucht nach der Abreise war stärker als dieses Gefühl und ich folgte vollkommen gleichgiltig der Unterredung des Vaters mit dem Mütterchen. Sie sprachen von Dingen, die, wie man bemerken konnte, weder ihn noch sie interessierten: Was man für die Wirtschaft einkaufen müsse? Was er der Fürstin Sophie und Madame Julie sagen solle? Und ob der Weg gut sein werde?

Foka trat ein und sagte, indem er auf der Schwelle stehen blieb, genau in demselben Ton, in dem er zu melden pflegte, daß das Mittagessen bereit sei: die Pferde sind bereit. Ich bemerkte, daß *maman* bei dieser Meldung zusammenzuckte und erlebte, als ob sie ihr unerwartet käme. Foka erhielt den Befehl, alle Thüren des Zimmers zu schließen. Mir machte das viel Spaß, da es aussah, als ob sich alle

vor irgend jemand verstecken wollten. Als alle sich gesetzt hatten, setzte sich auch Foka auf den Rand eines Stuhles, doch kaum hatte er sich niedergelassen, so knarrte die Thür und alle sahen sich um. Natalja Ssawischna trat hastig in die Stube, und ohne die Augen zu erheben, ließ sie sich bei der Thür neben Foka auf dem selben Stuhl nieder. Ich sehe noch, als ob es heute wäre, vor mir den kahlen Kopf und das runzliche regungslose Gesicht Fokas und die gebückte Gestalt in der Haube, unter welcher graue Haare schimmern. Sie sitzen zusammengedrängt auf demselben Stuhl und beiden ist nicht wohl zu Mute.

Ich blieb sorglos und ungeduldig. Die zehn Sekunden, während welcher wir bei geschlossenen Thüren dasaßen, erschienen mir wie eine ganze Stunde. Endlich standen alle auf, bekreuzten sich und begannen Abschied zu nehmen. Papa umarmte *maman* und küßte sie mehrmals.

„Nun mag's genug sein, meine Liebe!“ sagte Papa. „Wir nehmen ja nicht für ewig Abschied.“

„Es ist immerhin traurig“, sagte *maman* mit vor Thränen zitternder Stimme.

Als ich diese Stimme vernahm, ihre zuckenden Lippen und die Augen voll Thränen sah, vergaß ich alles andere, es überkam mich solche Schwermut, Schmerz und Furcht, daß ich am liebsten fortgelaufen wäre, anstatt von ihr Abschied zu nehmen. Sie hatte Wolodja schon so oft geküßt und bekreuzt, daß ich in der Annahme, sie werde sich nun mir zuwenden, mich vordrängte, aber sie segnete ihn immer noch und preßte ihn an die Brust. Endlich umarmte ich sie, und indem ich mich an sie anschmiegte, begann ich zu weinen, ohne an etwas anderes als mein Leid zu denken.

Als wir hinabgingen, um einzusteigen, kam im Vorsaal das langweilige Hausgesinde Abschied nehmen. Ihr „gestatten Sie das Händchen, Euer Gnaden!“, die schallenden Küsse auf die Schulter und der Fetgeruch ihrer Köpfe erregten in mir ein Gefühl, das dem Ekel sehr nahe kam. Unter dem Einfluß dieses Gefühls küßte ich sehr kalt Natalja Ssawischna auf ihre Haube, als sie in Thränen aufgelöst von mir Abschied nahm.

Es ist seltsam, daß ich noch, als ob es jetzt wäre, alle Gesichter der Hofleute vor mir sehe und sie bis auf die geringsten Einzelheiten zeichnen könnte, doch Mamas Gesicht und Haltung ist thatsächlich

meinem Gedächtnis entschwunden, vielleicht deshalb, weil ich während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal den Mut fassen konnte, sie anzusehen. Es schien mir, daß, wenn ich dies thäte, ihr und mein Kummer eine ganz unmögliche Steigerung erfahren würde.

Ich stürzte vor allen anderen in die Kalesche und setzte mich auf den Rücksitz. Da das Oberleder übergeschlagen war, vermochte ich nichts zu sehen, aber der Instinkt sagte mir, daß *maman* noch da sei. „Soll ich sie noch ansehen oder nicht? ... Nun zum letzten Mal!“ sprach ich zu mir selbst und beugte mich aus der Kalesche gegen die Freitreppe hinaus. In diesem Augenblick kam *maman* in der gleichen Absicht von der entgegengesetzten Seite der Kalesche und rief mich beim Namen. Als ich ihre Stimme hinter mir vernahm, wandte ich mich nach ihr um, doch so rasch, daß wir mit den Köpfen zusammenstießen; sie lächelte traurig und küßte mich recht innig zum letzten Mal. Als wir eine kleine Strecke gefahren waren, entschloß ich mich, nach ihr auszusehen. Der Wind hob das blaue Tuch, das sie um den Kopf geschlungen hatte; mit gesenktem Kopf und das Gesicht mit den Händen bedeckend, stieg sie langsam die Treppe hinan. Foka stützte sie. Papa saß neben mir und sprach kein Wort; ich schluckte die Thränen hinunter und etwas würgte mich so in der Kehle, daß ich zu ersticken fürchtete ... Als wir auf die große Straße kamen, sahen wir jemand mit einem weißen Tuche vom Balkon aus uns zuwinken. Ich winkte mit meinem Tuche, und diese Bewegung beruhigte mich nicht wenig. Ich weinte immer noch, und der Gedanke, daß die Thränen meine Empfindlichkeit bewiesen, bereitete mir Vergnügen und Trost.

Als wir etwa eine Werst gefahren waren, setzte ich mich bequemer und richtete meine Aufmerksamkeit auf den meinen Augen nächsten Gegenstand, den Hinterteil des Nebenpferdes, das auf meiner Seite lief. Ich sah, wie dieses scheckige Nebenpferd den Schweif bewegte, wie es einen Fuß nach dem andern vorsetzte, wie die geflochtene Peitsche des Postknechtes es traf und dann alle Füße gleichzeitig sprangen. Ich sah, wie der Schwanzriemen und auf dem Riemen die Ringe hin und her rutschten, und beobachtete dies so lange, bis der Riemen sich rings um den Schweif mit Schaum bedeckte. Dann blickte ich um mich: auf die wogenden reifen Roggenfelder, auf das dunkle Brachfeld, auf dem hier und da ein Haken-

pflug, ein Bauer, ein Pferd mit einem Fohlen sichtbar waren, auf die Werstsäulen, blickte auch auf den Kutschbock, um zu sehen, welcher Postknecht uns fahre – und die Thränen waren noch nicht auf meinen Wangen getrocknet, als meine Gedanken schon weit weg von der Mutter waren, von der ich vielleicht für immer Abschied genommen hatte. Doch jegliche Erinnerung lenkte meine Gedanken zu ihr zurück. Ich erinnerte mich des Pilzes, den ich den Tag vorher in der Birkenallee gefunden hatte, erinnerte mich, wie Ljubotschka mit Katenka stritt, wer ihn pflücken solle, und wie sie beim Abschied von uns weinten. Ich trauere um sie, und ich trauere um Natalja Ssawischna und um die Birkenallee, und trauere um Foka! Auch um die böse Mimi trauere ich. Um alles, alles ist mir leid. Aber die arme *maman*? Und abermals traten mir Thränen in die Augen, doch nicht für lange.

*

O glückliche, glückliche, unwiederbringliche Zeit der Kindheit! Wie soll man die Erinnerungen an sie nicht lieben, sie nicht pflegen? Diese Erinnerungen erfrischen, erheben meine Seele und werden für mich zu einer Quelle der schönsten Genüsse.

Nachdem man sich müde gelaufen, saß man auf seinem hohen Stuhl an dem Theetisch; es ist schon spät, man hat längst seine Tasse Milch mit Zucker ausgetrunken, der Schlaf schließt die Augenlider, aber man rührt sich nicht von der Stelle, sitzt und lauscht. Und wie soll man nicht lauschen? Mama spricht mit irgend jemand, und der Klang ihrer Stimme ist so süß, so angenehm! Dieser Klang allein sagt meinem Herzen so viel! Mit vom Schlummer verschleierten Blicken betrachte ich aufmerksam ihr Gesicht, und plötzlich wird sie ganz klein, ganz klein – ihr Gesicht ist nicht größer als ein Knopf. Doch ich sehe es immer noch ebenso deutlich, ich sehe, wie sie mich ansieht und wie sie lächelt. Es gefällt mir, sie so winzig klein zu sehen. Ich schließe die Augen noch mehr, und sie wird nun nicht größer als die Gestalten, die man in der Pupille sieht – doch ich hatte mich bewegt, und der Zauber ist zerstört. Ich schließe wieder die Augen, nehme eine andere Stellung ein, bemühe mich auf alle mögliche

Weise, ihn wieder hervorzurufen, aber vergebens. Ich stehe auf, steige in den Lehnstuhl und lagere mich dort behaglich.

„Du wirst wieder einschlafen, Nikolenka!“ sagt *maman* zu mir. „Es wäre besser, wenn Du hinauf gehst.“

„Ich will nicht schlafen, Mamascha,“ antwortet man ihr, und unklare, aber süße Träume beherrschen die Einbildung, der gesunde Kinderschlaf schließt die Augenlider, und eine Minute später schwindet das Bewußtsein und man schläft so lange, bis man geweckt wird. Du fühlst im Halbschlummer, wie irgend eine zarte Hand Dich berührt. Du erkennst sie an der bloßen Berührung, und noch im Schläfe ergreifst Du diese Hand und drückst sie fest an Deine Lippen. Alle sind schon fortgegangen: eine einzige Kerze brennt im Gastzimmer. Mama hat erklärt, daß sie mich selbst wecken werde; sie ist es, die sich zu mir in den Lehnstuhl gesetzt hat, in dem ich schlummere, sie fährt mit ihrer wunderbaren zarten Hand durch mein Haar und an meinem Ohr ertönt die bekannte liebe Stimme: „Steh’ auf, mein Herzchen! Es ist Zeit, schlafen zu gehen.“ Keine gleichgiltigen Blicke anderer Leute thun ihr Zwang an; sie scheut sich nicht, all’ ihre Zärtlichkeit und Liebe über mich zu ergießen. Ich rühre mich nicht, küsse aber noch inniger ihre Hand.

„Steh’ doch auf, mein Engel!“

Sie umschlingt mit der andern Hand meinen Hals und ihre Finger fahren rasch über ihn hin und kitzeln mich. In der Stube ist es still, halb dunkel; meine Nerven sind durch das Kitzeln und das Erwecken erregt; Mamascha sitzt dicht neben mir; sie berührt mich; ich fühle ihren Hauch und höre ihre Stimme. Alles dies veranlaßt mich, aufzuspringen, ihren Nacken mit den Armen zu umschlingen, den Kopf an ihre Brust zu drücken und fast atemlos zu sagen: „Ach liebe, liebe Mamascha, wie hab’ ich Dich lieb!“

Um ihre Lippen spielt ihr trauriges, bezauberndes Lächeln, sie ergreift mit beiden Händen meinen Kopf, küßt mich auf die Stirn und setzt mich auf ihren Schoß.

„So liebst Du mich sehr?“

Sie schweigt einen Augenblick, dann sagt sie:

„Sieh, liebe mich stets, vergiß mich nie! Wenn Deine Mamascha nicht mehr sein wird, wirst Du sie nicht vergessen? Du wirst sie nicht vergessen, Nikolenka?“

Sie küßt mich noch zärtlicher.

„Laß das! Sprich nicht so, mein Täubchen, mein Herzchen!“ schreie ich auf und küsse ihre Kniee, und Thränen stürzen in Strömen aus meinen Augen – Thränen der Liebe und des Entzückens.

Wenn man dann hinaufkömmt und in seinem wattierten Schlafrockchen vor den Heiligenbildern steht, welch wunderbares Gefühl empfindet man da bei den Worten: „Nimm, o Herr, Väterchen und Mütterchen in Deine Obhut!“

Wenn ich die Gebete wiederholte, die meine kindlichen Lippen zum ersten Mal für die geliebte Mutter stammelten, verschmolzen die Liebe zu ihr und die Liebe zu Gott gar wunderbar in *eine* Empfindung.

Nach dem Gebete hüllt man sich in die Bettdecke, und es ist einem so leicht um's Herz, so heiter, so erquickend. Ein Traum jagt den andern – doch was ist ihr Gegenstand? Sie sind unfaßbar, doch erfüllt von reiner Liebe und von Hoffnungen auf heiteres Glück. Da denkt man an Karl Iwanytsch und an sein bitteres Loos – den einzigen unglücklichen Menschen, den ich je gekannt – und man fühlt solches Mitleid mit ihm, man hat ihn so lieb, daß Thränen aus den Augen hervorbrechen und man denkt: Mache ihn Gott glücklich, gebe er mir die Möglichkeit, ihm zu helfen, seinen Kummer zu mildern; ich bin zu jedem Opfer für ihn bereit. – Dann drückt man das porzellanene Lieblingsspielzeug – einen Hasen oder einen Hund – in eine Ecke des Kopfkissens und hat seine Freude dran, wie gut, wie warm und bequem es dort liegt. Man betet noch, daß Gott allen Glück zuteil werden lasse, daß alle zufrieden seien, und daß morgen gutes Wetter zum spazierengehen sei, wendet sich dann auf die andere Seite, die Gedanken und Traumbilder verwirren, vermengen sich, und man schläft langsam und ruhig ein, das Gesicht noch naß von Thränen.

Ob diese Frische und Sorglosigkeit, dieses Liebebedürfnis und diese Glaubenskraft, über die man in der Kindheit verfügt, wohl jemals wiederkehrt? Welche Zeit kann besser sein als die, in der die zwei besten Tugenden – unschuldige Fröhlichkeit und ein grenzenloses Liebebedürfnis – die einzigen Triebfedern im Leben waren?

Ein tröstender Engel kam herabgeflogen, trocknete lächelnd die Thränen und brachte süße Träume der unverdorbenen kindlichen Einbildungskraft.

Hat denn das Leben in meinem Herzen so tiefe Spuren hinter-

lassen, daß Thränen und Entzücken mir für ewig fremd geworden sind? Blieben denn nur die Erinnerungen zurück?

*

Fast einen Monat nach unserer Ankunft in Moskau saß ich im obern Stockwerk des großmütterlichen Hauses an einem großen Tische und schrieb. Mir gegenüber saß der Zeichenlehrer und verbesserte eine Bleistiftskizze, welche den Kopf eines Türken im Turban darstellte. Wolodja stand hinter dem Lehrer und sah ihm, den Hals vorreckend, über die Schulter. Dieser Kopf war die erste Bleistiftskizze Wolodjas und sollte heute, am Namenstage der Großmutter, dieser überreicht werden.

„Und hier werden Sie nicht noch Schatten anbringen?“ fragte Wolodja den Lehrer, indem er sich auf den Fußspitzen aufrichtete und auf den Hals des Türken wies.

„Nein, das ist nicht nötig,“ sagte der Lehrer und legte die Bleistifte und die Reisfeder in das Schubfach. „Jetzt ist es sehr schön, ändern Sie nichts mehr daran. Nun, und Sie, Nikolenka,“ fügte er hinzu, indem er aufstand und immer noch nach dem Türken schielte: „enthüllen Sie uns endlich Ihr Geheimnis: was werden Sie der Großmutter als Geschenk darbringen? Es wäre wirklich das Beste, wenn Sie ihr auch einen Kopf schenkten ... Leben Sie wohl, meine Herren!“ sagte er, nahm den Hut und ging hinaus.

In diesem Augenblick dachte ich auch, ein Kopf wäre besser als das, womit ich mich abmühte. Als man uns mitgeteilt hatte, daß bald der Namenstag der Großmutter komme und daß wir zu diesem Tage Geschenke vorbereiten müßten, kam mir der Gedanke, aus diesem Anlaß ein Gedicht zu verfassen, und ich hatte auch sofort zwei gereimte Verse verfaßt und hoffte, die übrigen ebenso schnell fertig stellen zu können. Ich erinnere mich wirklich nicht, wie in meinem Kopfe der für ein Kind seltsame Gedanke entstand, aber ich erinnere mich, daß er mir sehr gefiel, und daß ich auf alle Fragen zur Antwort gab, ich werde der Großmutter ein Geschenk darbringen, aber niemandem sagen, worin es bestehen werde.

Wider meine Erwartung stellte es sich heraus, daß ich außer den zwei Versen, die ich im ersten Feuereifer verfaßt hatte, trotz aller

Anstrengung nichts weiter zustande zu bringen vermochte. Ich begann die Verse zu lesen, die sich in unseren Büchern befanden, doch weder Dimitrijew noch Dershawin halfen mir; im Gegenteil, sie überzeugten mich nur noch mehr von meiner Unfähigkeit. Da ich wußte, daß Karl Iwanowitsch gern Verse verfaßte, begann ich heimlich unter seinen Papieren nachzusuchen und fand unter einer Anzahl deutscher Gedichte auch ein russisches, das seiner Feder entstammen mußte. Dieses Gedicht, das in schöner runder Schrift auf seinem Postpapier geschrieben war, gefiel mir wegen der gerührten Stimmung, die darin zum Ausdruck gelangte; ich lernte es sofort auswendig und beschloß, es zum Muster zu nehmen. Nun ging die Arbeit bedeutend leichter von statten. Am Namenstage war ein zwölf Verse umfassender Glückwunsch fertig, und im Unterrichtszimmer am Tische sitzend, schrieb ich ihn auf Belinpapier ab. Zwei Blätter waren bereits verdorben – nicht darum, weil ich etwas an den Versen zu ändern beabsichtigte: die Verse erschienen mir vorzüglich; doch von der dritten Zeile an begannen sich die Enden immer mehr und mehr nach oben zu biegen, so daß man schon von weitem sehen konnte, daß es schief geschrieben war und nichts taugte. Das dritte Blatt fiel ebenso krumm aus wie die früheren, doch ich entschloß mich nun, die Verse nicht nochmals abzuschreiben.

In meinem Gedicht beglückwünschte ich die Großmutter, wünschte ihr, noch viele Jahre in Gesundheit zu verleben, und schloß:

*Wir werden nimmer Dich betrüben,
Und Dich wie uns're Mutter lieben.*

Das Ganze schien mir nicht übel zu sein, aber der letzte Vers klang so seltsam in meinen Ohren. „Und Dich wie unsere Mutter lieben,“ murmelte ich vor mich hin. „Welchen Reim könnte man statt lieben wählen? ... Eh! Es wird hingehen. Es ist immer noch besser als die Gedichte von Karl Iwanowitsch!“ Und ich schrieb den letzten Vers. Dann las ich im Schlafzimmer meine ganze Dichtung laut vor, mit Betonung und den entsprechenden Geberden. Es waren Verse ohne alles Silbenmaß darunter, aber daran stieß ich mich nicht. Der letzte Vers fiel mir nun noch mehr und unangenehmer auf. Ich setzte mich auf das Bett und sann nach. „Weshalb habe ich geschrieben: wie

uns're Mutter? Sie ist ja nicht hier, also brauchte ich sie nicht zu erwähnen. Es ist ja wahr, ich liebe und verehere die Großmutter, aber sie ist doch nicht das ... weshalb habe ich das geschrieben, weshalb habe ich gelogen? Es ist zwar nur ein Gedicht, aber das war doch nicht nötig.“

In diesem Augenblicke trat der Schneider ein und brachte mir einen neuen Halbfrack. „Nun, da mag es denn so bleiben!“ sagte ich in heftiger Ungeduld, steckte ärgerlich die Verse unter das Kopfkissen und beeilte mich dann, den Moskauer Anzug anzuprobieren. Er erwies sich als vorzüglich. Der braune Halbfrack mit den Bronzeknöpfen schloß eng an den Körper an – nicht so wie die Kleider, die im Dorfe für uns verfertigt worden und bei denen man bloß die Leibesgröße berücksichtigt hatte – und schwarze, gleichfalls eng anschließende Beinkleider ließen die Muskeln wundervoll hervortreten und schmiegt sich an die Stiefel an.

„Das sind wohl gar wirkliche Pantalons mit Strippen!“ dachte ich und betrachtete vor Freude ganz außer mir von allen Seiten meine Beine. Obwohl ich mich in dem neuen Anzuge sehr beengt und unbehaglich fühlte, verbarg ich dies doch allen, sagte, daß im Gegenteil alles bequem sei, und daß, falls der Anzug einen Fehler habe, dieser nur darin bestehe, daß er ein wenig zu weit sei. Dann kämmte ich sehr lange, vor dem Spiegel stehend, mein reichlich pomadisiertes Haar, doch so sehr ich mir auch Mühe gab, ich konnte den Schopf auf meinem Scheitel nicht glatt streichen: sobald ich, um seine Nachgiebigkeit zu erproben, aufhörte, ihn mit der Bürste niederzudrücken, erhob er sich wieder und die Haare wogten nach allen Richtungen in die Höhe und verliehen meinem Gesicht einen lächerlichen Ausdruck.

Karl Iwanowitsch kleidete sich in der andern Stube an. Man brachte ihm durch das Unterrichtszimmer einen blauen Frack und noch einiges weiße Zubehör. Vor der Thür, die nach unten führte, ließ sich die Stimme eines der Stubenmädchen der Großmutter vernehmen, und ich ging hinaus, um zu erfahren, was sie wollte. Sie hielt ein steif gestärktes Vorhemdchen in der Hand und sagte mir, sie bringe es Karl Iwanowitsch und habe die ganze Nacht nicht geschlafen, damit es rechtzeitig fertig werde. Ich übernahm es, das Vorhemdchen zu überbringen, und fragte, ob die Großmutter aufgestanden sei.

„Was glauben Sie denn! Sie haben schon Kaffee getrunken und der Protopope war schon da ... Wie stattlich Sie aussehen!“ fügte sie hinzu, indem sie lächelnd meinen Anzug betrachtete.

Diese Bemerkung ließ mich erröten; ich drehte mich auf einem Fuße um, schnalzte mit den Fingern und machte einen Sprung, um ihr zu zeigen, daß sie noch gar nicht genau wisse, welch gewandtes Herrchen ich wirklich sei.

Als ich Karl Iwanowitsch das Vorhemdchen brachte, brauchte er es nicht mehr: er hatte schon ein anderes angezogen, und zu dem auf dem Tische stehenden kleinen Spiegel herabgebeugt, hielt er mit beiden Händen die prächtige Schleife seines Halstuches und versuchte, ob sein glatt rasiertes Kinn sich bequem darin auf und ab bewegen könne. Nachdem er unsere Anzüge von allen Seiten betrachtet und Nikolai ersucht hatte, auch den seinen zu mustern, führte er uns zur Großmutter. Ich muß noch darüber lachen, welchen starken Pomadegeruch wir verbreiteten, als wir die Treppe hinabgingen.

Karl Iwanowitsch trug ein von ihm selbst verfertigtes Schächtelchen, Wolodja die Zeichnung, ich mein Gedicht; jeder hatte die Begrüßungsworte bereit, mit denen er sein Geschenk überreichen wollte. In dem Augenblick, als Karl Iwanowitsch die Saalthür öffnete, zog der Priester seinen Ornat an und die Gebete begannen.

Die Großmutter befand sich schon im Saal; sie stand in gebückter Haltung und auf einen Stuhl gestützt an der Wand und betete andächtig; neben ihr stand Papa. Er wandte sich nach uns um und lächelte, als er bemerkte, wie wir eiligst die bereitgehaltenen Geschenke hinter dem Rücken verbargen und bemüht, unbemerkt zu bleiben, dicht bei der Thür stehen blieben. Die ganze Wirkung der Überraschung, auf die wir gerechnet hatten, ging verloren. Als endlich der Augenblick kam, vorzutreten, fühlte ich plötzlich, daß ich mich unter dem drückenden Einfluß einer unüberwindlichen Schüchternheit befinde, und in dem Bewußtsein, daß ich nie den Mut haben werde, mein Geschenk darzubringen, verbarg ich mich hinter dem Rücken Karl Iwanowitsch', der in den gewähltesten Ausdrücken der Großmutter gratulierte, das Schächtelchen aus der rechten in die linke Hand nahm, es der Großmutter überreichte und dann einige Schritte zurücktrat, um Wolodja Platz zu machen. Die Großmutter schien von dem Schächtelchen mit der goldenen Rand-

einfassung entzückt zu sein und drückte durch ihr freundlichstes Lächeln ihren Dank aus, doch wußte sie offenbar nicht, wohin sie das Schächtelchen stellen sollte, und wohl deshalb forderte sie Papa auf, zu sehen, wie kunstvoll es gemacht sei. Nachdem Papa seine Neugierde befriedigt, reichte er es dem Protopopen, dem das Ding außerordentlich zu gefallen schien: er schüttelte den Kopf und blickte verwundert bald auf das Schächtelchen, bald auf den Meister, der solche schöne Sachen verfertigen konnte. Wolodja überreichte seinen Türken und erntete gleichfalls von allen Seiten das schmeichelhafteste Lob. Nun war ich an der Reihe: die Großmutter wandte sich mit beifälligem Lächeln mir zu.

Wer jemals unter dem Einfluß von Schüchternheit gestanden, der weiß, daß dieses Gefühl im geraden Verhältnis zur Zeit immer größer wird und die Entschlossenheit im umgekehrten Verhältnis sich vermindert, das heißt: je länger dieser Zustand dauert, desto unüberwindlicher wird er und desto weniger Entschlossenheit bleibt übrig. Der letzte Rest von Kühnheit und Entschlossenheit verließ mich, als Karl Iwanowitsch und Wolodja ihre Geschenke darbrachten, und meine Schüchternheit erreichte den Höhepunkt: ich fühlte, wie mir das Blut unaufhörlich vom Herzen zum Kopfe drang, wie ich abwechselnd bleich und rot wurde und an Stirn und Nase große Schweißtropfen hervortraten. Meine Ohren waren glühend rot, ich fühlte, wie mein ganzer Körper zitterte und sich mit Schweiß bedeckte, wankte von einem Fuß auf den andern und rührte mich nicht von der Stelle.

„Nun, laß mal sehen, Nikolenka, was Du hast – ein Schächtelchen oder eine Zeichnung?“ sagte Papa.

Da blieb keine Wahl: mit zitternder Hand überreichte ich die zerknitterte verhängnisvolle Rolle, aber die Stimme versagte mir völlig den Dienst und ich blieb schweigend vor der Großmutter stehen. Ich konnte den Gedanken nicht fassen, daß man nun, statt die erwartete Zeichnung zu betrachten, in Aller Gegenwart meine ungenießbaren Verse und die Worte: „wie eine Mutter lieben“ vorlesen werde, die klar beweisen, daß ich sie nie geliebt und sie vergessen habe. Wie soll ich schildern, was ich litt, als die Großmutter laut mein Gedicht vorzulesen begann und als sie, da sie die Schrift nicht entziffern konnte, in der Mitte des Gedichts inne hielt und mit einem Lächeln, das mir damals ein spöttisches zu sein schien, Papa ansah, – als sie

nicht so betonte, wie ich es wollte, und als sie wegen ihrer schwachen Augen nicht zu Ende las, Papa das Blatt übergab, und ihn ersuchte, es ihr ganz von Anfang an vorzulesen? Es war mir als thue sie dies, weil sie es satt hatte, so schlechte und schief geschriebene Verse zu lesen, und damit Papa selbst den letzten Vers lesen könne, welcher ein klarer Beweis meiner Gefühllosigkeit war. Ich erwartete, daß er mir mit diesen Versen über die Nase fahren und sagen werde: „Du schlechter Junge, vergiß Deine Mutter nicht ... da hast Du etwas dafür!“ ... doch nichts dergleichen geschah; im Gegenteil, als alles verlesen war, sagte die Großmutter: „*charmant!*“ und küßte mich auf die Stirn. Das Schächtelchen, die Zeichnung und die Verse wurden neben zwei Battisttücher und die Tabaksdose mit Mamas Bildnis auf das Tischbrett des Voltairestuhles gelegt, in welchem die Großmutter stets saß.

„Die Fürstin Barbara Ilinitschna!“ meldete einer der beiden riesigen Lakaien, die auf dem hintern Trittbrett des Wagens der Großmutter zu stehen pflegten.

Die Großmutter blickte in Gedanken versunken auf das auf der Schildpatdose angebrachte Bildnis und gab keine Antwort.

„Befehlen Sie, die Frau Fürstin einzulassen, Euer Erlaucht?“ wiederholte der Lakai.

*

„Bitte sie, einzutreten,“ sagte die Großmutter, indem sie sich tiefer in den Lehnstuhl zurücksetzte.

Die Fürstin war eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, klein, gelb und trocken, mit graugrünen unfreundlichen Augen, deren Ausdruck einen schroffen Gegensatz zu dem unnatürlich holden Lächeln um ihre Lippen bildete. Unter dem Samthut mit der Straußenfeder war helles, rötliches Haar sichtbar; die Augenbrauen und die Wimpern erschienen auf der ungesunden Gesichtsfarbe noch heller und noch rötlicher. Abgesehen davon hatte ihre Erscheinung dank ihren ungezwungenen Bewegungen, den sehr kleinen Händen und den besonders kalten Gesichtszügen etwas Vornehmes und Energisches. Die Fürstin sprach sehr viel und ihrer Gesprächigkeit nach gehörte sie zu der Gattung Frauen, die stets so sprachen, als ob jemand ihnen widerspräche, obwohl niemand ein Wort gesagt hat;

bald erhob sie die Stimme, bald sprach sie allmählich leiser, begann plötzlich mit frischer Lebendigkeit zu sprechen und sah dabei alle anwesenden, an dem Gespräch nicht beteiligten Personen an, gleich als ob sie sich durch diesen Blick stärken wollte. Obwohl die Fürstin der Großmutter die Hand geküßt hatte und sie beständig *ma bonne tante* nannte, bemerkte ich doch, daß die Großmutter ihr nicht gewogen war: sie zog so eigentümlich die Augenbrauen in die Höhe, als sie ihre Erzählung anhörte, warum Fürst Michailo nicht selbst kommen könne, um die Großmutter zu beglückwünschen, so sehr er dies auch gewünscht habe, und indem sie auf die französische Ansprache der Fürstin russisch antwortete, sagte sie, die Worte un-
gemein dehnend:

„Ich danke Ihnen sehr, meine Liebe, für Ihre Aufmerksamkeit ... wozu denn erst darüber reden, daß Fürst Michailo nicht gekommen ist ... er ist stets sehr beschäftigt. Und was für ein Vergnügen könnte es ihm auch bereiten, bei einer alten Frau zu sitzen?“

Und ohne der Fürstin Zeit zu lassen, etwas darauf zu erwidern, fuhr sie fort: „Nun, und was machen Ihre Kinderchen, meine Liebe?“

„Ja, Gott Lob, *ma tante*, sie wachsen, lernen, tollen umher ... namentlich Etienne, der älteste, ist ein solcher Wildfang, daß mit ihm nicht auszukommen ist; aber dafür ist er auch klug ... *un garçon qui promet*. Können Sie sich vorstellen, *mon cousin*,“ fuhr sie fort, ausschließlich zu Papa gewendet, da die Großmutter, die sich für die Kinder der Fürstin nicht im geringsten interessierte und sich ihrer Enkel rühmen wollte, sorgfältig meine Verse unter dem Schächtelchen hervorgezogen hatte und sie aufzurollen begann – „können Sie sich vorstellen, *mon cousin*, was er vor kurzem ausgeführt hat ...“

Und die Fürstin begann, zu Papa hinübergeneigt, ihm etwas sehr lebhaft zu erzählen. Als sie mit ihrer Erzählung, die ich nicht gehört hatte, zu Ende war, lachte sie laut auf und sagte, indem sie Papa fragend ins Gesicht sah:

„Was sagen Sie zu dem Jungen, *mon cousin*? Er verdiente, ausgehauen zu werden; doch es war so klug und spaßhaft ersonnen, daß ich ihm verziehen habe, *mon cousin*.“

Und die Fürstin richtete ohne etwas zu sagen ihre Blicke auf die Großmutter und lächelte.

„Schlagen Sie etwa Ihre Kinder, meine Liebe?“ fragte die Groß-

mutter, indem sie bedeutsam die Augenbrauen in die Höhe zog und einen besondern Nachdruck auf das Wort „schlagen“ legte.

„Ach, *ma bonne tante*,“ erwiderte die Fürstin in gutmütigem Ton und warf Papa einen raschen Blick zu, „ich kenne Ihre Ansichten in dieser Beziehung, aber gestatten Sie mir, in diesem einen Punkte mit Ihnen nicht übereinzustimmen. So viel ich über diesen Gegenstand nachgedacht und gelesen und andere um Rat gefragt, stets hat mich die Erfahrung dahin geführt, daß ich mich von der Notwendigkeit überzeuge, auf die Kinder durch Furcht einzuwirken ... ist es nicht so, *mon cousin*? Und was, *je vous demande un peu*, fürchten Kinder mehr als Ruten?“

Bei diesen Worten sah sie uns fragend an, und ich gestehe, daß mir in diesem Augenblicke etwas unbehaglich zu Mute wurde.

„Sie mögen sagen was Sie wollen, aber ein Junge von zwölf, ja sogar von vierzehn Jahren ist immer noch ein Kind; bei Mädchen ist das etwas anderes.“

„Welches Glück,“ dachte ich, „daß ich nicht ihr Sohn bin!“

„Ja, das ist sehr schön, meine Liebe“, sagte die Großmutter, indem sie meine Verse zusammenfaltete und unter das Schächtelchen legte, als ob sie nach dem vorhergehenden die Fürstin nicht für würdig hielte, einen solchen Glückwunsch zu hören: „das ist sehr schön, aber bitte sagen Sie mir nur, welche zärtlichen Gefühle Sie nachher von Ihren Kindern verlangen können?“

Und dieses Beweismittel für ein unwiderlegliches haltend, fügte die Großmutter noch hinzu, um dieses Gespräch abzubrechen:

„Übrigens kann jeder darüber seine eigene Meinung haben.“

Die Fürstin gab keine Antwort, sondern lächelte nur herablassend und gab damit zu verstehen, daß sie bei einer von ihr so hochgeschätzten Frau diese seltsamen Vorurteile entschuldige.

„Ach, machen Sie mich doch mit Ihren jungen Leuten bekannt,“ sagte sie, indem sie uns ansah und freundlich lächelte.

Wir standen auf, starrten die Fürstin an und wußten nicht, was wir thun sollten, um darzuthun, daß wir bekannt geworden.

„Küsst doch der Fürstin die Hand!“ sagte Papa.

„Habet Eure alte Tante lieb“, sagte sie, indem sie Wolodja auf das Haar küßte. „Wenn ich auch nur eine entfernte Verwandte bin, so urteile ich doch nach den Freundschaftsbanden und nicht nach den Verwandtschaftsgraden,“ fügte sie hinzu, wobei sie sich hauptsächlich

lich an die Großmutter wandte, aber die Großmutter war nach wie vor mit ihr nicht zufrieden und erwiderte:

„Oh, meine Liebe, hält man denn jetzt etwas von solcher Verwandtschaft?“

„Das wird ein junger Lebemann werden,“ sagte Papa, indem er auf Wolodja wies: „und dieser ein Dichter,“ fügte er hinzu, während ich die kleine dürre Hand der Fürstin küßte und mir ungemein lebhaft vorstellte, wie sich in dieser Hand eine Rute befand, unter der Rute eine Bank u.s.w. u.s.w.

„Welcher?“ fragte die Fürstin und hielt mich an der Hand zurück.

„Dieser, der kleine, mit dem Schopf,“ erwiderte Papa, heiter lächelnd.

„Was hat ihm mein Schopf gethan? ... Giebt es etwa keinen andern Gesprächsstoff?“ dachte ich und zog mich in eine Ecke zurück.

Ich hatte die seltsamsten Ansichten von Schönheit – sogar Karl Iwanowitsch hielt ich für den schönsten Menschen der Welt – aber ich wußte sehr wohl, daß ich nicht hübsch war, und darin täuschte ich mich garnicht; darum kränkte mich jede Anspielung auf mein Äußeres sehr.

Ich erinnere mich sehr genau, wie man einst bei Tische – ich war damals sechs Jahre alt – von meinem Äußern sprach und wie *maman* sich bemühte, in meinem Gesicht etwas Gutes zu entdecken; sie sagte, ich habe kluge Augen, ein freundliches Lächeln, aber endlich mußte sie doch den Ausführungen Papas und dem Augenschein gegenüber zugeben, daß ich häßlich sei. Als ich ihr dann für das Mittagessen dankte, klopfte sie mich auf die Wange und sagte:

„Merke Dir's, Nikolenka, daß Dich Deines Gesichts wegen niemand lieben wird. Darum mußt Du Dich bemühen, ein kluger und guter Junge zu werden.“

Diese Worte überzeugten mich nicht bloß, daß ich nicht schön sei, sondern auch, daß ich unbedingt ein guter und kluger Junge sein werde.

Trotzdem hatte ich oft Anfälle von Verzweiflung: ich bildete mir ein, es gebe in der Welt kein Glück für einen Menschen mit einer so breiten Nase, so dicken Lippen und kleinen grauen Augen wie ich; ich bat Gott, ein Wunder zu vollbringen – mich in einen schönen Menschen umzuwandeln, und alles, was ich besaß, alles, was ich

vielleicht einst besitzen würde, hätte ich für ein schönes Gesicht hingegen.

*

Nachdem die Fürstin meine Verse angehört und den Verfasser mit Lob überschüttet hatte, ließ sich die Großmutter erweichen, begann mit ihr französisch zu sprechen, nannte sie nicht mehr „Sie“ oder „meine Liebe“, und lud sie ein, abends zu uns zu kommen, was die Fürstin zusagte und dann, nachdem sie noch einen Augenblick verweilt, fortfuhr.

An diesem Tage kamen so viele Gäste mit Glückwünschen, daß während des ganzen Morgens draußen vor der Freitreppe stets einige Wagen standen.

„*Bon jour, chère cousine,*“ sagte einer der Gäste beim Eintritt in die Stube und küßte der Großmutter die Hand.

Es war ein Mann von etwa siebenzig Jahren, hochgewachsen, in militärischer Uniform mit großen Epauletten, unter deren Kragen man ein großes weißes Kreuz sah, und mit ruhigem, offenem Gesichtsausdruck. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Fürst Iwan Iwanowitsch dank seinen vortrefflichen Charaktereigenschaften, seinem hübschen Äußern, seiner außerordentlichen Tapferkeit, seiner angesehenen und weitverzweigten Verwandtschaft und insbesondere dank seinem Glück noch in jungen Jahren eine glänzende Laufbahn zurückgelegt. Er diente weiter und bald fand sein Ehrgeiz solche Befriedigung, daß er in dieser Beziehung nichts mehr wünschen konnte. Von früher Jugend an war er so aufgetreten, als ob er sich vorbereitete, die glänzende Stellung in der Welt einzunehmen, die ihm in der Folge das Schicksal anwies. Er war sehr gebildet und belesen, doch seine Bildung beruhte auf den in der Jugend, das ist am Ende des vorigen Jahrhunderts erworbenen Kenntnissen. Er hatte alles gelesen, was in Frankreich im 18. Jahrhundert auf dem Gebiete der Philosophie und der schönen Litteratur Beachtenswertes geschrieben worden, sodaß er imstande war, häufig Stellen aus den Werken Racines, Corneilles, Boileaus, Molières, Montaignes, Fénelons anzuführen, was er auch gern that. Abgesehen von dieser französisch-klassischen Bildung, von der heute nur noch wenige

Muster vorhanden sind, gab er sich in der Unterhaltung schlicht und einfach, und dieses schlichte Wesen verbarg seine Unkenntnis mancher Dinge. Gesellschaft war für ihn, wo immer er leben mochte, etwas unumgänglich Notwendiges; in Moskau und im Auslande führte er stets ein offenes Haus und an bestimmten Tagen sah er die ganze Stadt bei sich zu Gaste. Er lebte in der Stadt auf solchem Fuße, daß eine Einladung von ihm als Paßkarte für alle Salons dienen konnte, daß viele junge und schöne Damen ihm bereitwillig ihre rosigen Wangen zum Kusse boten, die er auch mit einem gewissen väterlichen Gefühl küßte, und daß andere, sehr angesehene und ordentliche Leute eine unbeschreibliche Freude empfanden, wenn sie zu den Gesellschaften des Fürsten zugelassen wurden.

Der Fürst hatte schon wenig solche Leute wie die Großmutter, welche denselben Gesellschaftskreisen angehörten, dieselbe Erziehung genossen hatten, dieselben Anschauungen hegten und an Alter ihm gleich waren; deshalb schätzte er sein altes Freundschaftsverhältnis zu ihr sehr und erwies ihr stets große Hochachtung.

Ich konnte mich an dem Fürsten nicht satt sehen: die Ehrerbietung, mit der ihm alle entgegenkamen, die großen Epauletten, die besondere Freude, welche die Großmutter bei seinem Anblick äußerte, und der Umstand, daß er allein sich offenbar vor ihr nicht fürchtete, völlig ungezwungen mit ihr verkehrte und sich sogar erlaubte, sie *ma cousine* zu nennen – alles dies flößte mir eben solche, wenn nicht noch größere Achtung als vor der Großmutter ein. Als man ihm meine Verse zeigte, rief er mich zu sich heran und sagte:

„Daraus ersieht man, *ma cousine*, daß er vielleicht ein zweiter Dershawin werden wird.“

Dabei zwickte er mich so schmerzhaft in die Wange, daß ich nur deshalb nicht laut aufschrie, weil ich erriet, daß dies als Liebkosung aufzufassen sei.

Die Gäste zogen sich zurück, Papa und Wolodja gingen hinaus; im Gastzimmer blieben nur der Fürst, die Großmutter und ich.

„Warum ist unsere liebe Natalja Nikolajewna nicht mitgekommen?“ fragte plötzlich Fürst Iwan Iwanowitsch nach kurzem Schweigen.

„Ah! *mon cher*,“ erwiderte die Großmutter, indem sie die Stimme dämpfte und die Hand auf den Ärmel seiner Uniform legte: „sie wäre gewiß gekommen, wenn ihr frei stünde, zu thun was sie will.“

Sie schreibt mir, daß Pierre ihr vorgeschlagen habe, herzukommen, daß sie es aber selbst abgelehnt, weil sie in diesem Jahre gar keine Einnahmen gehabt hätten, und sie schreibt: „Unter solchen Umständen habe ich keine Veranlassung, heuer mit dem ganzen Hause nach Moskau zu übersiedeln. Ljubotschka ist noch sehr klein, und was die Knaben betrifft, die bei Ihnen leben werden, so bin ich ihretwegen unbesorgter als wenn sie bei mir wären“. „Das ist alles sehr schön!“ fuhr die Großmutter in einem Tone fort, der klar zeigte, daß sie es durchaus nicht sehr schön fand. „Die Knaben mußten schon längst hergesandt werden, damit sie etwas lernen und sich an die Welt gewöhnen. Welche Erziehung konnte man ihnen denn im Dorfe geben? ... der ältere ist ja fast dreizehn Jahre alt, der andere elf. Sie werden bemerkt haben, *mon cousin*, daß sie hier wie Wilde erscheinen ... sie wissen nicht einmal, wie sie in die Stube treten sollen.“

„Ich begreife jedoch nicht,“ erwiderte der Fürst, „woher diese beständigen Klagen über zerrüttete Vermögensverhältnisse kommen. Er hat doch ein schönes Vermögen, und Nataschas Chabarofka, wo ich mit Ihnen seiner Zeit Theater gespielt, kenne ich wie meine fünf Finger – es ist ein wunderbarer Besitz! Und es muß immerhin ein schönes Einkommen abwerfen.“

„Ich will es Ihnen, als wahren Freund, anvertrauen,“ unterbrach ihn die Großmutter in traurigem Ton. „Mir scheint, alle diese Ausflüchte dienen nur dazu, daß er hier allein leben, sich in den Klubs, bei Dinern herumtreiben und Gott weiß was machen kann ... und sie hegt nicht den geringsten Verdacht. Sie kennen ihre Engelsgüte – sie glaubt *ihm* alles. Er hat sie überzeugt, daß es notwendig sei, die Kinder nach Moskau zu bringen, und daß sie allein mit einer dummen Gouvernante im Dorfe bleiben müsse und sie hat es geglaubt. Würde er ihr sagen, es sei notwendig, die Kinder so zu züchtigen wie die Fürstin Barbara Ilinitchna ihre Kinder züchtigt, so würde sie scheint mir auch darin ihm zustimmen,“ sagte die Großmutter, indem sie sich mit der Miene höchster Verachtung in ihrem Lehnstuhl umdrehte. „Ja, mein Freund,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen fort und ergriff eins ihrer beiden Taschentücher, um die hervorbrechenden Thränen wegzuwischen, „ich denke oft, daß er sie weder schätzen, noch verstehen kann, und daß sie bei aller ihrer Güte, ihrer Liebe zu ihm und ihrem Bemühen, ihr Leid zu verbergen – ich kenne

es sehr wohl – mit ihm nicht glücklich sein kann. Und gedenken Sie meiner Worte, wenn er nicht ...“

Die Großmutter verhüllte das Gesicht mit dem Taschentuch.

„Eh! *ma bonne amie*“, sagte der Fürst in vorwurfsvollem Ton, „ich sehe, daß Sie nicht im geringsten verständiger geworden sind ... Sie grämen sich beständig und weinen über ein eingebildetes Leid. Ich kenne ihn seit langer Zeit und kenne ihn als einen aufmerksamen, guten und vortrefflichen Mann, und was die Hauptsache ist – als einen der edelsten Menschen, *un parfait honnête homme*.“

Nachdem ich wider Willen ein Gespräch angehört, das ich nicht hören sollte, schlich ich auf den Fußspitzen und heftig erregt aus dem Zimmer.

*

„Wolodja! Wolodja! Die Iwins kommen!“ schrie ich, als ich durch das Fenster drei Knaben in blauen Winterübertüchern mit Biberfellkragen erblickte, die hinter einem jungen eleganten Gouverneur vom gegenüberliegenden Bürgersteg herauf unser Haus zukamen.

Die Iwins waren Verwandte und fast in gleichem Alter mit uns; wir waren mit ihnen bald nach unserer Ankunft in Moskau zusammengetroffen und bekannt geworden.

Der jüngere Iwin, Sserjoscha, war ein brünetter, kraushaariger Junge, mit einem Stutznäschen, sehr frischen roten Lippen, welche selten die ein wenig hervorstehende obere Reihe weißer Zähne vollständig bedeckten, mit dunkelblauen, sehr hübschen Augen und einem ungewöhnlich kühnen Gesichtsausdruck. Er lächelte nie, sondern blickte entweder vollkommen ernst drein oder brach von vollem Herzen in ein helles und ungemein einnehmendes Lachen aus. Seine originelle Schönheit hatte mich auf den ersten Blick überrascht. Ich fühlte mich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Ihn zu sehen, genügte, um mich glücklich zu machen, und eine Zeitlang vereinigten sich meine ganzen Geisteskräfte in diesem Wunsch; wenn es vorkam, daß ich drei oder vier Tage verbrachte ohne ihn zu sehen, begann ich mich zu langweilen, und mir wurde so schwer ums Herz, daß ich weinen mochte. Er war der Gegenstand aller meiner Träume, im Schläfe und im Wachen: wenn ich mich schlafen legte, wünschte ich, von ihm zu träumen; wenn ich die Augen

schloß, sah ich ihn vor mir. Als Sserjosha mich das erste Mal ansprach, wurde ich durch dieses unerwartete Glück so verwirrt, daß ich bald bleich, bald rot wurde und ihm nicht zu antworten vermochte. Zwischen uns wurde nie ein Wort von Liebe gesprochen, aber er fühlte seine Gewalt über mich und mißbrauchte sie zwar unbewußt, aber tyrannisch in unserem kindlichen Verkehr; so sehr ich aber wünschte, ihm alles zu sagen, was mir auf dem Herzen lag, fürchtete ich ihn doch zu sehr, um mich zu Offenherzigkeit zu entschließen; ich bemühte mich, gleichgültig zu erscheinen, und unterwarf mich ihm ohne Murren. Zuweilen erschien mir seine Beeinflussung drückend, unerträglich; doch es lag nicht in meiner Macht, mich derselben zu entziehen.

Ich bewillkommte die Iwins schon in der Bedienstentube und stürzte dann Hals über Kopf zur Großmutter: ich machte ihr die Mitteilung, daß die Iwins angekommen seien, in einem solchen Ton, als ob diese Nachricht sie völlig beglücken müßte. Dann folgte ich Sserjosha, ohne ein Auge von ihm abzuwenden, in das Gastzimmer und beobachtete aufmerksam alle seine Bewegungen. Als die Großmutter sagte, daß er sehr gewachsen sei, und ihn mit ihren durchdringenden Blicken ansah, fühlte ich etwas wie die Furcht und Hoffnung, die der Künstler empfinden muß, der dem Urteil eines geachteten Richters über seine Schöpfung entgegensieht.

Der junge Gouverneur der Iwins, Herr Frost, ging mit Erlaubnis der Großmutter mit uns in das Gärtchen hinab, setzte sich auf eine grüne Bank, legte malerisch die Beine übereinander, stellte zwischen sie seinen Stock mit dem Bronzeknopf und zündete mit der Miene eines Menschen, der mit seinem Auftreten sehr zufrieden ist, eine Zigarre an.

Herr Frost war ein Deutscher, jedoch ein Deutscher von ganz anderer Art als unser guter Karl Iwanowitsch: erstens sprach er regelrecht russisch, französisch mit schlechter Aussprache, und gab sich überhaupt, namentlich unter Damen, das Ansehen eines Gelehrten; zweitens trug er einen rötlichen Backenbart, eine große Rubinnadel in der schwarzen Atlasschleife, deren Enden unter den Hosenträgern durchgezogen waren, und hellblaue, schillernde Beinkleider mit Strippen; drittens war er jung, hatte ein hübsches, selbstbewußtes Äußeres und außergewöhnlich stattliche, muskulöse Beine. Man merkte ihm an, daß er auf diese letztere Eigenschaft besonderem Wert

legte; er hielt ihre Wirkung für eine unwiderstehliche im Verkehr mit Personen weiblichen Geschlechts, und wahrscheinlich bemühte er sich deshalb auch, seine Beine stets in die auffälligste Lage zu bringen, und ob er stand oder saß, stets bewegte er seine Waden. Das war der Typus eines jungen Deutsch-Russen, der sich als patenter und galanter Mann aufspielen will.

Im Gärtchen ging es sehr lustig zu. Das Räuberspiel entwickelte sich, wie es gar nicht besser sein konnte, aber ein Umstand hätte fast alles gestört. Sserjoscha war der Räuber: während er die Reisenden verfolgte, stolperte er und schlug im vollen Lauf so heftig mit dem Knie gegen einen Baum, daß ich dachte, es müsse zersplittert sein. Trotzdem ich Gendarm war und verpflichtet war, ihn zu fangen, kam ich teilnahmsvoll auf ihn zu und begann ihn zu fragen, ob er Schmerzen fühle. Sserjoscha wurde ärgerlich: er ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuß, und mit einer Stimme, welche deutlich verriet, daß er sich sehr schmerzhaft verletzt hatte, schrie er mich an:

„Nun, was soll das heißen? Wenn es so zugeht, hört alles Spiel auf! Nun, warum fangst Du mich nicht? Warum fangst Du mich nicht?“ wiederholte er, indem er nach Wolodja und dem ältern Iwin hinüberschielte, welche die Reisenden vorstellten und auf dem Wege herumsprangen, und plötzlich stieß er einen gellenden Schrei aus und stürzte laut lachend ihnen nach, um sie zu fangen.

Ich kann gar nicht sagen, wie mich dieses heldenhafte Auftreten stutzig machte und für ihn einnahm; trotz des schrecklichen Schmerzes weinte er nicht und verriet auch durch keine Miene, daß er Schmerzen empfand, und vergaß nicht einen Augenblick das Spiel.

Bald darauf, als noch Ilinka Grapp zu unserer Gesellschaft hinzukam und wir uns bis zum Mittagessen hinauf begaben, fand Sserjoscha Gelegenheit, mich noch mehr durch seine bewundernswerte Mannhaftigkeit und seine Charakterfestigkeit zu bezaubern.

Ilinka Grapp war der Sohn eines armen Ausländers, der einst bei meinem Großvater gelebt hatte, ihm wegen irgend etwas verpflichtet war und es nun für seine unabänderliche Pflicht hielt, uns recht oft seinen Sohn zu senden. Wenn er annahm, daß die Bekanntschaft mit uns seinem Sohn irgend ein Vergnügen bereiten könne, so irrte er sich ganz und gar, denn wir waren Ilinka nicht nur nicht zugehan, sondern schenkten ihm auch nur dann Beachtung, wenn wir

ihn auslachen wollten. Ilinka Grapp war ein Junge von etwa dreizehn Jahren, mager, hoch gewachsen, bleich und mit einem gutmütigen, unterwürfigen Gesichtsausdruck. Er war sehr ärmlich gekleidet, aber dafür stets so reichlich pomadisiert, daß wir behaupteten, an sonnigen Tagen zerfließe die Pomade auf seinem Kopfe und rinne unter seine Jacke. Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, finde ich, daß er ein sehr gefälliger, stiller und guter Junge war; damals erschien er mir als ein verachtetes Wesen, das nicht wert war, daß man es bedauerte, ja nicht einmal, daß man an ihn dachte.

Als das Räuberspiel zu Ende war, gingen wir hinauf, begannen herum zu tollen und einer vor dem andern mit allerlei gymnastischen Kunststücken groß zu thun. Ilinka sah uns erstaunt mit schüchternem Lächeln zu, und als wir ihm vorschlugen, es ebenfalls zu versuchen, lehnte er ab mit dem Bemerken, er habe gar keine Kraft. Sserjoshka war wunderbar lieb; er hatte die Jacke ausgezogen – sein Gesicht und seine Augen strahlten – er lachte unaufhörlich und ersann immer neuen Mutwillen: er sprang über drei Stühle, die in einer Reihe aufgestellt waren, schlug einen Purzelbaum durch die ganze Stube, stellte sich auf den Wörterbüchern Tatischtschews, die er wie ein Fußgestell mitten in der Stube aufgetürmt hatte, auf den Kopf und machte dabei so komische Bewegungen, daß man sich unmöglich des Lachens enthalten konnte. Nach diesem letzten Kunststück wurde er nachdenklich, winkte uns mit den Augen zu und wandte sich plötzlich mit völlig ernster Miene an Ilinka: „Versuchen Sie dies zu machen, es ist wirklich nicht schwer.“ Da Grapp bemerkte, daß er der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war, errötete er und sagte mit kaum vernehmbarer Stimme, daß er das auf keinen Fall zustande bringe.

„Ja, was ist denn das? Warum will er uns nichts zeigen? Was ist das für ein Mädchen? ... Er muß sich unbedingt auf den Kopf stellen!“

Und Sserjoshka ergriff ihn bei der Hand.

„Unbedingt, unbedingt auf den Kopf!“ schrien wir alle und umringten Ilinka, der in diesem Augenblick sichtlich erschrocken und bleich geworden war, ergriffen ihn bei der Hand und schleppten ihn zu den Wörterbüchern.

„Laßt mich! Ich will es selbst versuchen! Ihr zerreißt meine Jacke!“ schrie das unglückliche Opfer, doch die Verzweiflungsschreie

feuerten uns nur noch mehr an; wir erstickten fast vor Lachen; die grüne Jacke krachte in allen Nähten.

Wolodja und der ältere Iwin bogen seinen Kopf nieder und stellten ihn auf die Wörterbücher: ich und Sserjosha ergriffen den armen Jungen bei den dünnen Beinen, mit denen er nach allen Seiten ausholte, schoben seine Pantalons bis zu den Knien hinauf und hoben ihn unter lautem Gelächter in die Höhe. Der ältere Iwin sorgte dafür, daß der Rumpf im Gleichgewicht blieb.

Da geschah es, daß wir nach lautem Gelächter plötzlich alle verstummten und es in der Stube so still wurde, daß man fast den schweren Atem des unglücklichen Grapp hörte. In diesem Augenblick war ich nicht völlig überzeugt, daß dies alles sehr lächerlich und lustig sei.

„Nun ist er ein ganzer Mann!“ sagte Wolodja und gab ihm einen Schlag mit der Hand.

Ilinka schwieg, und bemüht, sich loszureißen, stieß er mit den Füßen nach allen Seiten. Bei einer dieser verzweifelten Bewegungen stieß er Sserjosha so schmerzhaft mit dem Stiefelabsatz gegen das Auge, daß Sserjosha sofort den Fuß losließ, nach seinem Auge griff, welches zu thränen begann, und Ilinka aus Leibeskräften einen Stoß versetzte. Ilinka, der nun nicht mehr von uns gehalten wurde, stürzte wie leblos zu Boden und konnte vor Thränen nichts hervorbringen als: „Weshalb quälet Ihr mich?“

Die Jammergestalt des armen Ilinka mit dem verweinten Gesicht, den zerzausten Haaren und den hinaufgestreiften Pantalons, unter denen man die ungewichsten Stiefelschäfte sah, machte uns stutzig; wir schwiegen alle und zwangen uns zu einem Lächeln. Sserjosha war der erste, der wieder zur Besinnung kam.

„Dieses alte Weib, dieser Schreihals!“ sagte er, indem er ihn leicht mit dem Fuße stieß. „Mit ihm ist kein Spaß möglich ... Nun ist's genug, stehen Sie auf!“

„Ich sagte Ihnen, daß Sie ein nichtsnutziger Junge sind,“ sagte Ilinka ärgerlich, und indem er sich abwandte, begann er laut zu schluchzen.

„A-a! Mit den Absätzen hauen und dann noch schimpfen!“ schrie Sserjosha, ergriff das Wörterbuch und ließ es auf den Kopf des Unglücklichen niedersausen, der gar nicht daran dachte, sich zu verteidigen, sondern bloß den Kopf mit den Händen bedeckte.

„Da hast Du eins! Da hast Du eins! ... Lassen wir ihn gehen, wenn er keinen Spaß versteht ... Gehen wir hinunter,“ sagte Sserjoshka mit unnatürlichem Lachen.

Ich sah teilnahmsvoll den Armen an, der auf dem Boden liegend und das Gesicht zwischen den Wörterbüchern verborgen, so weinte, daß nicht viel zu fehlen schien, daß er an den krampfhaften Zuckungen, die seinen ganzen Körper erschütterten, starb.

„Eh, Ssergei,“ sagte ich, „weshalb hast Du das gethan?“

„Es ist gut so! ... Ich habe hoffentlich heute nicht geweint, als ich mir den Fuß fast zerschmetterte.“

„Ja, das ist wahr“, dachte ich. „Ilinka ist nichts anderes als ein Greiner, aber Sserjoshka ... das ist ein ganzer Mann.“

Ich erwog nicht, daß der Arme jedenfalls nicht so sehr wegen der physischen Schmerzen weinte, als über den Gedanken, daß fünf Jungen, die ihm vielleicht gefielen, ohne alle Ursache alle übereingekommen waren, ihn zu hassen und ihn zu verfolgen.

Ich finde entschieden keine Erklärung für die Grausamkeit meines Vorgehens. Warum trat ich nicht zu ihm, warum schützte und tröstete ich ihn nicht? Wohin war das Gefühl des Mitleids geraten, das mich einst beim Anblick einer aus dem Nest gefallenen jungen Dohle, oder eines jungen Hundes, den man forttrug, um ihn hinter dem Zaun zu ertränken, oder einer Henne, die der Küchenjunge für die Suppe schlachten wollte, in ein Geheul ausbrechen ließ? War etwa dieses herrliche Gefühl in mir erstickt durch die Liebe zu Sserjoshka und durch das Verlangen, vor ihm als ein ebenso wackerer Junge zu erscheinen, wie er selbst war? Waren denn diese Liebe und dieser Wunsch, wacker zu erscheinen, beneidenswert? Sie haben die einzigen dunklen Flecken auf den Blättern meiner Jugenderinnerungen hervorgerufen.

*

Nach der besonderen Geschäftigkeit, die am Buffet bemerkbar war, nach der hellen Beleuchtung, die allen mir schon längst bekannten Gegenständen im Gastzimmer und im Saal ein neues, festliches Aussehen verlieh, und besonders danach zu urteilen, daß Fürst Iwan Iwanytsch nicht ohne Grund seine Hauskapelle gesandt hatte, erwartete man zum Abend eine nicht geringe Anzahl Gäste.

Bei dem Geräusch eines jeden vorbeifahrenden Wagens lief ich ans Fenster, hielt die Handflächen an die Schläfen und an die Fensterscheibe und sah mit ungeduldiger Neugier auf die Straße. Aus dem Nebel, der anfangs alle Gegenstände vor dem Fenster verhüllte, tauchten allmählich einige auf: gegenüber der wohlbekannt kleine Laden mit der Laterne, schrägüber das große Haus mit zwei beleuchteten Fenstern im Erdgeschoß, in der Mitte der Straße irgend ein Droschkenkutscher mit zwei Fahrgästen und eine leere Kalesche, die langsam nach Hause fuhr; doch nun fuhr vor der Freitreppe ein Wagen vor, und da ich fest überzeugt war, daß das die Iwins seien, die versprochen hatten, zeitig zu kommen, lief ich ins Vorzimmer, um sie zu empfangen. Statt der Iwins erschienen hinter der Bedientenhand, welche die Thür öffnete, zwei Gestalten weiblichen Geschlechts: eine große in einem blauen Mantel mit Zobelkragen, und eine kleine, die ganz in einen grünen Shawl eingehüllt war, unter dem nur kleine Füßchen in Pelzschuhen sichtbar blieben. Ohne meine Anwesenheit im Vorzimmer im geringsten zu beachten, obwohl ich mich für verpflichtet hielt, beim Erscheinen dieser Personen mich zu verneigen, ging die kleine schweigend auf die große zu und blieb vor ihr stehen. Die große löste das Tuch, das den ganzen Kopf der kleinen bedeckte, knöpfte ihren Mantel los, und nachdem der Lakai alle diese Sachen zur Verwahrung empfangen und ihr die Pelzschuhe ausgezogen hatte, entpuppte sich die vermummte Gestalt als ein wunderbares zwölfjähriges Mädchen in kurzem, ausgeschnittenem Musselinkleid, weißen Höschen und sehr kleinen schwarzen Stiefelchen. Den weißen Nacken umschloß ein schwarzes Sammetband; das Köpfchen war ganz mit dunkelblonden Locken bedeckt, welche sich vorn ihrem reizenden Gesichtchen und hinten den nackten Schultern so hübsch anschmiegen, daß ich niemandem, selbst Karl Iwanytsch nicht, geglaubt hätte, daß sie sich nur darum so schön ringeln, weil sie seit dem Morgen in Stücke der „Moskauer Nachrichten“ eingewickelt waren und man sie mit heißem Eisen gebrannt hatte. Sie schien mit diesem Lockenkopf zur Welt gekommen zu sein.

Bemüht, unbemerkt zu bleiben, schlüpfte ich durch die Saalthür und hielt es für angezeigt, auf und ab zu gehen, indem ich mich stellte, als sei ich in Gedanken versunken und wisse durchaus nicht, daß Gäste angekommen seien. Als die Gäste in der Mitte des Saales

angelangt waren, kam ich scheinbar plötzlich zur Besinnung, machte meine Verbeugung und teilte ihnen mit, daß die Großmutter sich im Gastzimmer befinde. Frau Balachina, deren Gesicht mir sehr gefiel, besonders darum, weil ich in ihm große Ähnlichkeit mit dem Gesicht ihrer Tochter Ssonitschka entdeckte, erwiderte darauf mit wohlwollendem Kopfnicken.

Die Großmutter schien über den Anblick Ssonitschkas sehr erfreut zu sein; sie rief sie zu sich heran, schob auf ihrem Kopf eine Locke zurecht, die auf die Stirn herabgefallen war, und indem sie sie aufmerksam betrachtete, sagte sie: „*quelle charmante enfant!*“ Ssonitschka lächelte, errötete und sah so lieb aus, daß ich selbst errötete, als ich sie ansah.

„Ich hoffe, daß Du Dich bei mir nicht langweilen wirst, meine Liebe,“ sagte die Großmutter, indem sie ihr Gesichtchen beim Kinn zu sich emporhob. „Bitte, belustige Dich und tanze so viel als möglich ... Da haben wir schon eine Dame und zwei Kavaliere,“ fügte sie hinzu, indem sie sich zu Frau Balachina wandte und mich mit der Hand berührte.

Diese Annäherung war mir so angenehm, daß sie mich veranlaßte, abermals zu erröten. Da ich fühlte, daß meine Schüchternheit zunahm, und da ich das Geräusch eines neuen vorfahrenden Wagens vernahm, fand ich es für angezeigt, mich zu entfernen. Im Vorzimmer fand ich die Fürstin Kornakow mit ihrem Sohn und einer unglaublichen Menge Töchter. Die Töchter glichen alle der Fürstin wie ein Ei dem andern und waren alle häßlich; darum lenkte auch nicht eine die Aufmerksamkeit auf sich. Während sie die Mäntel und Halbpelze ablegten, sprachen alle zugleich mit dünnen Stimmen, liefen hin und her und lachten über irgend etwas – wahrscheinlich darüber, daß sie so viele waren. Etienne war ein Junge von fünfzehn Jahren, groß, fleischig, mit eingefallenen Wangen, tief liegenden Augen, bläulichen Augenrändern und für sein Alter riesigen Händen und Füßen; er war unbeholfen, hatte eine unangenehme Stimme, sprach schwerfällig, schien aber sehr von sich eingenommen zu sein und war genau so, wie meiner Meinung nach ein Junge sein mußte, der mit Ruten gehauen wurde.

Wir standen einander ziemlich lange gegenüber und sahen einander aufmerksam an ohne ein Wort zu sprechen; dann näherten wir uns, schienen einander küssen zu wollen, unterließen es aber,

als wir einer dem andern in die Augen gesehen. Nachdem die Kleider seiner sämtlichen Schwestern an uns vorübergerauscht, fragte ich ihn, um mit irgend etwas ein Gespräch zu beginnen, ob sie im Wagen nicht sehr beengt gewesen.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er in nachlässigem Ton. „Ich fahre ja nie im Wagen, weil mir sofort übel wird, wenn ich mich hineinsetze, und Mama weiß dies. Wenn wir abends irgendwohin fahren, steige ich stets auf den Kutschersitz – dort ist es viel lustiger – man sieht alles, Philipp giebt mir die Zügel, zuweilen nehme ich auch die Peitsche. Wenn man so, wissen Sie, die Vorüberfahrenden manchmal ...“ fügte er mit einer bezeichnenden Geberde hinzu. „Das ist herrlich!“

„Euer Erlaucht,“ sagte ein Lakai, indem er ins Vorzimmer trat, „Philipp läßt fragen, wohin Sie die Peitsche zu legen beliebten.“

„Wohin soll ich sie gelegt haben? Ich habe sie ihm übergeben.“

„Er sagt, daß Sie sie ihm nicht übergeben haben.“

„Nun, dann habe ich sie an die Laterne gehängt.“

„Philipp sagt, daß sie auch an der Laterne nicht hängt. Sagen Sie lieber, daß Sie sie verloren haben, und Philipp wird mit seinem Geld für Ihre Streiche aufkommen müssen,“ fuhr der empörte Lakai fort, der sich immer mehr in die Hitze hineinredete.

Der Lakai, der seinem Äußern nach ein gesetzter und mürrischer Mann war, schien lebhaft für Philipp Partei zu ergreifen, und war entschlossen, den Fall um jeden Preis aufzuklären. Aus Zartsinn ging ich beiseite, als ob ich nichts bemerkte, aber die anwesenden Lakaien verfahren ganz anders: sie kamen näher heran und blickten zustimmend auf den alten Diener.

„Nun, wenn ich sie verloren habe, so habe ich sie verloren,“ sagte Etienne, weiteren Aufklärungen ausweichend. „Was ihm die Peitsche kostet, werde ich bezahlen ... Es ist lächerlich!“ fügte er hinzu, indem er auf mich zukam und mich in das Gastzimmer zog.

„Nein, erlauben Sie, junger Herr, womit werden Sie bezahlen? Ich weiß schon, wie Sie bezahlen: der Marja Wassiljewna sind Sie schon seit acht Monaten ein Zwanzigkopekenstück schuldig, mir, wie es scheint, seit zwei Jahren, und Petruschka ...“

„Willst Du schweigen?“ schrie der junge Fürst, der vor Zorn blaß wurde. „Ich werde das alles anzeigen.“

„Werde alles anzeigen! Werde alles anzeigen!“ wiederholte der

Lakai. „Das ist nicht schön, Euer Erlaucht,“ fügte er mit besonderem Nachdruck hinzu, während wir in den Saal traten, und ging mit den Mänteln auf den Kleiderhalter zu.

Die Großmutter besaß die besondere Gabe, das, was sie von den Leuten dachte, dadurch auszudrücken, daß sie mit einer gewissen Betonung und in gewissen Fällen die Mehrzahl und Einzahl der persönlichen Fürwörter anwandte. Obwohl sie das „Sie“ und „Du“ entgegengesetzt dem allgemeinen Gebrauch anwandte, gewannen diese Schattierungen doch in ihrem Munde eine ganz andere Bedeutung. Als der junge Fürst auf sie zukam, sprach sie einige Worte zu ihm, nannte ihn „Sie“ und sah ihn mit so geringschätziger Miene an, daß ich, wäre ich an seiner Stelle gewesen, vollkommen aus der Fassung gekommen wäre; aber Etienne war offenbar nicht so beschaffen: er beachtete nicht nur den ihm durch die Großmutter zuteil gewordenen Empfang gar nicht, sondern schenkte auch ihr selbst keine Beachtung und verneigte sich vor der ganzen Gesellschaft wenn nicht gewandt, so doch vollkommen ungezwungen.

Ssonitschka nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: ich erinnere mich, daß ich mit Vergnügen sprach, als Wolodja, Etienne und ich an einer Stelle des Saales plauderten, von der aus wir Ssonitschka sahen und auch sie uns sehen und hören konnte; wenn ich dann in der Lage war, einen nach meiner Ansicht komischen Ausdruck zu gebrauchen, oder einen solchen, durch den ich meine Bravour zeigen konnte, brachte ich ihn laut vor und sah mich nach der Thür zum Gastzimmer um; als wir uns dann an eine andere Stelle begaben, von der man uns aus dem Gastzimmer weder hören noch sehen konnte, schwieg ich und fand kein Vergnügen mehr an dem Gespräch.

Das Gastzimmer und der Saal füllten sich allmählich mit Gästen; unter ihnen befanden sich, wie es stets bei Kindergesellschaften der Fall zu sein pflegt, einige große Kinder, welche die Gelegenheit, sich zu belustigen und zu tanzen, nicht wollten vorübergehen lassen, wenn auch nur deshalb, um der Hausfrau zu Gefallen zu sein.

Als die Iwins ankamen, empfand ich statt der Freude, die mir gewöhnlich eine Begegnung mit Sserjoscha verursachte, einen seltsamen Ärger darüber, daß er Ssonitschka sehen und vor ihr erscheinen werde.

„Eh! Bei Euch wird ja, wie man sieht, getanzt werden,“ sagte Sserjosa, als er aus dem Gastzimmer kam, und zog ein neues Paar weiß-lederner Handschuhe aus der Tasche. „Da muß man neue Handschuhe anziehen.“

„Was nun thun? Wir haben keine Handschuhe,“ dachte ich. „Da heißt es, hinaufgehen und welche suchen.“

Doch obwohl ich alle Schränke durchwühlte, so fand ich doch in einem nur – unsere grünen Reisehandschuhe, und in einem andern – einen Bedientenhandschuh, den ich doch schlechterdings nicht gebrauchen konnte, erstens weil er zu alt und schmutzig, zweitens weil er für mich zu groß war, und was die Hauptsache war, weil an ihm der Mittelfinger fehlte, den wahrscheinlich Karl Iwanowitsch vor langer Zeit abgeschnitten hatte, als er eine wunde Hand hatte. Ich zog trotzdem diesen Überrest eines Handschuhs auf die Hand an und betrachtete aufmerksam die Stelle des Mittelfingers, an der sich stets Tintenflecke befanden.

„Wenn doch Natalja Ssawischna hier wäre! Bei ihr fänden sich gewiß Handschuhe. Hinunter kann ich in einem solchen Zustand nicht gehen, denn was soll ich sagen, wenn man mich fragt, warum ich nicht tanze? Und hier kann ich nicht bleiben, weil man mich unbedingt vermissen wird. Was thun?“ sagte ich und fuhr verzweiflungsvoll mit den Armen durch die Luft.

„Was thust Du hier?“ fragte Wolodja, der hereingelaufen kam. „Geh, fordere die Damen zum Tanz auf ... es beginnt sofort.“

„Wolodja,“ sagte ich, während ich ihm die Hand mit dem schmutzigen Handschuh hinhielt, in einem Ton, der eine der Verzweiflung nahe Stimmung verriet, „Wolodja, Du und ich haben nicht an das gedacht.“

„An was?“ sagte er ungeduldig. „Ah! An Handschuhe!“ fügte er vollkommen gleichgültig hinzu, als er meine Hand bemerkte. „Wahrhaftig nicht! Wir müssen die Großmutter fragen ... was sie sagen wird?“

Und ohne sich im geringsten darüber Gedanken zu machen, lief er hinab. Die Kaltblütigkeit, mit der er sich über einen Umstand äußerte, der mir so wichtig erschien, beruhigte mich und ich eilte in

das Gastzimmer, wobei ich gänzlich den unförmlichen Handschuh an meiner linken Hand vergaß.

Vorsichtig näherte ich mich dem Lehnstuhl der Großmutter, berührte leise ihre Mantille und sagte flüsternd:

„Großmutter, was sollen wir thun? Wir haben keine Handschuhe.“

„Was giebst, mein Lieber?“

„Wir haben keine Handschuhe,“ wiederholte ich, und immer näher heranrückend, legte ich beide Hände auf die Stuhllehne.

„Und was ist denn das?“ sagte sie, indem sie mich plötzlich bei der linken Hand ergriff. „*Voyez, ma chère,*“ fuhr sie zu Frau Balachina gewendet fort, „*voyez comme ce jeune homme s'est fait élégant pour danser avec votre fille.*“

Die Großmutter hielt meine Hand fest und sah die Anwesenden ernst und fragend an, solange bis die Neugierde aller Gäste befriedigt und das Gelächter allgemein war.

Ich wäre sehr gekränkt gewesen, wenn mich Sserjosha in diesem Augenblick gesehen hätte, wie ich, vor Scham die Stirn runzelnd, vergebens mich bemühte, meine Hand loszureißen, aber vor Ssonitschka, die so lachte, daß ihr die Thränen in die Augen traten und alle Löckchen um ihr gerötetes Gesicht in Bewegung gerieten, vor Ssonitschka schämte ich mich nicht. Ich begriff, daß ihr Lachen viel zu laut und natürlich war, um spöttisch zu sein; im Gegenteil: daß wir zusammen und eins dem andern ins Gesicht gelacht hatten, das brachte uns gewissermaßen einander näher. Der Zwischenfall mit dem Handschuh hatte für mich, obwohl er auch schlecht enden konnte, doch den Vorteil, daß er mir zu einem ungezwungenem Auftreten in einem Kreise verhalf, der mir stets höchst schrecklich erschienen war: der Kreis der Gesellschaft im Gastzimmer; ich fühlte nicht die geringste Schüchternheit mehr.

Die Qualen schüchterner Leute entspringen aus der Unkenntnis der Meinung, die sich andere über sie gebildet haben; sobald diese Meinung klar ausgesprochen ist – welcher Art sie auch sei – hat die Qual ein Ende.

Wie lieb war Ssonitschka Balachina, als sie in der französischen Quadrille mit dem unbeholfenen jungen Fürsten mir gegenüber tanzte! Wie reizend lächelte sie, als sie mir beim „*chaîne*“ das Händchen reichte! Wie reizend bewegten sich im Takt die Locken auf

ihrem Haupte, wie naiv machte sie mit ihren winzigen Füßchen das „*jeté-assemblé*.“ In der fünften Tour, als meine Dame von meiner Seite auf die andere hinübergelaufen war und ich, den Takt abwartend, mich anschickte, das Solo auszuführen, nahm Ssonitschka eine ernste Miene an und blickte nach der Seite. Doch sie hegte umsonst meinerwegen Befürchtungen: ich führte kühn das *chassé en avant*, *chassé en arrière*, die *glissade* aus, und als ich auf sie zukam, zeigte ich ihr mit scherzhafter Bewegung den Handschuh mit den zwei herausragenden Fingern. Sie lachte entsetzlich und glitt noch anmutiger mit den Füßchen über das Parkett. Ich erinnere mich noch, wie sie, als wir die Runde bildeten und einander bei den Händen faßten, das Köpfcchen neigte und, ohne ihre Hand aus meiner zu ziehen, das Näschen an ihrem Handschuh rieb. Alles dies steht so vor meinen Augen als ob ich es jetzt erlebte, und mir tönt noch in den Ohren die Quadrille aus dem „Donauweibchen“, unter deren Klängen sich dies alles vollzog.

Es kam die zweite Quadrille, die ich mit Ssonitschka tanzte. Nachdem ich mich dann neben sie gesetzt, fühlte ich mich ungemein unbeholfen und wußte entschieden nicht, wovon ich mit ihr sprechen sollte. Als mein Schweigen schon ziemlich lange währte, begann ich zu befürchten, daß sie mich für einen Dummkopf halten könnte, und beschloß, um jeden Preis ihr diese irriige Meinung von mir zu benehmen. „*Vous êtes une habitante de Moscou?*“ sagte ich, und nach einer bestätigenden Antwort fuhr ich fort: „*et moi, je n'ai encore jamais fréquenté la capitale,*“ wobei ich besonders auf die Wirkung des Wortes „*frequenter*“ rechnete. Ich fühlte übrigens, daß ich, obwohl dieser Anfang ein sehr glänzender war und vollkommen meine vollendete Kenntnis der französischen Sprache bewies, das Gespräch in gleicher Weise nicht fortzusehen vermöge. Es mußte noch eine Weile dauern, bevor wir beim Tanz an die Reihe kamen, und es trat schon wieder Schweigen ein: ich sah sie unruhig an, suchte zu erkennen, welchen Eindruck ich auf sie gemacht habe, und erhoffte von ihr Beistand. „Wo haben Sie diesen komischen Handschuh gefunden?“ fragte sie mich plötzlich, und diese Frage bereitete mir viel Vergnügen und Erleichterung. Ich teilte ihr mit, daß der Handschuh Karl Iwanowitsch gehört habe, erging mich dann, sogar in etwas ironischem Ton, in einer Schilderung der Person Karl Iwanowitsch, wie lächerlich er sei, wenn er sein rotes Käppchen abnehme, und wie

er einmal in einem grünen Überrock vom Pferde gefallen – gerade in eine Pfütze u.s.w. Die Quadrille war zu Ende, ohne daß wir es merkten. Das war alles sehr gut – doch weshalb äußerte ich mich spöttisch über Karl Iwanowitsch? Wäre ich etwa in der guten Meinung Ssonitschkas gesunken, wenn ich ihn mit der Liebe und Hochachtung schilderte, die ich für ihn empfand?

Als die Quadrille zu Ende war, sagte mir Ssonitschka in so lieblichem Ton *merçi*, als ob ich wirklich ihren Dank verdient hätte. Ich war entzückt, konnte mich vor Freude garnicht fassen und erkannte mich selbst nicht wieder. Woher kam mir die Kühnheit, die Sicherheit, ja die Vermessenheit? „Es giebt nichts, was mich in Verlegenheit bringen könnte,“ dachte ich, indem ich sorglos durch den Saal wanderte. „Ich bin auf alles gefaßt.“

Sserjoshka forderte mich auf, sein *vis-à-vis* zu bilden. „Gut,“ sagte ich. „Ich habe zwar keine Dame, aber ich werde eine finden.“ Indem ich mit entschlossenem Blick den Saal übersah, bemerkte ich, daß alle Damen vergeben waren bis auf ein großes Mädchen, das an der Thür des Gastzimmers stand. Ihr näherte sich ein hochgewachsener junger Mann, wie ich vermutete, um sie zum Tanz aufzufordern; er war zwei Schritte von ihr entfernt, ich befand mich am entgegengesetzten Ende des Saales. In einem Augenblick durchflog ich, graziös über das Parkett gleitend, den ganzen mich von ihr trennenden Raum, machte meine Verbeugung und forderte sie mit fester Stimme zum Kontretanz auf. Das große Mädchen lächelte herablassend, reichte mir die Hand, und der junge Mann blieb ohne Dame.

Ich war mir meiner Kraft so bewußt, daß ich den Ärger des jungen Menschen garnicht beachtete, doch nachher erfuhr ich, daß der junge Mensch sich erkundigt habe, wer der struppige Junge sei, der an ihm vorbeisprang und ihm eine Dame vor der Nase entführte.

*

Der junge Mann, dem ich die Dame entführt hatte, tanzte Masurka im ersten Paar. Er sprang von seinem Platze auf, seine Dame am Arm, aber statt die „*Pas de Basques*“ auszuführen, die uns Mimi gelehrt hatte, tanzte er einfach vorwärts; als er in der Ecke angelangt war, blieb er stehen, spreizte die Beine, schlug die Absätze aneinander, wandte sich um und hüpfte weiter.

Da ich keine Dame zur Masurka hatte, saß ich hinter dem hohen Stuhl der Großmutter und sann nach.

„Was macht er denn da?“ dachte ich. „Das ist ja ganz und garnicht das, was uns Mimi gelehrt hat: sie versicherte uns, daß man allgemein Masurka auf den Fußspitzen tanze, leicht und in die Runde; und nun stellt es sich heraus, daß sie durchaus nicht so getanzt wird. Da tanzen auch die Iwins und Etienne, und alle machen keine ‚*Pas de Basques*‘. Auch unser Wolodja hat die neue Art und Weise angenommen. Das ist nicht übel!“

Die Masurka nahte ihrem Ende; einige ältere Herren und Damen kamen sich von der Großmutter verabschieden und fuhren fort; Lakaien trugen, den Tanzenden ausweichend, vorsichtig Theegeschirr in die hinteren Zimmer; die Großmutter war schon sichtlich müde, sprach nur noch wie gezwungen und sehr gedehnt; die Musikanten stimmten zum dreißigsten Mal langsam dieselbe Melodie an. Das große Mädchen, mit dem ich getanzt hatte, bemerkte mich, und mit verräterischem Lächeln führte sie – wahrscheinlich um sich der Großmutter gefällig zu erweisen – Ssonitschka und eine der zahllosen Fürstinnen mir zu. „*Rose ou hortie*,“ sagte sie zu mir.

„Ach, Du bist da!“ bemerkte, sich in ihrem Stuhl umwendend, die Großmutter. „Geh doch, mein Lieber, geh!“

Ich hätte zwar in diesem Augenblick lieber meinen Kopf unter dem Stuhl der Großmutter versteckt, anstatt hinter ihm hervorzukommen, aber wie konnte ich ablehnen? Ich erhob mich, sagte „*rose*“ und sah schüchtern Ssonitschka an. Ehe ich noch zur Besinnung kam, lag eine Hand in weißem Handschuh in der meinen, und mit dem freundlichsten Lächeln schwebte die Fürstin dahin, ohne im geringsten zu ahnen, daß ich entschieden nicht wußte, was ich mit meinen Füßen beginnen sollte.

Ich wußte, daß die „*Pas de Basques*“ nicht am Platze seien, daß sie unschicklich seien und mich völlig blamieren könnten, aber die bekannten Klänge der Masurka wirkten auf mein Gehör und teilten die bekannte Richtung den akustischen Nerven mit, welche ihrerseits diese Richtung den Füßen mitteilten, und diese letzteren begannen ganz unwillkürlich und zur Verwunderung aller Zuschauer allerhand leichte Bewegungen auf den Fußspitzen auszuführen. Solange wir geradeaus tanzten, ging es noch, doch bei der Wendung sah ich ein, daß ich unbedingt meine Tänzerin überholen mußte,

wenn ich nicht meine Maßregeln ergriff. Um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, hielt ich an, mit der Absicht, dieselbe Kniebeugung auszuführen, die der junge Mann im ersten Paare so schön ausgeführt hatte. Doch in demselben Augenblicke, als ich die Füße spreizte und hüpfen wollte, lief die Fürstin hastig um mich herum und blickte mit einer Miene dummer Neugierde und erstaunt auf meine Füße. Dieser Blick vernichtete mich. Ich wurde so verwirrt, daß ich, statt zu tanzen, auf der Stelle, auf der ich stand, auf seltsame Weise, die weder mit dem Takt noch mit sonst etwas vereinbar war, mit den Füßen zu stampfen begann und schließlich ganz still stand. Alle sahen mich an: die Einen erstaunt, andere neugierig, oder spöttisch oder bedauernd; nur die Großmutter blickte ganz gleichgültig drein.

„*Il ne fallait pas danser, si vous ne savez pas!*“ erklang die ärgerliche Stimme Papas über meinem Ohr, und indem er mich sanft beiseite schob, ergriff er die Hand meiner Dame, führte mit ihr unter lautem Beifall der Zuschauer die Tour nach alter Weise aus und führte sie an ihren Platz. Die Masurka war zu Ende.

Oh, Gott, weshalb strafst Du mich so entsetzlich!

— — — — —

Alle schätzen mich gering und werden mich stets gering schätzen ... mir ist der Weg zu allem versperrt: zur Freundschaft, zur Liebe, zu Ehren ... alles ist dahin! Warum gab mir Wolodja Winke, welche alle sahen und die mir nicht helfen konnten? Weshalb sah diese zuwiderere Fürstin so auf meine Füße? Weshalb hat Ssonitschka ... sie ist ein liebes Mädchen, aber weshalb hat sie in diesem Augenblick gelächelt? Weshalb errötete Papa und ergriff mich bei der Hand? Schämte er sich etwa auch meinetwegen? Oh, es ist entsetzlich! Wenn Mamachen da war, die wäre nicht über ihren Nikolenka errötet ... Und meine Phantasie trug mich weit fort zu diesem lieben Bilde. Ich erinnerte mich der Wiese vor dem Hause, des klaren Teiches, über dem die Schwalben flogen, des blauen Himmels, an dem weiße, durchsichtige Wolken schwebten, der duftenden Haufen frischen Heus, und noch viele andere stille, rosige Erinnerungen tauchten in meiner erregten Einbildung auf.

*

Beim Abendessen setzte sich der junge Mann, der im ersten Paar getanzt hatte, an unsern Kindertisch und widmete mir besondere Beachtung, was meiner Eigenliebe nicht wenig geschmeichelt hätte, wenn ich nach dem mir zugestoßenen Unglück noch fähig gewesen, irgend etwas zu empfinden. Doch der junge Mann wollte mich, wie es schien, um jeden Preis aufheitern: er schäkerte mit mir, nannte mich einen wackern Burschen, und wenn keiner von den Erwachsenen es sah, goß er aus verschiedenen Flaschen Wein in mein Gläschen und nötigte mich beständig zum trinken. Als mir zum Schluß des Abendessens der Haushofmeister aus der in eine Serviette gewickelten Flasche nur einen viertel Becher Sekt eingoß, und der junge Mann darauf bestand, daß er voll einschenkte, und mich dann veranlaßte, es auf einen Zug auszutrinken, fühlte ich eine angenehme Wärme im ganzen Körper und eine besondere Zuneigung zu meinem lustigen Beschützer und begann über etwas herzlich zu lachen.

Plötzlich ertönten aus dem Saal die Klänge des Großvateranzes und man erhob sich von den Tischen. Mein Freundschaftsverhältnis mit dem jungen Mann war nun sofort zu Ende: er begab sich zu den Erwachsenen, und da ich ihm nicht zu folgen wagte, näherte ich mich neugierig Frau Balachina, um zu hören, was sie mit ihrer Tochter sprach.

„Noch ein halbes Stündchen!“ bat Ssonitschka dringend.

„Es geht wirklich nicht, mein Engel!“

„Nun, thue es mir zu Liebe, bitte,“ sagte Ssonitschka schmeichelnd.

„Wird es Dir etwa angenehm sein, wenn ich morgen krank sein werde?“ sagte Frau Balachina und war so unvorsichtig, dabei zu lächeln.

„Ah! Du erlaubst es! Wir bleiben!“ sagte Ssonitschka und hüpfte vor Freude.

„Was soll ich mit Dir thun? Geh’ nur, tanze ... Da hast Du auch einen Kavalier“, sagte sie, indem sie auf mich wies.

Ssonitschka reichte mir die Hand und wir liefen in den Saal.

Der getrunkene Wein, die Gegenwart und Fröhlichkeit Ssonitschkas ließen mich völlig den unglücklichen Vorfall bei der Masurka vergessen. Ich führte mit den Füßen die unterhaltendsten Kunststücke aus: bald ahmte ich ein Pferd nach, lief in kurzem Trabb

und hob stolz die Füße, bald stampfte ich mit ihnen, so wie ein Ham- mel, der sich über einen Hund ärgert, lachte dabei von Herzen und kümmerte mich nicht im geringsten darum, welchen Eindruck ich auf die Zuschauer hervorbrachte. Ssonitschka lachte auch unaufhör- lich: sie lachte darüber, daß wir, einander bei den Händen haltend, uns im Kreise drehten, sie lachte, indem sie einen alten Herrn ansah, der, langsam die Füße hebend, über ein auf dem Boden liegendes Tuch hinwegschritt, mit einer Miene, als ob es ihm sehr schwer fiele, dies zu thun, und starb beinahe vor Lachen, als ich plötzlich fast bis zur Decke sprang, um meine Gewandtheit zu zeigen.

Als wir durch das Zimmer der Großmutter gingen, sah ich mich im Spiegel an: mein Gesicht war in Schweiß gebadet, die Haare zer- rauft, die Wirbel startten mehr denn je empor, doch der allgemeine Ausdruck des Gesichts war ein so fröhlicher, guter und gesunder, daß ich mir selbst gefiel.

„Wenn ich immer so wäre wie jetzt,“ dachte ich, „könnte ich noch gefallen.“

Doch als ich wieder das herrliche Gesichtchen meiner Dame an- sah, da war in demselben außer dem Ausdruck von Fröhlichkeit, Gesundheit und Sorglosigkeit, der mir in dem meinen gefiel, so viel vortrefflicher und feiner Schönheit, daß ich über mich selbst ärger- lich wurde: ich begriff, wie dumm es sei, zu hoffen, daß ich die Auf- merksamkeit eines so wunderbaren Geschöpfes auf mich lenken könne.

Als wir durch den Korridor gingen, vorbei an dem dunkeln Ver- schlag unter der Treppe, warf ich einen Blick nach ihm und dachte: Welch ein Glück wäre es, wenn ich mein ganzes Leben mit ihr in diesem dunkeln Verschlag verbringen könnte, und wenn niemand wüßte, daß wir dort wohnen!

„Nicht wahr, jetzt ist es sehr lustig?“ sagte ich mit leiser, zittern- der Stimme und ging plötzlich rascher, da ich nicht nur über das, was ich gesagt hatte, erschrak, sondern auch über das, was ich noch sagen wollte.

„Ja ... sehr!“ erwiderte sie und wandte mir mit einer so aufrichtig guten Miene das Köpfchen zu, daß all meine Furchtsamkeit schwand.

„Besonders seit dem Abendessen ... doch wenn Sie wüßten, wie leid es mir ist (ich wollte sagen: „wie traurig ich bin,“ aber ich wagte

es nicht), daß Sie so bald fortfahren und wir uns nicht mehr sehen werden!“

„Warum sollen wir uns nicht wiedersehen?“ sagte sie, indem sie unverwandt auf die Spitzen ihrer Stiefelchen sah und mit dem Finger über das Gitter fuhr, an dem wir vorbeigingen. „Jeden Dienstag und Freitag fahren wir mit Mamachen auf den Twerschen Boulevard. Gehen Sie etwa nicht spazieren?“

„Wir werden unbedingt Dienstag um die Erlaubnis zum spazieren gehen bitten, und wenn man mich nicht fortläßt, laufe ich allein fort ohne Mütze. Ich kenne den Weg.“

„Wissen Sie was?“ sagte plötzlich Ssonitschka. „Ich spreche die Knaben, die zu uns kommen, immer mit Du an. Lassen Sie mich auch zu Ihnen Du sagen. Willst Du?“ fügte sie hinzu, indem sie ihre Locken zurückschüttelte und mir gerade in die Augen sah.

In diesem Augenblick traten wir in den Saal, und es begann der zweite, lebhafte Teil des Großvatertanzes. „Kommen Sie!“ sagte ich, als die Musik und der Lärm meine Worte zu übertönen vermochten.

„Komm’ Du, und nicht: kommen Sie!“ verbesserte mich Ssonitschka und lachte.

Der Großvatertanz ging zu Ende, und ich war nicht dazu gekommen, eine einzige Phrase mit Du auszusprechen, obwohl ich unaufhörlich solche ersann, in denen dieses Fürwort sich einige Male wiederholte. Mir fehlte der Mut dazu. „Willst Du?“ „Sage mir Du!“ klang es in meinen Ohren und versetzte mich in eine Art Rausch; ich sah nichts und niemand außer Ssonitschka. Ich sah, wie man ihre Locken hinter die Ohren zurückstrich und dadurch Teile der Stirn und der Schläfen freilegte, die ich noch nicht gesehen hatte; ich sah, wie man sie in den grünen Shawl hüllte, so dicht, daß nur die Spitze ihres Näschens sichtbar blieb; ich bemerkte, daß sie unbedingt erstickt wäre, wenn sie nicht mit ihren rosigen Fingerchen eine kleine Öffnung um den Mund bildete, und sah, wie sie hinter ihrer Mutter die Treppe hinabging, sich rasch nach uns umsah, mit dem Köpfchen nickte und hinter der Thür verschwand. Wolodja, die Iwins, der junge Fürst, ich, wir alle waren in Ssonitschka verliebt und folgten ihr, auf der Treppe stehend, mit den Blicken. Wem insbesondere sie mit dem Köpfchen zugenickt hatte, das weiß ich nicht, doch in diesem Augenblick war ich fest überzeugt, daß dies mir galt.

Als ich mich von den Iwins verabschiedete, sprach ich sehr

ungezwungen, ja sogar in etwas kühlem Ton mit Sserjosha und drückte ihm die Hand. Wenn er erkannte, daß er mit dem heutigen Tage meine Liebe und seinen Einfluß auf mich verloren hatte, dann bedauerte er dies gewiß, obwohl er sich bemühte, vollkommen gleichgültig zu erscheinen.

*

„Wie konnte ich nur Sserjosha so leidenschaftlich und so lange lieben?“ überlegte ich, als ich im Bette lag. „Nein, er hat meine Liebe nie begriffen, er verstand sie nicht zu würdigen, und war ihrer nicht wert ... aber Ssonitschka? Wie reizend war dies: „Willst Du?“ „Du hast anzufangen!“

Indem ich mir lebhaft ihr Gesichtchen vorstellte, richtete ich mich auf allen Vieren auf, verhüllte den Kopf mit der Bettdecke, schob sie von allen Seiten unter mich, und als nirgends mehr eine Öffnung vorhanden war, legte ich mich nieder, und angenehme Wärme fühlend versenkte ich mich in süße Träume und Erinnerungen. Die Augen unverwandt auf die gesteppte Bettdecke gerichtet, sah ich *sie* so deutlich vor mir wie vor einer Stunde; in Gedanken unterhielt ich mich mit ihr, und obwohl dieses Gespräch geradezu sinnlos war, bereitete es mir doch einen unbeschreiblichen Genuß, weil darin beständig „Du“, „Dir“, „mit Dir“, „Dein“ vorkam. Diese Träume waren so lebhaft, daß ich vor angenehmer Erregung nicht einzuschlafen vermochte, und ich fühlte das Bedürfnis, das Glück, von dem mein Herz voll war, mit jemandem zu teilen.

„Milotschka!“ sagte ich fast laut, indem ich mich auf die andere Seite umdrehte. „Wolodja, schläfst Du?“

„Nein,“ erwiderte er mit schläfriger Stimme. „Was giebst?“

„Ich bin verliebt, Wolodja, ganz und gar in Ssonitschka verliebt!“

„Nun, und was weiter?“ erwiderte er, indem er sich reckte.

„Ach, Wolodja, Du kannst Dir nicht vorstellen, was mit mir vorgeht ... ich lag da in die Decke gehüllt, und sah sie so klar, so deutlich, und sprach mit ihr, daß es einfach erstaunlich ist. Und weißt Du was noch? Wenn ich daliege und an sie denke, werde ich plötzlich, Gott weiß wovon, traurig und habe entsetzliche Lust zu weinen.“

„Ich habe bloß einen Wunsch,“ fuhr ich fort: „stets bei ihr zu sein,

sie stets zu sehen, und sonst niemanden. Bist Du nicht auch in sie verliebt? Gestehe es der Wahrheit gemäß, Wolodja!“

Es war seltsam, daß ich das Verlangen hegte, alle möchten in Ssonitschka verliebt sein und alle möchten davon erzählen.

„Was kümmert das Dich?“ sagte Wolodja, indem er mir das Gesicht zuwandte. „Es ist möglich.“

„Du willst nicht schlafen, Du verstellst Dich!“ schrie ich auf, da ich an seinen funkelnden Augen erkannte, daß er nicht im geringsten an Schlaf dachte, und warf die Bettdecke von mir. „Laß uns lieber von ihr plaudern! Nicht wahr, sie ist reizend? ... So reizend, daß, wenn sie zu mir sagte: ‚Nikolenka, spring‘ zum Fenster hinaus oder stürze Dich ins Feuer!‘ – ich sagen würde: Sofort springe ich, und mit Freuden! Ach, wie reizend ist sie!“ fügte ich hinzu, indem ich mir ihr Bild lebhaft vor die Augen rief und, um mich vollkommen an ihm ergötzen zu können, mich ungestüm nach der andern Seite wandte und den Kopf in den Kissen vergrub. „Ich habe entsetzlich Lust zu weinen, Wolodja!“

„Du bist ein Narr,“ sagte er lächelnd und schwieg dann eine Weile. „Ich bin ganz und garnicht so wie Du. Ich denke, wenn es möglich wäre, möchte ich anfangs neben ihr sitzen und mit ihr plaudern ...“

„Ah! Also bist Du auch verliebt!“ unterbrach ich ihn.

„Dann,“ fuhr Wolodja zärtlich lächelnd fort, „dann würde ich ihre Fingerchen küssen, die Äuglein, das Mündchen, das Näschen, die Füßchen ... alles würde ich mit Küssen bedecken ...“

„Dummheiten!“ rief ich unter den Kissen hervor.

„Du verstehst nichts,“ sagte Wolodja geringschätzend.

„Nein, ich verstehe, aber Du verstehst nichts und sprichst Dummheiten,“ sagte ich unter Thränen.

„Darüber brauchst Du nicht zu weinen. Ganz wie ein Mädchen!“

*

Am 26. April, fast sechs Monate nach dem von mir geschilderten Tage, kam Papa während des Unterrichts zu uns hinauf und zeigte uns an, daß wir heute Nacht mit ihm nach dem Dorfe abreisen werden. Ich fühlte bei dieser Nachricht einen Stich ins Herz und meine Gedanken wandten sich sofort dem Mütterchen zu.

Die Veranlassung dieser unerwarteten Abreise war folgender Brief:

„Petrowskoje, 12. April.

Jetzt erst, um neun Uhr abends, habe ich Deinen lieben Brief vom 3. April erhalten, und meiner alten Gewohnheit gemäß beantworte ich ihn sofort. Fedor hat ihn gestern abends aus der Stadt gebracht, da es aber schon spät war, gab er ihn Mimi erst heute Morgen. Mimi hat mir ihn dann unter dem Vorwand, daß ich unwohl und erregt war, den ganzen Tag vorenthalten. Ich hatte thatsächlich leichtes Fieber, und wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so ist dies schon der vierte Tag seit ich unwohl bin und das Bett nicht verlasse.

Ich bitte Dich, erschrick nicht, lieber Freund; ich fühle mich ziemlich wohl, und wenn Iwan Wassilitsch es erlaubt, gedenke ich morgen aufzustehen.

Am Freitag der vorigen Woche unternahm ich mit den Kindern eine Spazierfahrt, aber als wir auf die Landstraße einbogen, blieb der Wagen bei der Brücke, vor der ich mich stets fürchtete, im Kot stecken. Es war ein sehr schöner Tag und mir kam der Gedanke, ein wenig auf der Landstraße zu Fuße zu gehen, während man die Kalesche herauszog. Als ich zur Kapelle kam, war ich sehr ermüdet und setzte mich, um auszuruhen, da aber fast eine halbe Stunde verging, bevor Leute kamen, um den Wagen herauszuziehen, wurde mir kalt, besonders auf die Füße, weil ich Stiefel mit dünnen Sohlen anhatte und diese durchnäßt waren. Nach Tische fühlte ich abwechselnd Frösteln und Gluthitze, ging aber doch meinen gewohnten Beschäftigungen nach und setzte mich nach dem Thee zum Piano, um mit Ljubotschka vierhändig zu spielen. (Du wirst sie nicht wiedererkennen, solche Fortschritte hat sie gemacht!) Doch stelle Dir meine Verwunderung vor, als ich bemerkte, daß ich nicht imstande war, den Takt zu zählen. Mehrmals begann ich zu zählen, aber in meinem Kopf ging entschieden alles wirr durcheinander und ich bemerkte ein seltsames Sausen in den Ohren. Ich zählte eins, zwei, drei, dann plötzlich acht, fünfzehn und die Hauptsache war: ich bemerkte, daß ich Unsinn sprach, vermochte es aber durchaus nicht zu verbessern. Schließlich kam mir Mimi zu Hilfe und brachte mich fast mit Gewalt zu Bett. Da hast Du, mein Lieber, den genauen Bericht darüber, wie ich erkrankte und wie ich selbst daran schuld

bin. Am andern Tage hatte ich ziemlich heftiges Fieber und es kam unser guter alter Iwan Wassilitsch angefahren, der seitdem bei uns geblieben ist und verspricht, mich bald wieder aus seiner Pflege zu entlassen.

La belle Flamande, wie Du sie nennst, ist schon seit zwei Wochen bei mir zu Gaste, weil ihre Mutter irgendwohin zu Besuche gefahren ist, und legt durch ihre Sorgfalt für mich aufrichtige Ergebenheit an den Tag. Sie vertraut mir alle ihre Herzensgeheimnisse an. Mit ihrem hübschen Gesicht, ihrem guten Herzen und ihrer Jugend könnte aus ihr ein in jeder Beziehung prächtiges Mädchen werden, wenn sie in guten Händen wäre, doch in der Gesellschaft, in der sie lebt, wird sie, nach ihren Erzählungen zu urteilen, völlig zugrunde gehen. Mir kam der Gedanke, daß ich ein gutes Werk vollbringen würde, wenn ich sie zu mir nähme – wenn ich nur nicht selbst so viel eigene Kinder hätte.

Ljubotschka wollte Dir selbst schreiben, aber sie hat schon den dritten Briefbogen zerrissen und sagt: ‚Ich weiß, was für ein Spötter Papa ist; wenn in dem Brief auch nur ein einziger Schreibfehler wäre, er würde ihn doch allen zeigen.‘ Katenka ist so lieb wie stets, Mimi auch gleich gut und langweilig.

Nun laß uns von etwas Ernstem sprechen: Du schreibst mir, daß Deine Geschäfte in diesem Winter nicht gut gehen, und daß Du es nicht wirst vermeiden können, die Einkünfte von Chabaroska anzugreifen. Es erscheint mir seltsam, daß Du mich nach meiner Zustimmung fragst. Gehört etwa das, was mir gehört, nicht ebenso Dir?

Du schreibst mir auch von den Kindern und kommst auf unsern alten Streit zurück: Du bittest mich um meine Zustimmung zu ihrer Unterbringung in einer Lehranstalt. Du kennst meine Voreingenommenheit gegen eine solche Erziehung ...

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Du mir zustimmen wirst, doch auf jeden Fall beschwöre ich Dich, aus Liebe zu mir, mir zu versprechen, daß dies, so lange ich lebe und auch nach meinem Tode, wenn es Gott gefallen sollte, uns zu trennen, nicht geschehen wird.

Du schreibst mir, daß Du in unseren Angelegenheiten unbedingt wirst nach Petersburg reisen müssen. Christus sei mit Dir, mein Freund, reise und komme bald zurück. Wir alle langweilen uns so ohne Dich! Das Frühjahr ist wunderbar schön: die Balkonthür ist schon ausgehängt worden, der Weg zur Orangerie war vor vier Ta-

gen vollkommen trocken, die Pfirsiche stehen in voller Blüte, nur hier und da liegt noch Schnee, die Schwalben sind da und heute brachte mir Ljubotschka die ersten Frühlingsblumen. Der Doktor sagt, ich werde in drei Tagen vollkommen gesund sein und dann die frische Luft genießen und mich an der Aprilsonne wärmen können. So lebe wohl, lieber Freund, beunruhige Dich nicht, weder wegen meiner Krankheit, noch wegen Deines Verlustes. Erledige so schnell als möglich Deine Geschäfte und komme dann mit den Kindern für den ganzen Sommer zu uns. Ich entwerfe wundervolle Pläne, wie wir ihn verbringen werden, und nur Du fehlst, um ihn zu verwirklichen.“

Der folgende Teil des Briefes war französisch geschrieben. Ich teile ihn hier in der Übersetzung mit:

„Glaube nicht, was ich von meiner Krankheit geschrieben habe; niemand ahnt, wie ernstlich krank ich bin. Ich weiß, daß ich das Bett nicht mehr verlassen werde. Verliere keine Minute, komm' sofort und bringe die Kinder mit. Vielleicht werde ich sie doch noch einmal umarmen und segnen können; das ist mein letzter Wunsch. Ich weiß, welchen entsetzlichen Schlag ich Dir versetze, aber es ist ja alles eins, Du hättest ihn früher oder später, von mir oder von anderen erhalten. Wir wollen uns bemühen, unser Unglück mit Standhaftigkeit und in der Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes zu ertragen. Fügen wir uns seinem Willen!

Ich kann vor Thränen nicht weiter schreiben. Vielleicht werde ich Dich nicht mehr sehen. So danke ich Dir denn, mein unschätzbare Freund, für alles Glück, mit dem Du mich in diesem Leben umgeben hast; ich werde dort Gott bitten, daß er es Dir vergelte. Lebe wohl, lieber Freund; denke daran, daß zwar ich nicht mehr sein werde, daß aber meine Liebe niemals und nirgends Dich verlassen wird. Lebe wohl, Wolodja, lebe wohl, mein Engel, mein Benjamin mein Nikolenka!

Ob sie mich wohl jemals vergessen werden?“

Dem Brief hatte Mimi eine französische Mitteilung folgenden Inhalts beigelegt:

„Die traurigen Ahnungen, von denen sie spricht, finden durch die Worte des Doktors nur zu sehr Bestätigung. Gestern Nacht befahl sie mir, diesen Brief sofort zur Post zu senden. Da ich dachte, daß sie im Fieber gesprochen, wartete ich bis heute früh und ent-

schloß mich dann, den Brief zu erbrechen. Kaum hatte ich ihn erbrochen, so fragte mich Natalja Nikolajewna, was ich mit dem Brief gethan habe, und hieß mich ihn verbrennen, wenn er noch nicht abgesandt sei. Sie spricht beständig von dem Brief und versichert uns, daß er Sie töten werde. Verschieben Sie Ihre Abreise nicht, wenn Sie diesen Engel noch sehen wollen, bevor er uns verlassen hat. Entschuldigen Sie dieses Gekritzel. Ich habe drei Nächte nicht geschlafen. Sie wissen, wie ich sie liebe!“

Natalja Ssawischna, die die ganze Nacht des 11. April im Schlafzimmer unseres Mütterchens zugebracht hatte, erzählte mir, daß *maman*, nachdem sie den ersten Teil des Briefes geschrieben hatte, ihn neben sich auf den Tisch legte und dann einen Augenblick einschlieft.

„Ich muß gestehen,“ erzählte Natalja Ssawischna, „daß ich selbst im Lehnstuhl eingenickt war und der Strumpf meinen Händen entsank. Da höre ich noch halb im Schlaf – es mochte so um ein Uhr sein – daß sie spricht. Ich öffne die Augen und sehe hin: da sitzt mein Täubchen aufrecht im Bette, hat so die Hände gefaltet und die Thränen fließen in Strömen. ‚Es ist also alles zu Ende?‘ sagte sie bloß und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Ich sprang auf und fragte: ‚Was ist Ihnen?‘

‚Ach Natalja Ssawischna, wenn Sie wüßten, wen ich soeben gesehen habe!‘

Soviel ich auch mit Fragen in sie drang, mehr sagte sie mir nicht, befahl mir nur, das Tischchen näher zu rücken, schrieb noch etwas unter den Brief, hieß mich ihn in ihrer Gegenwart siegeln und dann sofort absenden. Nachher verschlimmerte sich ihr Zustand immer mehr.“

*

Am 25. April stiegen wir an der Freitreppe des Herrenhauses in Petrowskoje aus der Reisekalesche. Bei der Abfahrt von Moskau war Papa in Gedanken versunken gewesen, und als Wolodja ihn fragte, ob *maman* nicht krank sei, hatte er ihn traurig angesehen und schweigend mit dem Kopfe genickt. Während der Reise wurde er

sichtlich ruhiger, doch in dem Maße, als wir uns dem Hause näherten, nahm sein Gesicht immer mehr und mehr einen traurigen Ausdruck an, und als er beim Aussteigen aus der Kalesche den ganz außer Atem herbeistürzenden Foka fragte: „Wo ist Natalja Nikolajewna?“ klang seine Stimme nicht fest und in seinen Augen standen Thränen. Der gute alte Foka blickte verstohlen zu uns hinüber, schlug die Augen nieder, und indem er sich abwandte und die Thür zum Vorzimmer öffnete, erwiderte er: „Es sind schon sechs Tage, daß sie ihr Schlafzimmer nicht zu verlassen geruhte.“

Milka, die, wie ich nachher erfuhr, seit dem Tage, an dem *maman* erkrankte, nicht aufgehört hatte, kläglich zu heulen, stürzte munter Papa entgegen, sprang an ihm empor, winselte, leckte ihm die Hände, aber er stieß sie zurück und ging ins Gastzimmer, von dort ins Divanzimmer, aus dem eine Thür unmittelbar zum Schlafzimmer führte. Je näher er diesem Zimmer kam, desto mehr machte sich in allen seinen Körperbewegungen seine Unruhe bemerkbar: als er in das Divanzimmer trat, ging er auf den Fußspitzen, mit angehaltenem Atem, und bekreuzte sich, bevor er sich entschloß, die Klinke der verschlossenen Thür zu ergreifen. In diesem Augenblick kam vom Korridor her ungekämmt und verweint Mimi gelaufen. „Ach, Peter Alexandrytsch!“ sagte sie flüsternd im Ton echter Verzweiflung, und als sie dann bemerkte, daß Papa die Thürklinke niederdrückte, fügte sie kaum hörbar hinzu: „Hier kann man nicht durchgehen.“

Wir gingen in das Mädchenzimmer; im Korridor begegneten wir dem blöden Akim, der uns stets durch seine Grimassen unterhalten hatte, doch in diesem Augenblick erschien er mir nicht nur nicht lächerlich, sondern nichts berührte mich so schmerzlich wie der Anblick seines gedankenlos gleichgiltigen Gesichts. In dem Mädchenzimmer erhoben sich zwei Mädchen, die dort bei irgend einer Arbeit saßen, um uns zu begrüßen mit so trauriger Miene, daß mir schrecklich zu Mute wurde. Nachdem wir noch durch Mimis Zimmer gegangen, öffnete Papa die Thür des Schlafzimmers und wir traten ein. Rechts von der Thür befanden sich zwei Fenster, die mit Tüchern verhängt waren; bei einem derselben saß Natalja Ssawischna, die Brille auf der Nase, und strickte. Sie begann uns nicht zu küssen, wie sie dies gewöhnlich zu thun pflegte, sondern stand bloß auf, sah uns durch die Brille an und ein Thränenstrom brach aus ihren Augen. Es

mißfiel mir sehr, daß alle, sowie sie uns sahen, zu weinen begannen, während sie bis dahin vollkommen ruhig gewesen.

Links von der Thür stand ein Schirm, hinter dem Schirm das Bett, ein Tisch, ein mit Arzneien bedecktes Schränkchen und ein großer Lehnstuhl, in welchem der Doktor schlummerte; neben dem Bett stand ein junges, blondhaariges Mädchen von auffallender Schönheit, im weißen Morgenkleid, dessen Ärmel sie ein wenig zurückgeschlagen hatte, und legte einen Eisumschlag um Mamas Kopf, den ich in diesem Augenblicke nicht sehen konnte. Dieses Mädchen war *la belle Flamande*, von der *maman* geschrieben hatte und die in der Folge eine so wichtige Rolle in unserem Familienleben spielte. Als wir eintraten, zog sie eine Hand von Mamas Kopf zurück und rückte auf der Brust die Falten ihres Kleides zurecht, dann sagte sie flüsternd: „Sie ist besinnungslos!“

Ich war in diesem Augenblick sehr betrübt, aber unwillkürlich bemerkte ich alle diese Kleinigkeiten. Es war fast dunkel hier im Zimmer und drückend schwül, und es roch zugleich nach Minze, Kölnisch Wasser, Kamillen und Hoffmannschen Tropfen. Dieser Geruch wirkte so auf mich ein, daß nicht nur, wenn ich ihn spüre, sondern auch, wenn ich nur daran denke, meine Einbildungskraft mich augenblicklich in dieses düstere, von Stickluft erfüllte Zimmer versetzt und die geringsten Einzelheiten des entsetzlichen Augenblicks mir wieder vor Augen führt.

Mamas Augen waren offen, doch sie sah nichts ...

O, nie werde ich diesen schrecklichen Blick vergessen! Wie viel Leiden war in ihm ausgeprägt!

Man führte uns hinaus.

Als ich dann Natalja Ssawischna nach den letzten Augenblicken Mamas fragte, erzählte sie mir folgendes:

„Nachdem man Euch hinausgeführt hatte, wand sie sich noch lange hin und her, geradeso, als ob sie hier etwas würgte; dann sank ihr Köpfchen von den Kissen herab und sie schlummerte ein, so still, so ruhig, wie ein Engel aus dem Himmel. Ich war nur hinausgegangen, um nachzusehen, warum man einen Trank für sie nicht bringe – wie ich zurückkam, da hatte meine Herzensfreundin schon alles rings um sich auseinander geworfen und winkte Euren Papa zu sich heran; er neigte sich über sie, aber ihre Kräfte reichten offenbar nicht mehr hin, um zu sagen, was sie wollte. Sie öffnet nur die Lippen und

beginnt wieder zu ächzen: ‚Mein Gott! O Herr! Die Kinder! Ich wollte forteilen, um Euch zu holen, aber Iwan Wassilitsch hielt mich zurück und sagte, das würde sie noch mehr aufregen, es sei besser, wenn es unterbliebe. Dann hob sie nur noch die Hand und ließ sie wieder sinken. Gott weiß, was sie damit wollte! Ich denke mir, daß sie Euch abwechselnd segnete. Dann richtete sie sich auf, mein Täubchen, faltete so die Hände und sagte plötzlich in einem Ton, daß ich daran gar nicht denken kann: ‚Mutter Gottes, verlaß sie nicht! Da warf sich die Krankheit aufs Herz, man sah es ihr an den Augen an, daß sie entsetzlich litt, die Arme; sie sank in die Kissen zurück, preßte die Zähne in das Betttuch, und ihre Thränen, mein Lieber, die flossen nur so ...“

„Nun, und dann?“ fragte ich.

Natalja Ssawischna vermochte nicht weiter zu sprechen; sie wandte sich ab und begann bitterlich zu weinen.

Mama war unter entsetzlichen Schmerzen gestorben.

*

Spät abends am folgenden Tage wollte ich sie noch einmal sehen: ich überwand die unwillkürlich mich überkommende Furcht, öffnete leise die Thür und trat auf den Fußspitzen in den Saal.

In der Mitte des Zimmers stand auf einem Tische der Sarg, rings um ihn brennende Kerzen in hohen, silbernen Leuchtern; im Hintergrunde des Zimmers saß ein Diakon und las mit leiser, einförmiger Stimme den Psalter. Ich blieb bei der Thür stehen und begann mich umzusehen, aber meine Augen waren so verweint und meine Nerven so erregt, daß ich nichts zu unterscheiden vermochte. Alles verschwamm so seltsam vor meinen Blicken: das Licht, der Brokat, der Samt, die großen Leuchter, das rosensfarbene, mit Spitzen besetzte Kissen, der Kranz, die Haube mit den Bändern, und dann noch etwas gleichsam durchsichtiges, wachsfarbenes. Ich stieg auf einen Stuhl, um ihr Gesicht zu sehen; doch an der Stelle, an der es sich befunden, erblickte ich wieder dieses gelblich – weiße, durchsichtige Etwas. Ich vermochte nicht zu glauben, daß dies ihr Gesicht sei, begann es aufmerksam zu betrachten, und erkannte allmählich in ihm die bekannten lieben Züge. Vor Entsetzen zuckte ich zusammen, als

ich mich überzeugte, daß sie es war; doch warum waren die geschlossenen Augen so eingefallen? Woher diese schreckliche Blässe und auf einer Wange der schwärzliche Fleck unter der durchsichtigen Haut? Weshalb war der ganze Gesichtsausdruck so streng und kalt? Weshalb die Lippen so bleich, und doch so schön, so majestätisch, solch überirdische Ruhe verratend, daß mich ein kalter Schauer überlief, als ich sie ansah!

Ich sah dies alles und fühlte, wie eine unbegreifliche, unwiderstehliche Kraft meine Blicke zu diesem entseelten Antlitz hinzog. Ich verwandte kein Auge von ihm und meine Einbildungskraft malte mir Bilder von Leben und Glück vor. Ich vergaß, daß der tote Körper, der vor mir lag und den ich gedankenlos, wie einen Gegenstand betrachtete, der mit meinen Erinnerungen nichts gemein hatte, *sie* war. Ich stellte mir ihn bald in dieser, bald in jener Lage vor: lebend, heiter, lächelnd; dann überraschte mich plötzlich irgend ein Zug in dem bleichen Gesicht, auf das meine Blicke gerichtet waren: ich erinnerte mich der entsetzlichen Wirklichkeit, zuckte zusammen, hörte aber nicht auf, hinzusehen. Und wieder verdrängten Phantasiegebilde die Wirklichkeit, und aufs neue zerstörte dann die Wirklichkeit die Phantasiegebilde. Schließlich war die Phantasie erschöpft, sie hörte auf, mich zu täuschen; das Bewußtsein der Wirklichkeit entschwand auch, und ich stand völlig selbstvergessen da. Ich weiß nicht, wie lange ich mich in diesem Zustand befand, und weiß nicht, worin er bestand; ich weiß nur, daß ich eine Zeitlang das Bewußtsein meiner selbst verlor und einen hohen, unbeschreiblich angenehmen und traurigen Genuß empfand. Möglicherweise hatte ihre herrliche Seele, als sie nach der bessern Welt fortflog, träumend sich nach dieser Welt umgesehen, in der sie uns zurückließ; sie hatte meine Trauer bemerkt, hatte sich meiner erbarmt und war auf den Flügeln der Liebe mit dem himmlischen Lächeln des Mitleids zur Erde herabgeschwebt, mich zu trösten und zu segnen.

Die Thür knarrte und in das Zimmer trat ein Diakon, der den betenden ablösen kam. Dieses Geräusch erweckte mich, und der erste Gedanke, der mir kam, war der, daß der Diakon mich für einen gefühllosen Jungen halten könne, der aus Neugierde auf den Stuhl gestiegen sei, da ich nicht weine und in einer durchaus nicht von Rührung zeugenden Haltung auf dem Stuhle stehe: ich bekreuzte mich, verneigte mich und begann zu weinen.

Wenn ich jetzt an diese Eindrücke zurückdenke, finde ich, daß bloß dieser Augenblick des Selbstvergessens wirkliche Trauer war. Vor dem Begräbnis und nach demselben weinte ich beständig und war traurig, doch ich schäme mich, dieser Trauer zu gedenken, weil sich zu ihr immer irgend eine eigennützige Empfindung gesellte: bald das Verlangen, zu zeigen, daß ich mehr als alle anderen betrübt sei, bald die Sorge um den Eindruck, den ich auf die anderen hervorbringe, bald ziellose Neugierde, die mich veranlaßte, Betrachtungen über Mimis Haube und die Mienen der Anwesenden anzustellen. Ich verabscheute mich deshalb, daß ich nicht ausschließlich Trauer empfinde, und suchte alle anderen Gefühle zu unterdrücken. Darum war meine Trauer unaufrichtig und unnatürlich. Überdies fand ich ein gewisses Vergnügen in dem Bewußtsein, daß ich unglücklich sei, bemühte mich, das Bewußtsein des Unglücks wach zu rufen, und dieses egoistische Gefühl erstickte in mir mehr als alle anderen die wahre Trauer.

Nachdem ich während der Nacht fest und ruhig geschlafen, wie es stets nach heftiger Gemütsregung der Fall zu sein pflegt, waren beim Erwachen meine Thränen getrocknet und die Nerven beruhigt. Um zehn Uhr rief man uns zur Totenmesse, welche vor dem Leichenbegängnis stattfand. Das Zimmer war mit Hofgesinde und mit Bauern gefüllt, die weinend von ihrer Herrin Abschied nehmen kamen. Während des Gottesdienstes weinte ich geziemend, bekreuzte mich und verneigte mich tief, aber meine Gebete kamen nicht vom Herzen und ich war ziemlich kaltblütig; mich nahm der neue Rock in Anspruch, den man mir angezogen hatte und der mich in der Achselhöhle drückte, ich war darauf bedacht, meine Beinkleider nicht zu sehr an den Knien zu beschmutzen, und stellte verstohlen Betrachtungen über alle Anwesenden an. Der Vater stand zu Häupten des Sarges, war leichenblaß und hielt sichtlich mühsam die Thränen zurück. Ungemein wirkungsvoll war seine hohe Gestalt im schwarzen Frack, sein bleiches, ausdrucksvolles Gesicht und seine wie stets anmutigen und sicheren Bewegungen, wie er sich bekreuzte, sich verneigte und mit der Hand bis zum Boden langte, aus den Händen des Geistlichen eine Kerze entgegennahm und sich dem Sarge näherte. Doch ich weiß nicht, warum mir an ihm namentlich das mißfiel, daß er in diesem Augenblicke ein so wirkungsvolles Auftreten entfalten konnte. Mimi stand an die Wand gelehnt und

schien sich kaum auf den Füßen halten zu können; ihr Kleid war zerknittert und voll Flaumfedern, die Haube verschoben; die geschwollenen Augen waren gerötet, der Kopf zitterte; sie schluchzte unaufhörlich in herzerreißendem Ton und bedeckte beständig ihr Gesicht mit dem Taschentuch und den Händen. Sie schien mir dies darum zu thun, um einen Augenblick von dem erheuchelten Schluchzen auszuruhen, indem sie ihr Gesicht vor den Zuschauern verbarg. Ich entsann mich, daß sie Tags zuvor dem Vater erzählt hatte, daß Mamas Tod für sie ein entsetzlicher Schlag sei, den sie nicht glaube überwinden zu können, daß sie durch ihn alles verloren habe, daß dieser Engel (so nannte sie Mama) noch kurz vor dem Tode sie nicht vergessen und das Verlangen ausgedrückt habe, ihre und Katenkas Zukunft für immer sicher zu stellen. Sie vergoß heiße Thränen, als sie dies erzählte, und möglicherweise war ihre Trauer eine wahrhafte, aber sie war nicht rein und ohne Beimischung anderer Empfindungen. Ljubotschka stand im schwarzen Kleid mit Trauerbesatz, das Gesicht ganz in Thränen gebadet, mit gesenktem Köpfchen da, sah dann und wann nach dem Sarge, und ihr Gesicht verriet dabei nur kindliche Furcht. Katenka stand neben ihrer Mutter und war so rosig wie stets. Wolodjas aufrichtige Natur war auch in der Trauer aufrichtig: er stand bald in Gedanken versunken, die Blicke unbeweglich auf irgend einen Gegenstand gerichtet, bald begann sein Mund plötzlich zu zucken und er bekreuzte sich eilig und verneigte sich. Alle Fremden, die dem Leichenbegängnis beiwohnten, waren mir unerträglich. Die tröstenden Redensarten, die sie dem Vater sagten – daß ihr dort wohler sein werde, daß sie nicht für diese Welt geschaffen war – erweckten in mir einen gewissen Ärger.

Welches Recht hatten sie, von ihr zu sprechen und sie zu beweinen? Einige nannten uns, indem sie von uns sprachen, Waisen. Ohne sie hätten wir gewiß nicht gewußt, daß man Kinder, die keine Mutter haben, mit diesem Namen bezeichnet! Es gefiel ihnen wohl, daß sie die ersten waren, die uns diesen Namen beilegten, genau so, wie man sich gewöhnlich beeilt, ein soeben erst verheiratetes Mädchen zum ersten Mal *madame* zu nennen.

In einer fernen Ecke des Saales, fast ganz verborgen hinter der offenen Büffetthür, kniete eine gebückte, grauhaarige Greisin. Die Hände gefaltet, die Augen zum Himmel erhoben, weinte sie nicht, aber sie betete. Ihre Seele strebte zu Gott, sie bat ihn, sie mit *ihr* zu

vereinigen, die sie mehr als alles in der Welt geliebt hatte, und sie hoffte zuversichtlich, das dies bald geschehen werde.

„Da ist jemand, der sie wahrhaft geliebt hat!“ dachte ich, und ich schämte mich vor mir selbst.

Die Totenmesse war zu Ende; das Gesicht der Verstorbenen war unbedeckt, und alle Anwesenden, wir ausgenommen, näherten sich einer nach dem andern dem Sarge, um von der Toten Abschied zu nehmen. Als eine der letzten nahte sich eine Bäuerin mit einem hübschen fünfjährigen Mädchen am Arm, das sie Gott weiß warum hierher gebracht hatte. In diesem Augenblick hatte ich unabsichtlich mein nasses Taschentuch fallen lassen und wollte es aufheben, doch kaum daß ich mich gebückt hatte, erschütterte mich ein durchdringendes, so von Entsetzen erfülltes Geschrei, daß ich es, wenn ich hundert Jahre lebte, nicht vergessen werde und mich stets ein kalter Schauer überläuft, wenn ich sein gedenke. Ich erhob den Kopf – auf dem Trittbrett neben dem Sarge stand diese Bäuerin und hielt mühsam mit den Händen das Mädchen, das die Händchen abwehrend von sich streckte, das verstörte Gesichtchen nach rückwärts gewandt mit weit aufgerissenen Augen das Gesicht der Verstorbenen anstarrte und schrecklich, wie rasend schrie. Ich stieß einen Schrei aus, der, denke ich, noch entsetzlicher war als der, welcher mich erschütterte hatte, und lief aus dem Zimmer.

Erst in diesem Augenblicke begriff ich, woher dieser starke, belästigende Geruch kam, der vermischt mit dem Geruch des Weihrauchs das Zimmer erfüllte, und der Gedanke, daß das Gesicht, das vor wenigen Tagen noch schön und zart war, das Gesicht derjenigen, die ich mehr als alles in der Welt liebte, Entsetzen erregen könne, enthüllte mir gewissermaßen zum ersten Mal die bittere Wahrheit und erfüllte meine Seele mit Verzweiflung.

*

Mama war nicht mehr, aber unser Leben bewegte sich in demselben Geleise; wir gingen zu Bett und standen auf zu denselben Stunden, in denselben Zimmern; der Tee am Morgen und am Abend, das Mittagessen, das Abendbrot alles fand zur gewöhnlichen Zeit statt; die Tische, die Stühle standen auf denselben Stellen; nichts hatte sich

in unserem Hause und in unserer Lebensweise verändert; nur sie war nicht da ...

Es schien mir, daß nach einem solchen Unglück sich alles hätte verändern müssen; unsere gewöhnliche Lebensweise erschien mir als eine Schändung ihres Angedenkens und mahnte zu lebhaft an ihre Abwesenheit ...

Am Tage vor dem Begräbnis wurde ich nach dem Mittagessen schläfrig und ging in Natalja Ssawischnas Zimmer, um, was ich oft thue, auf ihrem Bett ein wenig auszuruhen.

Als ich eintrat, lag Natalja Ssawischna auf ihrem Bett und schlief wohl; als sie das Geräusch meiner Schritte hörte, richtete sie sich auf, schlug das Tuch zurück, mit dem ihr Kopf zum Schutze gegen die Fliegen bedeckt war, rückte ihre Haube zurecht und setzte sich auf den Bettrand. Da es früher ziemlich häufig geschehen, daß ich nach dem Mittagessen in ihr Zimmer kam, um dort zu schlafen, erriet sie, weshalb ich kam, und sagte, indem sie sich vom Bette erhob:

„Nun? Sie kommen gewiß, um ein wenig auszuruhen, mein Lieber? Legen Sie sich nieder!“

„Was denken Sie, Natalja Ssawischna?“ sagte ich und hielt sie an der Hand zurück. „Ich kam durchaus nicht deshalb ... ich kam nur so ... und Sie sind selbst erschöpft; Legen Sie sich lieber nieder!“

„Nein, mein Lieber, ich habe schon ausgeschlafen (ich wußte, daß sie drei Tage nicht geschlafen hatte). Und ich habe auch keine Lust zum schlafen,“ fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Mich verlangte danach, mit Natalja Ssawischna von unserem Unglück zu sprechen. Ich kannte ihre Aufrichtigkeit und ihre Liebe, und darum war es für mich ein Trost, mit ihr zu weinen.

„Natalja Ssawischna,“ sagte ich nach kurzem Schweigen und setzte mich auf das Bett: „hatten Sie das erwartet?“

Die Greisin sah mich unentschlossen und neugierig an, wahrscheinlich da sie nicht begriff, weshalb ich sie dies frage.

„Wer konnte dies erwarten?“ wiederholte ich.

„Ach, mein Lieber,“ sagte sie, indem sie mir einen Blick zartesten Mitgeföhls zuwarf, „nicht nur daß man es nicht erwarten konnte, sondern ich vermag jetzt auch nicht daran zu denken. Für mich Greisin wäre es schon längst an der Zeit, meine alten Knochen zur Ruhe zu legen, und was muß ich nun erleben: den alten Herrn, Ihren Großvater, Gott gebe ihm die ewige Ruhe, den Fürsten Nikolai Mi-

chailowitsch, zwei Brüder, die Schwester Annuschka, alle habe ich begraben, und alle waren jünger als ich, mein Lieber, und jetzt habe ich offenbar wegen meiner Sünden auch *sie* überleben müssen. Gottes Wille geschehe! Er hat sie auch darum zu sich genommen, weil sie würdig war und er auch dort gute Menschen braucht.“

Dieser schlichte Gedanke war für mich ein Trost und ich schmiegte mich näher an Natalja Ssawischna an. Sie kreuzte die Arme über der Brust und sah nach oben; die eingefallenen, thränenfeuchten Augen verrieten ein großes, aber stilles Leid. Sie hoffte zuversichtlich, daß Gott sie nicht für lange von der getrennt habe, der so viele Jahre alle Kraft ihrer Liebe gewidmet war.

„Ja, mein Lieber, wie lang ists her, seit ich sie wartete und sie in Windeln wickelte, und seit sie mich Nascha nannte! Sie kam manchmal zu mir gelaufen, umschlang mich mit den Ärmchen und begann mich zu küssen, und ich sage dann im Scherz: „Es ist nicht wahr, meine Liebe, Ihr liebt mich nicht! Sobald Ihr einmal werdet größer geworden sein, werdet Ihr heiraten und Euere Nascha vergessen.“ Dann wurde sie nachdenkend. „Nein,“ sagte sie, „ich werde lieber nicht heiraten, wenn ich Nascha nicht mit mir nehmen kann. Ich werde Nascha nie verlassen.“ Und nun hat sie mich doch verlassen! ... Und sie hatte mich lieb, die Selige! Ja, wen liebte sie denn *nicht*, um die Wahrheit zu sagen! Ja, mein Lieber, Ihr Mütterchen dürfen Sie nicht vergessen; das war nicht unseresgleichen, sondern ein Engel vom Himmel. Wenn ihre Seele im Himmelreich sein wird, wird sie Sie auch dort lieben und sich dort über Sie freuen.“

„Warum sagen Sie, Natalja Ssawischna: ,wenn sie im Himmelreich sein wird?‘“ fragte ich. „Sie ist ja, denke ich, auch jetzt schon dort.“

„Nein, mein Lieber,“ sagte Natalja Ssawischna, indem sie die Stimme dämpfte und auf dem Bette näher zu mir rückte, „jetzt ist ihre Seele hier.“

Und sie wies nach oben. Sie sprach fast flüsternd und mit so viel Gefühl und so überzeugungsvoll, daß ich unwillkürlich die Blicke aufwärts richtete, die Gesimse ansah und etwas suchte.

„Bevor die Seele eines Gerechten in das Paradies eingeht, muß sie noch vierzig Reinigungsstufen durchschreiten, mein Lieber, und vierzig Tage kann sie auch noch in ihrem Hause verweilen ...“

Lange noch sprach sie in diesem Sinne weiter, und sie sprach so

schlicht und so überzeugungsvoll, als ob sie von den allergewöhnlichsten Dingen erzählte, die sie selbst gesehen hatte und in bezug auf welche niemandem auch nur der geringste Zweifel kommen konnte. Ich hörte ihr mit angehaltenem Atem zu, und obwohl ich das, was sie sprach, nicht völlig verstand, schenkte ich ihr doch vollen Glauben.

„Ja, mein Lieber, jetzt ist sie hier, sieht uns, hört vielleicht was wir sprechen,“ schloß Natalja Ssawischna.

Sie senkte den Kopf und schwieg. Um die hervorbrechenden Thränen zu trocknen, brauchte sie ihr Taschentuch, stand auf, sah mir gerade ins Gesicht und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Gott hat mich damit viele Stufen zu sich emporgehoben ... Was ist mir nun geblieben? Für wen soll ich leben? Wen lieben?“

„Und uns lieben Sie etwa nicht?“ sagte ich vorwurfsvoll, indem ich mühsam die Thränen zurückdrängte.

„Gott weiß, wie ich Euch liebe, meine Täubchen, aber so wie sie habe ich niemand geliebt und kann ich niemand lieben.“

Ich dachte nicht mehr an Schlaf; schweigend saßen wir neben einander und weinten ...

Die Unterhaltungen mit Natalja Ssawischna wiederholten sich nun jeden Tag; ihr stilles Weinen und ihre sanften frommen Reden gewährten mir Trost und Erleichterung.

Doch bald trennte man uns; am dritten Tage nach dem Begräbnis fuhren wir mit allen Hausleuten nach Moskau und ich sollte sie nicht wiedersehen.

Die Großmutter empfing die entsetzliche Nachricht erst bei unserer Ankunft, und ihre Betrübniß war eine ganz außergewöhnliche; uns ließ man nicht zu ihr, weil sie eine ganze Woche bewußtlos war und die Ärzte für ihr Leben fürchteten, umsomehr, da sie nicht nur alle Arzneien zurückwies, sondern auch mit niemandem sprach, nicht schlief und keine Nahrung zu sich nahm. Zuweilen begann sie, während sie im Zimmer in ihrem Lehnstuhl saß, plötzlich zu lachen, dann ohne Thränen zu schluchzen, geriet in Zuckungen und schrie wie rasend sinnlose oder entsetzliche Worte. Das war das erste heftige Leid, das sie heimsuchte, und dieses Leid brachte sie zur Verzweiflung. Es war ihr Bedürfnis, jemandem die Schuld an ihrem Unglück beizumessen, und sie sprach schreckliche Worte, drohte ir-

gend jemandem, sprang plötzlich vom Stuhl empor, ging mit raschen, großen Schritten im Zimmer auf und ab und brach dann bewußtlos zusammen.

Ich kam einmal in ihr Zimmer; sie saß wie gewöhnlich in ihrem Lehnstuhl und schien ruhig zu sein, doch ihr Blick machte mich stutzig. Ihre Augen waren offen, aber der Blick war stumpf und starrte ins Leere: sie sah gerade auf mich, aber sie sah mich offenbar nicht. Ihr Mund verzog sich zu einem Lächeln und sie sagte in einem rührend zärtlichen Ton: „Komm her, mein Freundchen, komm, mein Engel!“ Ich dachte, daß sie zu mir spreche, und trat näher, aber sie sah nicht mich an.

„Ach, wenn Du wüßtest, mein Herzchen, was ich gelitten habe, und wie ich jetzt froh bin, daß Du gekommen bist ...“ Ich begriff, daß sie sich einbildete, *maman* zu sehen, und blieb stehen. „Und man hat mir gesagt, daß Du gestorben bist,“ fuhr sie die Stirn runzelnd fort. „Solch ein Unsinn! Kannst Du etwa früher sterben als ich?“ Und sie brach in ein schreckliches hysterisches Lachen aus.

Nach einer Woche war die Großmutter imstande, zu weinen, und ihr Zustand besserte sich. Ihr erster Gedanke, als sie zu sich kam, waren wir, und ihre Liebe zu uns wuchs. Wir verließen ihren Lehnstuhl nicht; sie weinte leise, sprach von *maman* und liebte uns zärtlich.

Niemandem, der die Trauer der Großmutter sah, konnte der Gedanke kommen, daß sie übertreibe, und diese Trauer kam heftig und in rührender Weise zum Ausdruck, doch ich weiß nicht, warum ich mehr mit Natalja Ssawischna sympathisierte, und heute noch bin ich überzeugt, daß niemand *maman* so aufrichtig geliebt und betrauert hat wie dieses treuherzige, liebevolle Geschöpf.

Mit dem Tode der Mutter fand für mich die glückliche Zeit der Kindheit ein Ende und es begann ein neuer Lebensabschnitt – des Knabenalter – doch da die Erinnerungen an Natalja Ssawischna, die ich nicht mehr gesehen habe und die einen so starken und wohlthätigen Einfluß auf meine Gefühlsrichtung ausgeübt hat, diesem Zeitraum angehören, werde ich noch einige Worte über sie und ihren Tod sagen.

Wie mir nachher die auf dem Gute zurückgebliebenen Leute erzählten, langweilte sie sich nach unserer Abreise sehr, da sie keine Beschäftigung hatte. Obwohl alle Schränke unter ihrer Obhut waren

und sie beständig in ihnen herumkramte, fehlte ihr doch der Lärm und die Geschäftigkeit des von der Herrschaft bewohnten ländlichen Herrenhauses, woran sie von Kindheit an gewöhnt war. Das Herzleid, die veränderte Lebensweise und der Fortfall aller Scherelei entwickelten bei ihr eine Krankheit alter Leute, zu der sie Anlage hatte. Genau ein Jahr nach dem Tode der Mutter stellte sich bei ihr die Wassersucht ein und sie mußte das Bett hüten.

Einen Monat vor ihrem Tode nahm sie aus ihrem Koffer einen weißen Kaliko, weißen Musselinstoff und rosa Bänder, nähte mit Hilfe ihres Mädchens selbst ein weißes Kleid und eine Haube für sich und ordnete bis auf die geringsten Einzelheiten alles an, was zu ihrem Begräbnis erforderlich war. Sie brachte auch in den Schränken der Herrschaft alles in Ordnung und übergab es mit großer Sorgfalt nach einem Verzeichnis einer Bevollmächtigten. Dann holte sie zwei Seidenkleider und einen altmodischen Shawl hervor, die ihr einst von der Großmutter geschenkt worden, und Großvaters goldgestickte Uniform, die man ihr auch überlassen hatte. Dank ihrer Sorgfalt waren die Stickereien und die Tressen auf der Uniform noch ganz gut erhalten und das Tuch von Motten nicht berührt. Vor ihrem Tode äußerte sie den Wunsch, daß der eine der beiden Seidenstoffe – der rosafarbene – Wolodja zu einem Schlafrock übergeben werde, der andere – gewürfelte – mir zu demselben Zwecke; der Shawl aber Ljubotschka. Die Uniform vermachte sie demjenigen von uns, der zuerst werde Offizier werden. Ihr ganzes übriges Hab und Gut und ihr Geld, ausgenommen vierzig Rubel, die sie für das Begräbnis und für Seelenmessen zurückgelegt hatte, stellte sie ihrem Bruder zur Verfügung. Dieser Bruder, der erst vor kurzem den Freibrief erhalten hatte, lebte in irgend einem fernen Gouvernement und führte ein liederliches Leben; darum hatte sie bei Lebzeiten keinen Verkehr mit ihm unterhalten. Als er sich zur Inempfangnahme der Erbschaft einfand und sich herausstellte, daß das ganze Vermögen der Verstorbenen in 25 Papierrubeln bestand, wollte er dies nicht glauben und sagte, es sei nicht möglich, daß eine alte Frau, die sechzig Jahre in einem reichen Hause zugebracht und alles unter ihren Händen gehabt habe, die ihr ganzes Leben lang geheizt und um jede Kleinigkeit besorgt gewesen – daß diese nichts hinterlassen haben solle. Doch es war wirklich so.

Natalja Ssawischna litt zwei Monate an ihrer Krankheit und er-

trug ihre Leiden mit wahrhaft christlicher Geduld: sie murrte nicht, sie klagte nicht, und betete nur ihrer Gewohnheit gemäß beständig zu Gott. Eine Stunde vor ihrem Tode beichtete sie mit stiller Freudigkeit, empfing das heilige Abendmahl und die letzte Ölung. Alle Hausgenossen bat sie um Vergebung der ihnen etwa zugefügten Kränkungen und ersuchte ihren Beichtvater, den Vater Wassili, uns allen zu erklären, daß sie nicht wisse, wie sie uns für alle Güte danken solle, und daß sie uns bitte, ihr zu verzeihen, wenn sie irgend jemand aus Dummheit gekränkt habe, „aber eine Diebin bin ich nie gewesen, und kann sagen, daß ich nicht einen Zwirnsfaden der Herrschaft für mich verwendet habe.“ Das war eine ihrer Eigenschaften, die sie hoch schätzte.

Nachdem sie das selbstverfertigte Kleid angezogen und die Haube aufgesetzt, stützte sie sich mit dem Ellbogen auf die Kissen und sprach bis zu ihrem Tode mit dem Geistlichen, erinnerte sich auch, daß sie den Armen nichts hinterlassen habe, zog zehn Rubel hervor und bat den Geistlichen, sie in der Gemeinde zu verteilen. Dann bekreuzte sie sich, legte sich hin und stieß den letzten Seufzer aus, indem sie mit freudigem Lächeln den Namen Gottes aussprach.

Sie schied vom Leben ohne Bedauern, ohne sich vor dem Tode zu fürchten, und begrüßte ihn wie eine Wohlthat. Viele Leute sagen das, aber wie selten ist es wirklich der Fall! Natalja Ssawischna brauchte den Tod nicht zu fürchten, weil sie in unerschütterlichem Glauben und nach Erfüllung der Gebote des Evangeliums starb. Ihr ganzes Leben war reine, uneigennützigte Liebe und Selbstaufopferung.

Sie wurde ihrem Wunsche gemäß unweit der Kapelle begraben, die über Mamas Grabe steht. Der mit Nesseln und Kletten verwachsene Hügel, unter dem sie ruht, ist mit einem schwarzen Gitter eingefaßt, und ich vergesse nie, von der Kapelle zu diesem Gitter zu gehen und mich vor ihm zu bekreuzen. Zuweilen bleibe ich schweigend zwischen der Kapelle und dem schwarzen Gitter stehen. Drückende Erinnerungen werden plötzlich in meinem Innern wach. Mir kommt der Gedanke: hat dich etwa die Vorsehung mit diesen zwei Wesen bloß deshalb zusammengeführt, damit du ewig ihren Verlust betrauerst?

[Illustrationsseite]

Mein Knabenalter

(Otrotschestwo | 1854)

Wieder standen zwei Wagen vor der Freitreppe des Herrenhauses in Petrowskoje; der eine – eine Kutschke, in welche Mimi, Katenka, Ljubotschka und das Dienstmädchen steigen, während der Verwalter Jakof selbst auf dem Bock sich niederläßt; der andere – eine Britschka, in der ich mit Wolodja und dem vor kurzem aus den zinspflichtigen Bauern unter die Hausdienerschaft aufgenommenen Lakai Wassili fahre.

Papa, der einige Tage nach uns auch nach Moskau kommen wird, steht ohne Mütze auf der Freitreppe und macht das Kreuzeszeichen nach den Fenstern der Kutsche und der Britschka.

„Nun, Christus sei mit Euch! Fahr' zu!“ Jakof und die Kutscher (wir fahren mit eigenen Pferden) nehmen die Mützen ab und bekreuzen sich. „Nun denn! Mit Gott!“ Der Kasten der Kutsche und die Britschka rumpeln auf dem unebenen Wege dahin und die Weiden der großen Allee fliegen eine nach der andern an uns vorüber. Ich bin durchaus nicht traurig; mein Geist weilt nicht bei dem, was ich verlasse, sondern bei dem, was mich erwartet. Je mehr ich mich von den Gegenständen entferne, die mit den traurigen Erinnerungen verknüpft sind, welche bisher all mein Denken erfüllten, desto mehr schwächen sich diese Erinnerungen ab und rasch tritt an ihre Stelle das Trostgefühl des Bewußtseins voller Kraft, Frische und Hoffnung.

Selten verlebte ich einige Tage – ich will nicht sagen: so fröhlich, denn ich machte mir noch ein Gewissen daraus, mich der Fröhlichkeit hinzugeben, – aber so angenehm, so gut, wie die vier Tage unserer Reise. Ich hatte nun nicht beständig die geschlossene Thür des Zimmers der Mutter vor Augen, an der ich nicht ohne Zittern vorübergehen konnte – nicht das geschlossene Piano, dem sich nicht nur niemand nahte, sondern das auch alle mit einer gewissen Furcht betrachteten – nicht die Trauerkleider (wir trugen alle einfache Reisekleider) noch all die Sachen, die mich lebhaft an den unersetzlichen Verlust mahnten und mich veranlaßten, mich jeder lebhaften

Äußerung zu enthalten, aus Furcht, mich an ihrem Andenken zu versündigen. Hier dagegen fesseln beständig neue malerische Stellen und Gegenstände meine Aufmerksamkeit und die im Frühlingskleide prangende Natur pflanzt in meine Seele das Trostgefühl der Zufriedenheit mit der Gegenwart und glänzende Zukunftshoffnungen.

Am frühen Morgen zieht der erbarmungslose und wie alle neuen Diener allzu diensteifrige Wassili die Bettdecke weg und versichert, es sei Zeit, aufzubrechen, und alles sei schon bereit. So sehr man sich auch krümmt und List anwendet und ärgerlich wird, um wenigstens noch ein Stündchen den süßen Morgenschlaf genießen zu können, so erkennt man doch an den entschlossenen Mienen Wassilis, daß er unerbittlich und bereit ist, die Bettdecke noch zwanzigmal wegzuziehen, und man springt auf und läuft in den Hof hinab, um sich zu waschen. Im Vorsaal brodeln schon der Samowar, den der Vorreiter Mitka mit vollen Backen anfacht und dabei rot wird wie ein Krebs; draußen ist es feucht und neblig, es erinnert an den Dunst, der von dem Düngerhaufen aufsteigt; die liebe Sonne beleuchtet mit heiterem, hellem Licht den östlichen Teil des Himmels, und die Strohdächer der geräumigen Schuppen, die den Hof umgeben, glänzen vom Tau, der sie bedeckt. Unter ihnen sieht man unsere Pferde, die an die Futterraufen angebunden sind, und hört ihr gemessenes Wiehern. Die geschäftige Hausfrau öffnet das knarrende Thor, treibt die Kühe auf die Straße hinaus, wo man schon das Getrampel, das Blöcken und Brüllen einer Herde hört, und wechselt einige Worte mit der verschlafenen Nachbarin. Philipp, dessen Hemdärmel beschmutzt sind, zieht am Rade den Wassereimer aus dem tiefen Brunnen und schwappt das klare Wasser in einen Eichentrog, um den herum in einer Pfütze bereits munter gewordene Enten plätschern; und ich betrachte mit Wohlgefallen das ausdrucksvolle Gesicht Philipps mit dem großen Bart und die kräftigen Adern und Muskeln, die auf seinen starken nackten Armen bei der geringsten Anstrengung scharf hervortreten.

Hinter der Scheidewand, hinter welcher Mimi mit den Mädchen geschlafen hat und durch die wir uns am Abend unterhielten, beginnt es sich zu regen. Mascha läuft oft mit allerlei Gegenständen, die sie vor unserer Neugierde unter einem Tuch zu verbergen sucht, an uns vorbei und endlich öffnet sich die Thür und man ruft uns

zum Thee. Wassili kommt in einem Anfall unnützen Eifers beständig in das Zimmer gelaufen, trägt bald das, bald jenes hinaus, winkt uns mit den Augen zu und giebt sich alle Mühe, Maria Iwanowna zu baldigem Aufbruch zu veranlassen. Die Pferde sind vorgespant und geben ihre Ungeduld zu erkennen, indem sie dann und wann die Glöckchen an ihrem Geschirr erklingen lassen; die Mantelsäcke und Koffer, die Schachteln und Schächtelchen werden aufs neue aufgeladen und wir nehmen unsere Plätze ein, doch stets finden wir in der Britschka an der Stelle, auf die wir uns setzen wollen, einen Berg, so daß wir nicht begreifen können, wie tags zuvor alles gelegt war und wie wir jetzt sitzen werden; namentlich eine Theekiste von Nußbaumholz mit dreikantigem Deckel, die man zu uns in die Britschka bringt und unter meine Füße stellt, verursacht mir sehr heftiges Unbehagen, doch Wassili sagt, es werde sich schon alles mit der Zeit senken, und ich muß ihm glauben.

Soeben kam die Sonne hinter einer dichten weißen Wolke hervor, die sich im Osten ausbreitete, und übergieß die ganze Gegend mit ruhigem, heiterem Licht. Alles rings um mich ist so wunderschön, und ich fühle mich so leicht und zufrieden ... Gleich einem breiten Band schlängelt sich vor uns die Straße durch dürre Stoppelfelder und vom Tau glänzende Wiesen; hier und da steht am Wege eine düstere Weide oder eine junge Birke mit feinen klebrigen Blättern, die einen langen unbeweglichen Schatten auf die verhärteten Radspuren in dem Lehmboden und das zarte grüne Gras auf der Straße wirft ... Das einförmige Geräusch der Räder und der Schellen übertönt nicht das Schmettern der Lerchen, welche die Straße umschweben. Der Geruch des von Motten zerfressenen Tuches, der Staub und ein säuerlicher Geruch, der unserer Britschka eigen ist, mengt sich mit dem Morgenduft und ich fühle in meinem Innern eine erquickende Unruhe, ein Verlangen nach irgend einer Thätigkeit – ein Anzeichen wahren Behagens.

Im Posthofe hatte ich nicht Zeit gehabt, zu beten, doch da ich schon mehr als einmal bemerkt habe, daß mir an dem Tage, an dem ich aus irgend welcher Veranlassung zu beten vergesse, irgend ein Unglück zustößt, beeile ich mich, diesen Fehler gut zu machen: ich nehme die Mütze ab, drücke mich in eine Ecke der Britschka, spreche mein Gebet und bekreuze mich, indem ich die Jacke vorhalte, daß es niemand sehen kann. Doch tausenderlei Gegenstände lenken

meine Aufmerksamkeit ab und mehrmals nach einander wiederhole ich in der Zerstretheit dieselben Gebetsworte.

Da werden auf dem Fußweg, der sich längs der Straße hinschlängelt, langsam sich vorwärts bewegend Gestalten sichtbar: es sind Bogomolki³. Ihre Köpfe sind mit schmutzigen Tüchern umhüllt; auf dem Rücken Quersäcke von Birkenrinde, die Füße mit schmutzigen, zerfetzten Lappen umwickelt und mit schweren Bastschuhen bekleidet. Gleichmäßig mit den Stöcken ausgreifend und indem sie uns kaum einen Blick zuwerfen, bewegen sie sich schwerfälligen Schrittes eine hinter der andern vorwärts, und mich fesseln die Fragen: Wohin und weshalb wandern sie? Wird ihre Wanderschaft lange währen und werden die langen Schatten, welche sie auf die Straße werfen, sich bald mit dem Schatten der Weide verschmelzen, an der sie vorbeigehen müssen? ... Da kommt uns eine vierspännige Kalesche mit Postpferden rasch entgegen. Zwei Sekunden, und die Gesichter, die uns in einer Entfernung von zwei Arschin freundlich und neugierig angesehen, sind schon vorübergeflogen, und es erscheint mir so seltsam, daß sie nichts mit mir gemein haben, und daß ich sie vielleicht niemals wiedersehen werde.

Nun wird in der Ferne hinter einer Schlucht am hellblauen Himmel eine Dorfkirche mit grünem Dach sichtbar; nun das Dorf, das rote Dach des Herrenhauses und ein grünender Garten. Wer wohnt in diesem Hause? Giebt es in ihm Kinder, Vater und Mutter und einen Lehrer? Warum fahren wir nicht zu diesem Hause und lernen seine Besitzer kennen? ... Nun sehen wir einen langen Zug riesiger Wagen, vor deren jeden drei wohlgenährte, breitbeinige Pferde gespannt sind, und dem wir seitwärts ausweichen müssen. „Was führet Ihr?“ fragt Wassili den ersten Fuhrmann, dessen riesige Füße über die Deichsel herabhängen und der die Peitsche schwenkend uns lange unverwandt und gedankenlos nachsieht und erst antwortet, als es unmöglich ist, ihn zu verstehen. „Was für Ware führet Ihr?“ wendet sich Wassili zu dem zweiten Wagen, in dessen Schoßkelle der zweite Fuhrmann unter einer neuen Matte liegt. Ein blonder Kopf mit einem geröteten Gesicht und rötlichen Bart kommt einen Augenblick unter der Matte zum Vorschein, läßt einen gleichgiltigen, geringschätzenden Blick über unsere Britschka gleiten und

³ Wallfahrerinnen.

verschwindet wieder unter der Matte – und in mir regt sich der Gedanke, daß diese Fuhrleute gewiß nicht wissen, wer wir sind und wohin und weshalb wir reisen.

Etwa anderthalb Stunden in allerlei Betrachtungen versunken, widme ich den krummen Ziffern, die auf den Werftsäulen stehen, keine Beachtung. Doch nun beginnt die Sonne mir heißer auf Kopf und Rücken zu brennen, die Straße wird staubiger, der dreikantige Deckel der Theekiste beginnt mir sehr unbequem zu werden, ich ändere mehrmals meine Lage: mir ist heiß, ich fühle mich unbehaglich und langweile mich. Meine ganze Aufmerksamkeit wendet sich nun den Werftsäulen und den auf ihnen stehenden Ziffern zu. Ich stelle allerlei mathematische Berechnungen in bezug auf die Zeit unserer Ankunft auf der nächsten Haltestelle an. „Zwölf Werft sind ein Drittel von sechsunddreißig, und bis Lipzy sind einundvierzig Werft, also haben wir ein Drittel des Weges und wie viel noch zurückgelegt?“ u.s.w.

„Wassili,“ sage ich, als ich bemerke, daß er auf dem Bock einzunicken beginnt, „laß mich auf den Bock, mein Lieber.“ Wassili ist einverstanden. Wir wechseln unsere Plätze; er beginnt sofort zu schnarchen und streckt sich so aus, daß in der Britschka für niemand mehr Platz bleibt; vor mir aber breitet sich auf dem hohen Sitz, den ich einnehme, ein sehr anmutiges Bild aus: von unseren vier Pferden, Nerutschinskaja, Djatschok, Ljäuwa und Apotheker, kenne ich die geringsten Einzelheiten und Unterschiede ihrer Eigenschaften.

„Warum ist heute Djatschok rechts beigespannt und nicht links, Philipp?“ frage ich etwas schüchtern.

„Djatschok?“

„Und die Nerutschinskaja zieht gar nicht,“ sage ich.

„Den Djatschok kann man nicht links beispannen,“ sagt Philipp, ohne meiner letzten Bemerkung Beachtung zu schenken. „Es ist kein Pferd, das man links beispannen kann. Links muß man ein Pferd beispannen, das mit einem Wort gesagt solch ein Pferd ist, aber das ist kein solches Pferd.“

Und Philipp neigt sich bei diesen Worten nach rechts, reißt mit aller Kraft an den Zügeln, beginnt den armen Djatschok über den Schweif und die Füße zu peitschen, auf eine besondere Art, von unten her, und obwohl Djatschok sich aus Leibeskräften anstrengt, stellt Philipp doch dieses Manöver erst dann ein, als er es für nötig

findet, auszuruhen und, ich weiß nicht weshalb, seine Mütze auf eine Seite zu rücken, obwohl sie bis dahin sehr gut und fest auf seinem Kopfe saß. Ich benutze diesen glücklichen Augenblick, und bitte Philipp, mich kutschieren zu lassen. Philipp übergibt mir anfangs ein Leitseil, dann das zweite; endlich gehen alle sechs Leitseile und die Peitsche in meine Hände über, und ich bin ganz glücklich. Ich bemühe mich, auf alle Weise Philipp nachzuahmen, und frage ihn, ob es so gut sei, doch das Ende ist gewöhnlich, daß er mit mir unzufrieden ist: er sagt, daß dieses Pferd zu stark ziehe und jenes gar nicht, streckt den Arm um meine Brust vor und nimmt mir die Zügel ab. Die Hitze nimmt immer noch zu, die kleinen weißen Wölkchen am Himmel beginnen wie Seifenblasen anzuschwellen, höher und höher, sie vereinigen sich und erlangen eine dunkelgraue Schattierung. Zum Fenster der Kalesche wird eine Hand herausgestreckt, die eine Flasche und ein Bündel hält; Wassili springt mit erstaunlicher Behendigkeit während der Fahrt vom Bock und bringt uns Fladen und Kwaß.

Bei einem steilen Abhang verlassen wir alle die Wagen und laufen um die Wette bis zur Brücke, während Wassili und Jakof, nachdem der Hemmschuh vor die Räder gelegt worden, von beiden Seiten die Kalesche stützen, gleich als ob sie im stande wären, sie zu erhalten, wenn sie umstürzte. Dann begeben sich mit Mimis Erlaubnis ich oder Wolodja in die Kalesche und Ljubotschka oder Katenka setzen sich in die Britschka; dieser Sitzwechsel bereitet den Mädchen großes Vergnügen, weil sie mit Recht finden, daß es in der Britschka viel lustiger ist. Zuweilen bleiben wir, wenn wir während der heißen Tagesstunden durch ein Gehölz fahren, hinter der Kalesche zurück, reißen grüne Zweige ab und errichten in der Britschka eine Laube. Die Wanderlaube holt wie mit Dampf die Kalesche ein und Ljubotschka piept dabei mit durchdringender Stimme, was sie nie zu thun vergißt, wenn irgend etwas ihr großes Vergnügen bereitet.

Und da ist auch das Dorf, in dem wir zu Mittag essen und ausruhen werden. Er riecht bereits nach einem Dorfe – nach Rauch, nach Teer, nach Schafen, man hört Stimmen, Schritte und Räderknarren; die Schellen der Pferde klingen nicht mehr so wie im freien Felde und zu beiden Seiten fliegen Bauernhäuser mit Strohdächern, geschnitzten Holztrepfen und kleinen Fenstern mit roten und

grünen Fensterladen an uns vorbei, zu denen hier und da ein neugieriges Weib den Kopf heraussteckt. Da sind Bauernjungen und Mädchen im bloßen Hemde: mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund stehen sie regungslos auf einer Stelle oder laufen, schnell mit den nackten Füßchen durch den Staub dahineilend, ohne Philipps drohende Geberden zu beachten, hinter den Wagen her und versuchen auf die Koffer zu klettern, die hinten angebunden sind. Nun laufen auch von beiden Seiten rothaarige Hausknechte auf die Wagen zu und suchen einer den andern durch einnehmende Worte und Geberden zu übertreffen und die Reisenden anzulocken. Brrr! Das Hausthor knarrt, die Thorflügel werden befestigt, und wir fahren in den Hof ein. Vier Stunden zur Erholung, vier Stunden Freiheit!

*

Katenka saß neben mir in der Britschka, und ihr hübsches Köpfchen gesenkt, folgte sie mit den Blicken der unter den Rädern entfliehenden staubigen Straße. Ich betrachtete sie schweigend und wunderte mich über den unkindlich traurigen Ausdruck, den ich zum ersten Male in ihrem rosigen Gesichtchen bemerkte.

„Nun kommen wir bald nach Moskau,“ sagte ich. „Was denkst Du, wie es aussieht?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie mit Unlust.

Doch mit dem Ahnungsvermögen, durch das ein Mensch die Gedanken eines andern errätet und das als Leitfaden eines Gespräches dient, begriff Katenka, daß mir ihre Gleichgiltigkeit schmerzlich war. Sie erhob den Kopf und wandte sich zu mir:

„Papa sagte Ihnen, daß wir bei der Großmutter wohnen werden?“

„Ja; die Großmutter will ganz und gar mit uns zusammen leben.“

„Und wir werden alle beisammen wohnen?“

„Selbstverständlich! Wir werden oben in der einen Hälfte wohnen, Ihr in der andern Hälfte, und Papa im Seitenflügel, und speisen werden wir gemeinsam, unten bei der Großmutter.“

„Mama sagt, daß die Großmutter so ernst sei – so böse?“

„Nein! Das scheint nur anfangs so. Sie ist ernst, aber durchaus

nicht böse. Im Gegenteil, sie ist sehr gut und fröhlich. Wenn Du doch gesehen hättest, was für ein Ball an ihrem Namenstage war!“

„Ich fürchte mich trotzdem vor ihr. Gott weiß übrigens, ob wir ...“

Katenka verstummte plötzlich und versank wieder in Nachsinnen.

„Was?“ fragte ich unruhig.

„Nichts ... ich meinte nur so ...“

„Nein, Du sagtest etwas: Gott weiß ...“

„Du sprachst davon, was für ein Ball bei der Großmutter war.“

„Es ist schade, daß Ihr nicht dort waret. Gäste waren in Menge da, gegen tausend Menschen, Musik, Generale, und ich tanzte ... Katenka!“ sagte ich plötzlich, indem ich mitten in meiner Schilderung inne hielt. „Du hörst nicht zu?“

„Nein, ich höre. Du sprachst davon, daß Du tanztest.“

„Weshalb bist Du so langweilig?“

„Man kann nicht immer lustig sein.“

„Nein, Du hast Dich sehr verändert, seitdem wir aus Moskau gekommen sind. Sage mir der Wahrheit gemäß,“ fügte ich mit entschlossener Miene hinzu, indem ich mich zu ihr wandte, „warum bist Du so seltsam geworden?“

„Bin ich seltsam?“ erwiderte Katenka mit einer Lebhaftigkeit, welche bewies, daß meine Bemerkung ihre Teilnahme erregte. „Ich bin durchaus nicht seltsam.“

„Nein, Du bist nicht mehr so wie früher,“ fuhr ich fort. „Früher konnte man sehen, daß Du in allem mit uns übereinstimmtest, daß Du uns als Verwandte betrachtetest und uns ebenso liebtest, wie wir Dich, aber jetzt bist Du so ernsthaft geworden, ziehst Dich von uns zurück ...“

„Durchaus nicht ...“

„Nein, laß mich aussprechen,“ unterbrach ich sie, indem ich schon ein leichtes Kitzeln in der Nase fühlte, den Vorboten der Thränen, die mir stets in die Augen traten, wenn ich einem lang zurückgehaltenen herzlichen Gedanken Worte verlieh. „Du ziehst Dich von uns zurück, sprichst bloß mit Mimi, scheinst uns gar nicht mehr kennen zu wollen.“

„Man kann ja doch nicht immer gleich bleiben, man muß sich einmal ändern,“ erwiderte Katenka, welche die Gewohnheit hatte,

alles durch eine Art Schicksals-Notwendigkeit zu erklären, wenn sie nicht wußte, was sie sagen sollte.

Mich befriedigte diese Antwort nicht, daß man sich irgend einmal ändern müsse, und ich fragte weiter:

„Weshalb ist dies nötig?“

„Wir werden ja nicht immer beisammen leben,“ erwiderte Katenka, indem sie leicht errötete und unverwandt die Blicke auf Philipps Rücken richtete. „Meine Mama konnte bei Ihrer seligen Mama leben, die ihre Freundin war, aber Gott weiß, ob sie sich mit der Gräfin, die so böse sein soll, vertragen wird. Außerdem müssen wir uns doch einmal trennen ... Sie besitzen Petrowskoje, wir aber sind arm ... mein Mütterchen besitzt nichts.“

Sie sind reich – wir arm! Diese Worte und die mit ihnen verbundenen Begriffe erschienen mir ungewöhnlich seltsam. Nach meiner damaligen Auffassung konnten bloß Bettler und Bauern arm sein, und diese Vorstellung von der Armut vermochte ich in meiner Einbildung nicht mit der anmutigen, guten Katenka zu vereinigen. Es schien mir, daß Mimi und Katenka, sobald sie immer bei uns gelebt hatten, auch stets bei uns leben und alles gleichmäßig mit uns teilen würden. Anders konnte es auch nicht sein. Jetzt aber begannen tausenderlei neue, unklare Gedanken in bezug auf ihre Lage meinen Kopf zu durchwogen, und ich schämte mich so sehr, daß wir reich waren und sie arm, daß ich errötete und mich nicht entschließen konnte, Katenka anzusehen.

„Was ist denn das, daß wir arm sind und sie reich?“ dachte ich. „Und wie entspringt daraus die Notwendigkeit der Trennung? Warum sollen wir nicht gleichmäßig teilen, was wir besitzen?“

Doch ich sah ein, daß es sich nicht schicke, mit Katenka darüber zu sprechen, und im Gegensatz zu diesen logischen Betrachtungen sagte mir schon ein gewisser praktischer Naturtrieb, daß sie Recht habe und daß es nicht angezeigt wäre, ihr meine Gedanken auseinander zu setzen.

„Wirst Du denn wirklich von uns fortfahren?“ sagte ich. „Wie werden wir denn getrennt leben?“

„Was läßt sich da thun? Es schmerzt mich selbst. Nur weiß ich, was ich thun werde, wenn es dazu kömmt.“

„Du wirst Schauspielerin werden ... das sind Dummheiten!“ fiel ich ihr ins Wort, da ich wußte, daß es stets einer ihrer Lieblings-

träume gewesen, Schauspielerin zu werden.

„Nein, das sagte ich, als ich klein war ...“

„Also was wirst Du denn thun?“

„Ich werde in ein Kloster treten und dort leben, werde ein schwarzes Gewand und eine Sammethaube tragen.“

Katenka brach in Thränen aus.

Hast Du, Leser, in einem gewissen Lebensabschnitt Gelegenheit gehabt, plötzlich zu bemerken, daß Deine eigenen Ansichten sich völlig ändern, gleich als ob alle Gegenstände, die Du bisher gesehen hattest, Dir plötzlich eine andere, noch unbekanntere Seite zuwenden? Eine derartige sittliche Veränderung vollzog sich zum ersten Male in mir während dieser Reise, die ich als den Beginn meines Knabenalters betrachte. Zum ersten Male wurde es mir klar, daß nicht wir, d. h. unsere Familie, allein in der Welt leben, daß sich nicht alles um uns drehe, und daß noch andere Leute leben, die nichts mit uns gemein haben, sich um uns nicht kümmern und sogar von unserem Dasein nichts wissen. Es ist kein Zweifel, daß ich dies alles auch vorher wußte, doch ich wußte es nicht so, wie ich es jetzt erkannte, ich war mir dessen nicht bewußt, ich fühlte es nicht. Ein Gedanke wird nur auf einem bestimmten Wege zur Überzeugung, oft völlig unerwartet und auf einem andern Wege als ein anderer Verstand dieselbe Überzeugung erlangt. Die Unterredung mit Katenka, die mich heftig erregte und mich veranlaßte, über ihre künftige Lage nachzudenken, war für mich solch ein Weg. Als ich die Dörfer und Städte sah, durch die wir fuhren, wo in jedem Hause wenigstens eine solche Familie wie die unsere lebte, als ich die Frauen und Kinder sah, die einen Augenblick neugierig unsere Wagen betrachteten und dann für immer den Blicken entschwanden, die Verkäufer in den Läden und die Bauern, die sich nicht nur nicht vor uns verneigten, wie ich es in Petrowskoje zu sehen gewöhnt war, sondern uns nicht einmal eines Blickes würdigten, da regte sich zum ersten Mal die Frage in mir: was kann sie beschäftigen, wenn sie sich um uns gar nicht kümmern? Und aus dieser Frage entstanden andere: wie und wovon leben sie, wie erziehen sie ihre Kinder, unterrichten sie dieselben, lassen sie sie spielen, wie strafen sie die Kinder? u.s.w.

[Illustrationsseite]

Mit der Ankunft in Moskau wurde der Wechsel meiner Anschauungen in Bezug auf Gegenstände und Menschen und mein Verhältnis zu ihnen noch fühlbarer. Bei der ersten Begegnung mit der Großmutter verwandelte sich, als ich ihr mageres, mit Runzeln bedecktes Gesicht und die erloschenen Augen erblickte, das Gefühl achtungsvoller Verehrung und Furcht, das ich für sie empfand, in Mitgefühl; und als sie, ihr Gesicht an Ljubotschkas Kopf lehrend, zu schluchzen begann, gleich als ob sie die Leiche ihrer geliebten Tochter vor sich hätte, verwandelte sich mein Mitleid sogar in Liebe. Der Anblick ihrer Trauer bei der Begegnung mit uns war mir unbehaglich; ich erkannte, daß wir selbst an sich in ihren Augen nichts waren, daß wir ihr bloß als eine Erinnerung teuer waren, und ich fühlte, daß sich in jedem Kuß, mit dem sie meine Wangen bedeckte, *ein* Gedanke ausdrückte: Ich werde *sie* nicht wiedersehen!

Papa, der sich in Moskau fast gar nicht mit uns abgab und bloß mit stets bekümmelter Miene im schwarzen Überrock oder im Frack zum Mittagessen zu uns kam, hatte in meinen Augen viel verloren. Karl Iwanowitsch, dem plötzlich der Gedanke kam, seine ehrwürdige bekannte Glatze mit einer roten Perücke zu bedecken, die fast in der Mitte des Kopfes einen Scheitel von Zwirnsfäden hatte, erschien mir so seltsam und lächerlich, daß ich mich wunderte, wie ich dies früher nicht bemerken konnte. Zwischen den Mädchen und uns war auch eine unsichtbare Scheidewand entstanden; sie und wir hatten unsere eigenen Geheimnisse; sie schienen sich vor uns mit ihren länger gewordenen Kleidern zu brüsten, und wir vor ihnen mit unseren Pantalons mit Strippen. Am ersten Sonntag kam Mimi in einem so prächtigen Kleid und mit solchen Bändern auf dem Kopfe zu Tische, daß man sofort sehen konnte, daß wir uns nicht mehr im Dorfe befanden und daß jetzt alles anders gehen würde.

*

Ich war bloß ein Jahr und einige Monate jünger als Wolodja; wir wuchsen zusammen auf, lernten und spielten stets zusammen. Man machte keinen Unterschied zwischen dem ältern und dem jüngern, aber namentlich um diese Zeit, von der ich spreche, begann ich einzusehen, daß Wolodja kein meinen Jahren, Neigungen und Fähigkeiten entsprechender Gefährte sei. Es schien mir auch, daß Wolodja

selbst seinen Vorrang erkenne und auf ihn stolz sei. Eine solche, vielleicht falsche Überzeugung erweckte in mir die Eigenliebe, die bei jedem Zusammenstoß mit ihm verletzt wurde. Er übertraf mich in allem: in der Unterhaltung, im Lernen, im Streit, in der Haltung, und alles dies stieß mich von ihm zurück und verursachte mir unerklärliche moralische Leiden. Wenn ich, als zum ersten Mal für Wolodja holländische Hemden mit Falten angefertigt wurden, geradezu erklärt hätte, ich ärgere mich sehr darüber, nicht auch solche zu besitzen, so bin ich überzeugt, daß mir leichter ums Herz geworden wäre, und es hätte mir nicht jedesmal, wenn er die Kragen zurecht rückte, geschienen, daß er dies nur thue, um mich zu kränken.

Mehr als alles quälte es mich, daß Wolodja mich, wie mir bisweilen schien, durchschaute, aber sich bemühte, dies zu verbergen.

Wer hat diese geheimnisvollen, wortlosen Beziehungen nicht bemerkt, die sich unter Leuten, die beständig beisammen leben, in einem kaum wahrnehmbaren Lächeln, in einer Bewegung oder einem Blick offenbaren: zwischen Brüdern, zwischen Freunden, zwischen Mann und Frau, Herr und Diener, besonders wenn diese Leute nicht in allem aufrichtig gegen einander sind? Wie viele unausgesprochene Wünsche und Gedanken und wieviel Furcht, durchschaut zu werden, äußert sich in einem zufälligen Blick, wenn sich Euere Augen schüchtern und unentschlossen begegnen!

Doch vielleicht täuschte mich in dieser Beziehung meine übermäßige Empfindlichkeit und meine Neigung, alles zu zergliedern; vielleicht empfand Wolodja ganz und gar nicht dasselbe wie ich. Er war hitzig, geradeweg und unbeständig in seinen kleinen Leidenschaften. Er ließ sich von den verschiedensten Dingen fortreißen und gab sich ihnen mit ganzer Seele hin. Bald bemächtigte sich seiner plötzlich eine Leidenschaft für Bilder; er begann selbst zu zeichnen, kaufte für all' sein Geld Bilder, erbat solche von dem Zeichenlehrer, vom Papa, von der Großmutter; bald wieder eine Leidenschaft für Kleinigkeiten, mit denen er seinen Tisch schmückte und die er aus dem ganzen Hause zusammenschleppte; dann wieder eine Leidenschaft für Romane, die er sich heimlich verschaffte und ganze Tage und Nächte las ... Ich wurde unwillkürlich von seinen Leidenschaften mit fortgerissen, doch ich war viel zu stolz, um seiner Spur zu folgen, und zu jung und unselbständig, um einen neuen Weg einzuschlagen. Um nichts beneidete ich aber Wolodja so sehr,

wie um seine glückliche, aufrichtig edle Gemütsart, die besonders deutlich bei den Streitigkeiten, zu denen es zwischen uns kam, hervortrat. Ich fühlte, daß sein Auftreten ein richtiges war, aber ich vermochte ihm nicht nachzuahmen.

Einst zur Zeit, als seine Leidenschaft für allerhand Kleinigkeiten besonders heftig war, trat ich an seinen Tisch und zerbrach zufällig ein leeres buntes Fläschchen.

„Wer hat Dich ersucht, meine Sachen anzurühren?“ sagte Wolodja, als er beim Eintritt in das Zimmer die Verwirrung bemerkte, die ich unter der gleichmäßigen Anordnung der Verschönerungen seines Tischchens angerichtet hatte. „Und wo ist das Fläschchen? Du hast es gewiß ...“

„Es ist mir unversehens aus der Hand gefallen. Es ist zerbrochen, doch was ist das für ein Unglück?“

„Sei so gut und unterstehe Dich niemals, meine Sachen anzurühren,“ sagte er, indem er die Scherben des Fläschchens zusammenfügte und sie mit betrubtem Blick betrachtete.

„Sei so gut, nicht Befehle zu erteilen,“ erwiderte ich. „Wenn ich es zerbrochen habe, so habe ich es zerbrochen. Was ist da weiter zu reden?“

Und ich lächelte, obwohl mir durchaus nicht zum lachen war.

„Ja, Du hast nichts zu reden, aber ich,“ fuhr Wolodja fort, indem er mit den Achseln zuckte, eine Bewegung, die er vom Papa geerbt hatte. „Er hat es zerschlagen und lacht noch ... solch ein unleidliches Bürschchen!“

„Ich bin ein Bürschchen ... und Du bist groß und dumm!“

„Ich habe nicht Lust, mit Dir zu streiten,“ sagte Wolodja, indem er mich leicht zurückstieß. „Geh' Deiner Wege!“

„Stoße nicht!“

„Geh' Deiner Wege!“

„Ich sage Dir: stoße nicht!“

Wolodja ergriff mich bei der Hand und wollte mich vom Tische fortziehen, aber ich war schon aufs höchste erregt: ich ergriff den Tisch bei einem Fuß und warf ihn um.

Und alle Porzellan- und Krystallsachen flogen in Trümmern auf den Boden.

„Du abscheulicher Bube!“ rief Wolodja, indem er sich bemühte, die fallenden Sachen aufzuhalten.

„Nun ist alles zwischen uns zu Ende,“ dachte ich, als ich das Zimmer verließ. „Wir haben uns für immer überworfен.“

Bis zum Abend sprachen wir nicht mit einander; ich fühlte mich schuldig, scheute mich, ihn anzusehen, und war den ganzen Tag unfähig, etwas zu thun; Wolodja dagegen lernte fleißig und nach dem Mittagessen unterhielt er sich wie gewöhnlich lachend mit den Mädchen.

Sobald der Lehrer den Unterricht beendet hatte, ging ich aus dem Zimmer. Es war mir schrecklich und erregte mir ein unbehagliches Gefühl und Gewissensbisse, mit meinem Bruder allein zu bleiben. Abends, nach dem Unterricht in der Geschichte, nahm ich die Hefte und wandte mich zur Thür. Als ich an Wolodja vorbeiging, blähte ich mich auf und bemühte mich, ein böses Gesicht zu machen, trotzdem ich Lust hatte, zu ihm hinzugehen und mich mit ihm zu versöhnen. Wolodja erhob in demselben Augenblick den Kopf und sah mich mit einem kaum bemerkbaren, gutmütig spöttischen Lächeln an. Unsere Blicke kreuzten sich und ich erkannte, daß er mich durchschaue, und auch, daß ich mir darüber klar sei, daß er mich durchschaue, doch ein unwiderstehliches Gefühl veranlaßte mich, mich wegzuwenden.

„Nikolenka!“ sagte er im schlichtesten, durchaus nicht pathetischen Ton. „Sei nicht mehr böse! Verzeihe mir, wenn ich Dich gekränkt habe.“

Und er reichte mir die Hand.

Da begann mir etwas in der Brust den Atem zu rauben ... doch das währte nur eine Sekunde ... Thränen traten mir in die Augen und ich fühlte mich erleichtert.

„Ver – ze – he mir, Wo – lodja!“ sagte ich und drückte ihm die Hand.

Wolodja sah mich übrigens so an, als begriffe er gar nicht, weshalb mir die Thränen in die Augen traten ...

*

Doch nicht eine der Veränderungen, die sich in meiner Lebensanschauung vollzogen, war für mich selbst so überraschend wie die, infolge deren ich aufhörte, in einem unserer Stubenmädchen einen

Dienstboten weiblichen Geschlechts zu sehen, und in ihr ein Weib zu sehen begann, von dem in einem gewissen Grade meine Ruhe und mein Glück abhängen konnten.

So lange ich zurückzudenken vermag, erinnere ich mich, daß sich Mascha in unserem Hause befand, und niemals vor dem Vorfall, der meine Ansichten in bezug auf sie völlig veränderte und den ich sofort erzählen werde, hatte ich ihr auch nur die geringste Beachtung geschenkt. Mascha war fünfundzwanzig Jahre alt, als ich vierzehn zählte. Sie war sehr hübsch, doch ich fürchte mich, sie zu beschreiben, fürchte, daß die Phantasie mir wieder das bezaubernde und trügerische Bild vor Augen führen wird, das sich in ihr zur Zeit meiner Leidenschaft ausgebildet hatte. Um keinen Fehler zu begehen, sage ich bloß, daß ihre Hautfarbe außergewöhnlich weiß, daß sie üppig entwickelt und daß sie ein Weib war; und ich war vierzehn Jahre alt.

In einem der Augenblicke, in denen man mit der Aufgabe in der Hand im Zimmer auf und abgeht, bemüht, nur auf den Spalten der Dielen zu schreiten, oder sich damit beschäftigt, die Ränder des Tisches mit Tinte zu beschmieren, oder irgend einen sinnlosen Anspruch wiederholt – kurz gesagt, in einem der Augenblicke, in denen der Geist keine Lust mehr zur Arbeit hat und die Phantasie die Oberhand gewinnt und nach neuen Eindrücken sucht, ging ich aus dem Unterrichtszimmer hinaus und begab mich ohne ein bestimmtes Ziel nach der Terrasse.

Auf der zweiten Biegung der Treppe kam jemand in Schuhen herabgeschlürft. Selbstverständlich wollte ich wissen, wer es sei, aber plötzlich verstummte das Geräusch und ich vernahm die Stimme Maschas: „Lassen Sie mich in Ruhe! Was ist das für eine Ungezogenheit! Und wenn Maria Iwanowna dazu kommt – wird das etwa gut sein?“

„Sie wird nicht kommen,“ flüsterte die Stimme Wolodjas, und darauf vernahm ich ein Geräusch, als ob Wolodja sie zurückzuhalten versuchte.

„Nun, wohin fahren Sie mit Ihren Händen? Unverschämter!“

Und Mascha lief mit verschobenem Halstuch, unter dem ihr weißer, voller Busen sichtbar war, an mir vorbei.

Ich kann nicht sagen, wie sehr mich diese Entdeckung in Erstauen setzte, doch das Staunen wich bald der Zustimmung zu dem

Vorgehen Wolodjas. Dieses Vorgehen selbst wunderte mich nicht mehr, vielmehr das, wie er dahinter gekommen war, daß es angenehm sei, derartig zu verfahren. Und unwillkürlich regte sich in mir die Lust, ihm nachzuahmen.

Ganze Stunden brachte ich zuweilen gedankenlos auf der Terrasse zu, gespannt auf das geringste Geräusch lauschend, das sich oben vernehmen ließ, doch niemals vermochte ich es über mich zu bringen, Wolodja nachzuahmen, trotzdem ich nach nichts in der Welt so großes Verlangen trug. Zuweilen lauschte ich, hinter der Thür versteckt, bedrückt von Neid und Eifersucht, dem Lärm in der Mädchenstube und es kam mir der Gedanke: welcher Art wäre meine Lage, wenn ich hinaufkäme und gleich Wolodja Mascha küssen wollte? Ein andermal hörte ich, wie Mascha zu Wolodja sprach: „Gehen Sie, Sie Ausgelassener! ... Weshalb kommt denn Nikolai Petrowitsch niemals her und treibt keinen Unsinn“ ... Sie wußte nicht, daß Nikolai Petrowitsch in diesem Augenblicke unter der Treppe saß und bereit war, alles in der Welt dafür zu geben, wenn er nur an der Stelle des ausgelassenen Wolodja sein könnte.

Ich war von Natur aus schamhaft, aber meine Schamhaftigkeit wurde noch vermehrt durch das Bewußtsein, daß ich mißgestaltet war. Und ich bin überzeugt, daß nichts auf die Geistesrichtung eines Menschen einen solchen Ausschlag gebenden Einfluß ausübt als sein Äußeres, und nicht allein so sehr das Äußere selbst als die Überzeugung, daß es anziehend oder abstoßend sei. Meine Eigenliebe war zu groß, als daß ich mich in meine Lage hätte fügen können, und ich tröstete mich wie der Fuchs, indem ich mir einzureden suchte, die Trauben seien noch grün, d. h. indem ich mich bemühte, alle Vergnügungen zu verachten, welche Wolodja dank einem angenehmen Äußern vor meinen Augen genoß und um die ich ihn in tiefstem Herzensgrunde beneidete, und ich bot alle Kraft meines Geistes und meiner Einbildung auf, um in stolzer Abgeschlossenheit Erquickung zu finden.

*

„Mein Gott, Pulver!“ rief Mimi mit vor Erregung fast erstickter Stimme. „Was machet Ihr? Ihr wollet das Haus in Brand stecken, uns alle unglücklich machen.“

Und mit unbeschreiblicher Geistesstärke befahl Mimi allen, zurückzutreten, ging mit großen unentschlossenen Schritten auf das ausgestreute Schrot los, und ohne auf die Gefahr zu achten, die durch eine unerwartete Entzündung entstehen konnte, begann sie es mit den Füßen zu zerstampfen. Als nach ihrer Meinung die Gefahr beseitigt war, rief sie Michei und befahl ihm, „dieses Pulver“ hinauszuerwerfen, irgendwo weit weg, oder am liebsten ins Wasser, und stolz ihre Haube schüttelnd, begab sie sich in das Gastzimmer. „Man beaufsichtigt sie sehr gut, das läßt sich nicht bestreiten,“ brummte sie.

Als Papa aus dem Seitenflügel kam und wir zugleich mit ihm uns zur Großmutter begaben, saß Mimi schon im Zimmer am Fenster und sah mit einem geheimnisvoll – offiziellen Ausdruck drohend nach der Thür. Sie hielt etwas mehrfach in Papier Eingewickeltes in der Hand. Ich erriet, daß es das Schrot war und daß die Großmutter bereits alles wußte.

Außer Mimi befanden sich im Zimmer der Großmutter noch das Stubenmädchen Gascha, das, wie man an ihrem zornig geröteten Gesicht erkennen konnte, heftig erregt war, und Doktor Blumenthal, ein kleiner, pockennarbiger Mann, der sich eifrig bemühte, Gascha zu besänftigen, indem er ihr mit den Augen und dem Kopfe geheimnisvolle Zeichen machte. Die Großmutter selbst saß etwas seitwärts und legte eine Patience – „der Reisende“ – was stets ein Anzeichen höchst unfreundlicher Stimmung war.

„Wie ist jetzt Ihr Befinden, Mama? Haben Sie gut geruht?“ sagte der Papa, indem er ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte.

„Sehr schön, mein Lieber! Mir scheint, Sie wissen, daß ich stets vollkommen gesund bin,“ erwiderte die Großmutter in einem Ton, als ob Papas Frage eine ganz unpassende und beleidigende gewesen wäre. „Nun, wollen Sie mir ein reines Taschentuch geben?“ fuhr sie fort, indem sie sich an Gascha wandte.

„Ich habe Ihnen eins gereicht,“ erwiderte Gascha, indem sie auf ein schneeweißes Batisttuch wies, das auf der Lehne des Armstuhls lag.

„Nehmen Sie diesen schmutzigen Fetzen fort und geben Sie mir ein reines, meine Liebe!“

Gascha ging zum Wäscheschrank, zog eine Schublade heraus und riß so heftig an derselben, daß die Fenster im Zimmer erklinkten.

Die Großmutter warf uns allen einen drohenden Blick zu und verfolgte dann aufmerksam alle Bewegungen des Stubenmädchens. Als dieses ihr, wie mir schien, dasselbe Taschentuch reichte, sagte die Großmutter:

„Wann wirst Du mir Tabak reiben, meine Liebe?“

„Sobald ich Zeit habe, werde ich reiben.“

„Was sagst Du?“

„Ich werde ihn jetzt reiben.“

„Wenn Sie mir nicht dienen wollen, meine Liebe, so brauchen Sie es nur zu sagen: ich hätte Sie längst entlassen.“

„Entlassen Sie mich nur, ich werde darüber nicht weinen,“ brummte das Stubenmädchen halblaut vor sich hin.

Der Doktor winkte ihr in diesem Augenblicke zu, aber sie sah ihn so ärgerlich und so entschlossen an, daß er sofort die Augen niederschlug und sich mit seinem Uhrschlüssel zu beschäftigen begann.

„Sehen Sie, mein Lieber,“ sagte die Großmutter, indem sie sich an Papa wandte, nachdem Gascha, immer noch vor sich hin brummend, das Zimmer verlassen hatte: „wie man mit mir in meinem Hause spricht?“

„Erlauben Sie, Mama, ich werde Ihnen selbst Tabak reiben,“ sagte Papa, der sichtlich durch diese unerwartete Wendung in große Verlegenheit geraten war.

„Nein, ich danke Ihnen ... sie ist ja deshalb so grob, weil sie weiß, daß niemand außer ihr den Tabak so zu reiben versteht wie ich es liebe. Sie wissen, mein Lieber,“ fuhr die Großmutter nach kurzem Schweigen fort, „daß Ihre Kinder heute fast das Haus in Brand gesteckt haben?“

Papa sah die Großmutter mit ehrfurchtsvoller Neugierde an.

„Ja, sehen Sie, womit sie spielen! Zeigen Sie es ihm,“ sagte sie, sich an Mimi wendend.

Papa nahm das Schrot in die Hand und konnte nicht umhin, zu lächeln.

„Das ist ja Schrot, Mama,“ sagte er. „Das ist durchaus nicht gefährlich.“

„Ich bin Ihnen für die Belehrung sehr verbunden, mein Lieber, nur bin ich schon zu alt ...“

„Die Nerven! die Nerven!“ flüsterte der Doktor.

Und Papa wandte sich sofort wieder zu uns:

„Woher habt Ihr das? Und wie könnt Ihr Euch unterstehen, mit solchen Sachen Unfug zu treiben?“

„Es hat keinen Zweck, sie auszufragen, man muß ihren Aufseher fragen, was er beaufsichtigt,“ sagte die Großmutter, indem sie auf das Wort Aufseher einen besonders verächtlichen Ton legte.

„Woldemar hat gesagt, daß Karl Iwanowitsch ihm selbst dieses Pulver gegeben hat,“ fiel Mimi ein.

„Nun, da sehen Sie, wie gut er ist,“ fuhr die Großmutter fort. „Und wo ist er, dieser Aufseher? Schicket ihn her!“

„Ich habe ihn beurlaubt, da er eine Einladung erhalten hatte,“ sagte Papa.

„Das ist kein Grund; er muß stets hier sein. Es sind nicht meine, sondern Ihre Kinder, und ich habe kein Recht, Ihnen Ratschläge zu erteilen, weil Sie klüger sind als ich,“ fuhr die Großmutter fort, „aber es scheint, daß es Zeit ist, ihnen einen Erzieher zu geben, und nicht einen Aufseher, einen deutschen Bauer. Ja, einen dummen Bauer, der sie nichts lehren kann als schlechte Manieren und Tiroler Lieder. Ich frage Sie, es ist wohl sehr nötig, daß die Kinder Tiroler Lieder singen können? Übrigens geht das *jetzt* niemanden etwas an und Sie können thun was Sie wollen.“

Das Wort „jetzt“ bedeutete: „da sie keine Mutter haben“, und rief traurige Erinnerungen im Herzen der Großmutter wach: sie senkte die Blicke zu der Tabaksdose mit dem Bildnis und versank in Nachdenken.

„Ich habe schon längst daran gedacht,“ beeilte sich Papa zu sagen, „und wollte mich deshalb bei Ihnen Rats erholen, Mama. Sollen wir nicht St. Jérôme kommen lassen?“

„Daran wirst Du sehr wohl thun, mein Lieber,“ sagte die Großmutter, schon nicht mehr in dem unzufriedenen Ton, in dem sie bisher gesprochen hatte. „St. Jérôme ist wenigstens ein Erzieher, der wissen wird, wie man *des enfants de bonne maison* leiten muß, und kein gemeiner *menin* Aufseher, der zu nichts anderem zu verwenden ist, als sie spazieren zu führen.“

„Ich werde morgen mit ihm sprechen,“ sagte Papa.

Und in der That trat zwei Tage nach dieser Unterredung Karl Iwanowitsch seine Stelle einem jungen stutzerhaften Franzosen ab.

Als das Trauerjahr vorüber war, erholte sich die Großmutter allmählich von dem Herzleid, das sie betroffen hatte, und begann dann und wann Gäste zu empfangen, besonders Kinder, unsere Altersgenossen.

Am Geburtstag Ljubotschkas, dem 13. Dezember, kamen schon vor Tische die Fürstin Kornakow mit ihren Töchtern, Frau Balachina mit Ssonitschka, Ilinka Grapp und die zwei jüngeren Brüder Iwin zu Besuch. Schon drang von unten her, wo sich die Gesellschaft versammelte, der Lärm des Gesprächs, des Lachens und das Geräusch vieler Schritte zu uns, aber wir konnten vor Beendigung des Vormittags-Unterrichts uns nicht hinzugesellen. Auf der im Schulzimmer hängenden Tafel stand: *Lundi de 2 à 3 maître d'histoire et de géographie*, und das Erscheinen dieses *maître d'histoire* mußten wir abwarten, ihn anhören und eine Stunde mit ihm zubringen, bevor wir frei waren. Es war schon zwanzig Minuten über zwei Uhr, und noch ließ sich der Schritt des Lehrers der Geschichte nicht vernehmen und er war auch auf der Straße, durch die er kommen mußte und auf die ich mit dem lebhaften Wunsche, ihn nie zu erblicken, hinabsah, nicht zu sehen.

„Mir scheint, daß Lebedjew heute nicht kommt,“ sagte Wolodja, indem er einen Augenblick von dem Buche aufsah, nach dem er an einer Aufgabe arbeitete.

„Gott gieb's, Gott gieb's! ... Doch mir scheint, da kommt er,“ fügte ich in traurigem Ton hinzu.

Wolodja stand auf und kam ans Fenster.

„Nein, das ist er nicht, das ist irgend ein Herr,“ sagte er. „Wir wollen noch bis halb drei warten,“ fügte er hinzu, indem er sich reckte und dabei sein Haar glatt strich, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er einen Augenblick von der Arbeit ausruhte. „Wenn er bis halb drei nicht kommt, können wir St. Jérôme sagen, daß er die Hefte fortnehmen kann.“

Aus Langeweile schlug ich im Lehrbuch die Stelle auf, die uns zum lernen aufgegeben war, und begann sie durchzulesen. Die Aufgabe war groß und schwer, ich wußte nichts und sah ein, daß es mir nicht mehr möglich sein werde, etwas meinem Gedächtnis einzuprägen, um so weniger, da ich mich in einer Aufregung befand, in

welcher die Gedanken bei nichts zu verweilen vermögen. Wegen der letzten Aufgabe aus der Geschichte, die mir stets als das langweiligste und schwerste Fach erschien, hatte sich Lebedjew bei St. Jérôme über mich beschwert und in das Censurenbuch eine 2 eingeschrieben, was als sehr schlecht galt. St. Jérôme hatte mir darauf erklärt, ich würde streng bestraft werden, wenn ich in der nächsten Stunde nicht mindestens eine 3 erhalte. Jetzt stand diese nächste Stunde bevor, und ich gestehe, daß ich große Angst vor ihr empfand.

Ich war so in die mir noch fremde Aufgabe vertieft, daß ich unwillkürlich zusammenzuckte, als ich den Lehrer im Vorzimmer die Überschuhe ablegen hörte. Wie ich mich umsah, da erschien auch schon in der Thür das pockennarbige, mir zuwidere Gesicht und die plumpe Gestalt des Lehrers im zugeknöpften blauen Frack mit den bekannten Knöpfen. Der Lehrer legte langsam die Mütze aufs Fensterbrett, die Hefte auf den Tisch, schob mit beiden Händen die Frackschöße auseinander (wie etwas sehr Notwendiges) und ließ sich dann keuchend auf seinem Platz nieder.

„Nun, meine Herren,“ sagte er, indem er seine schweißigen Hände rieb, „wollen wir zuerst das durchgehen, was ich in der vorigen Stunde vorgetragen habe, und dann will ich Sie mit den ferneren Vorgängen im Mittelalter bekannt machen.“

Das bedeutete: sagen Sie Ihre Aufgaben auf!

Während Wolodja ihm mit der Ungezwungenheit und dem Selbstbewußtsein antwortete, welches denen eigen ist, die ihre Sache wohl verstehen, ging ich ohne ein bestimmtes Ziel auf die Treppe hinaus, und da ich natürlich nicht hinabgehen konnte, befand ich mich bald, ohne daß ich mir selbst dessen bewußt war, auf der Terrasse. Doch kaum wollte ich dort meinen gewöhnlichen Beobachtungsposten hinter der Thür einnehmen, als ich plötzlich auf Mimi stieß, die stets die Ursache meines Unglücks war. „Sie hier?“ sagte sie, indem sie drohend erst mich, dann die Thür der Mädchenstube und dann wieder mich ansah. Ich war schuldbewußt, sowohl deshalb, weil ich nicht im Schulzimmer war, als auch, weil ich mich an einem so unpassenden Orte befand; ich schwieg deshalb, senkte den Kopf und nahm die reuevollste Miene an.

„Nein, das ist doch zu arg! Was machen Sie hier?“ sagte Mimi. – Ich schwieg. – „Nein, das kann nicht so hingehen,“ fuhr sie fort, in-

dem sie mit den Fingerknöcheln auf das Treppengeländer schlug. „Ich werde alles der Gräfin erzählen.“

Es war schon in fünf Minuten drei Uhr, als ich in das Schulzimmer zurückkam. Der Lehrer erläuterte Wolodja die neue Aufgabe und schien weder meine Abwesenheit, noch mein Kommen bemerkt zu haben. Als er seinen Vortrag beendet hatte, die Hefte zusammenlegte und Wolodja in die Stube nebenan ging, um die Stundenmarke zu holen, kam mir der trostreiche Gedanke, daß nun alles zu Ende sei und man mich vergessen werde. Doch plötzlich wandte sich der Lehrer mit boshafem Lächeln zu mir.

„Ich hoffe, daß Sie Ihre Aufgabe gelernt haben,“ sagte er, sich die Hände reibend.

„Ja,“ erwiderte ich.

„Dann wollen Sie mir etwas von dem Kreuzzuge Ludwigs des Heiligen erzählen,“ sagte er, indem er sich auf dem Stuhle schaukelte und gedankenvoll unter seine Füße blickte. „Erzählen Sie mir zuerst von den Ursachen, die den König von Frankreich veranlaßten, das Kreuz zu nehmen,“ sagte er, zog die Augenbrauen in die Höhe und wies mit dem Finger nach dem Tintenfaß. „Dann erläutern Sie mir die charakteristischen Merkmale dieses Zuges,“ fügte er mit einer Handbewegung hinzu, als ob er etwas fangen wollte – „und schließlich den Einfluß dieses Zuges auf die europäischen Reiche überhaupt,“ sagte er und schlug mit den Heften auf die linke Seite des Tisches – „und auf das Königreich Frankreich insbesondere,“ schloß er mit einem Schlag auf die rechte Tischseite und neigte den Kopf nach rechts.

Ich schluckte mehrmals den Speichel hinab, hustete, neigte den Kopf zur Seite und schwieg. Dann ergriff ich die auf dem Tisch liegende Feder, begann sie zu zerzupfen, und schwieg noch immer.

„Geben Sie die Feder her!“ sagte der Lehrer. „Sie ist noch brauchbar. Nun?“

„Lud... Ludwig der Heilige war ... war ... war ... ein guter und kluger König ...“

„Wer?“

„Der König. Er beschloß nach Jerusalem zu ziehen und übergab die Zügel der Regierung seiner Mutter.“

„Wie hieß diese?“

„B... b... lanka.“

„Wie? Bulanka?“⁴

Ich verzog das Gesicht zu einem ungeschickten Lächeln.

„Nun, wissen Sie nicht noch etwas von ihm?“ sagte er spöttisch.

Ich hatte nichts mehr zu verlieren, räusperte mich und begann dann flott darauf los zu erzählen, was mir gerade einfiel. Der Lehrer schwieg und fegte mit der mir abgenommenen Feder den Staub vom Tische, sah unverwandt über mein Ohr hinweg und sagte von Zeit zu Zeit: „Gut, sehr gut!“ Ich fühlte, daß ich nichts wisse und mich ganz ungehörig ausdrücke, und es that mir schrecklich leid, als ich sah, daß der Lehrer mich nicht unterbrach und mich nicht verbesserte.

„Weshalb beabsichtigte er nach Jerusalem zu ziehen?“ fragte er.

„Weil ... darum ... deshalb, um ...“

Ich hatte völlig den Faden verloren, sagte kein Wort mehr und fühlte, daß, wenn dieser boshafte Lehrer auch noch ein ganzes Jahr schweigen und mich fragend ansehen würde, ich doch nicht im stande wäre, noch einen Laut hervorzubringen. Der Lehrer sah mich drei Minuten lang an, dann prägte sich plötzlich in seinem Gesicht tiefe Trauer aus und er sprach in gefühlvollem Ton zu Wolodja, der in diesem Augenblick in die Stube trat:

„Reichen Sie mir das Buch, um die Censuren einzutragen.“

Wolodja reichte es ihm und legte behutsam die Marke daneben. Der Lehrer schlug das Buch auf, und nachdem er sorgfältig die Feder eingetaucht, schrieb er Wolodja mit schöner Handschrift eine 5 in die Rubriken „Erfolg“ und „Betragen“. Dann hielt er die Feder einen Augenblick über der Rubrik, in welcher meine Censuren eingetragen wurden, sah mich an, spritzte Tinte in das Tintenfaß zurück und versank in Gedanken. Plötzlich machte seine Hand eine kaum bemerkliche Bewegung und in der Rubrik erschien eine schön gezeichnete 1 und ein Punkt. Nachdem er das Buch sorgfältig zugeklappt, erhob sich der Lehrer und ging auf die Thür zu, als ob er meinen Blick nicht bemerkte, in dem sich Verzweiflung, Bitte und Vorwurf ausprägten.

„Michail Larionowitsch!“ sagte ich.

„Nein,“ erwiderte er, schon ahnend, was ich ihm sagen wollte.

„So lernt man nicht. Ich will mich nicht für nichts bezahlen lassen.“

⁴ *Bulanka* ist der Rufname für falbe Pferde.

Der Lehrer zog die Überschuhe an, legte den Camelotmantel um und hüllte sich mit großer Sorgfalt in den Shawl. Wie konnte er nur wegen etwas besorgt sein nach dem, was mir zugestoßen war? Für ihn war es ein Federstrich, für mich das größte Unglück.

„Ist der Unterricht zu Ende?“ fragte St. Jérôme, indem er in die Stube trat.

„Ja.“

„War der Lehrer mit Ihnen zufrieden?“

„Ja,“ sagte Wolodja.

„Welche Censur erhielten Sie?“

„Fünf.“

„Und Nicolas?“

Ich schwieg.

„Mir scheint vier,“ sagte Wolodja.

Er sah ein, daß er mich retten müsse, wenn auch nur für heute. Man mochte mich immerhin strafen, wenn nur nicht heute, während Gäste bei uns sind.

„*Voyons Messieurs!* (St. Jérôme hatte die Angewohnheit, bei jedem Wort zu sagen: *Voyons!*) *Faites votre toilette et descendons!*“

*

Wir hatten, als wir hinabkamen, kaum alle Gäste begrüßt, als man zu Tische rief. Papa war sehr lustig (er war damals im Gewinn), hatte Ljubotschka ein kostbares Silberservice geschenkt, und nach Tische erinnerte er sich, daß er im Seitenflügel des Hauses eine Bonbonnière zurückgelassen hatte, die für das Namenstagskind vorbereitet war.

„Wozu einen Diener schicken, geh' lieber Du selbst, Koko,“ sagte er zu mir. „Die Schlüssel liegen auf dem großen Tisch in der Muschelschale, Du weißt doch? ... Nimm sie, und mit dem größten Schlüssel öffne das zweite Schubfach zur Rechten. Dort findest Du die Bonbonnière und bringst sie her.“

„Und soll ich Dir Zigarren mitbringen?“ fragte ich, da ich wußte, daß er solche stets nach Tische holen ließ.

„Bringe sie, aber rühre sonst bei mir nichts an!“ rief er mir noch nach.

Ich fand die Schlüssel an der bezeichneten Stelle und wollte

schon das Schubfach aufschließen, als ich plötzlich inne hielt, da sich in mir das Verlangen regte, zu erfahren, was das winzige Schlüsselchen aufsperrte, das an dem Schlüsselbund hing.

Unter tausenderlei verschiedenen Sachen lag auf dem Tische auch ein gesticktes Portefeuille mit einem Vorhängschloß, und in mir regte sich die Lust, zu versuchen, ob der kleine Schlüssel dazu passe. Der Versuch war von vollständigem Erfolg gekrönt, das Portefeuille öffnete sich und ich fand darin ein ganzes Packet Schriften. Die Neugierde empfahl mir so überzeugungsvoll, zu ermitteln, was für Papiere das seien, daß ich nicht auf die Stimme des Gewissens achtete und den Inhalt des Portefeulles zu mustern begann.

- - - - -

Das kindliche Gefühl unbedingter Hochachtung vor allen Älteren und besonders vor Papa war in mir so stark, daß mein Geist sich unwillkürlich dagegen sträubte, irgend welche Schlüsse aus dem zu ziehen, was ich sah. Ich fühlte, daß Papa in einer ganz besonderen, herrlichen, für mich unzugänglichen und unerreichbaren Sphäre leben müsse, und daß es meinerseits so viel wie ein Kirchenraub wäre, wenn ich in die Geheimnisse seines Lebens einzudringen versuchte. Darum hinterließen auch die unerwartet von mir in Papas Portefeuille gemachten Entdeckungen keine klare Vorstellung in mir, ausgenommen die undeutliche Ahnung, daß ich nicht gut gehandelt. Ich schämte mich und fühlte mich unbehaglich.

Unter dem Eindruck dieses Gefühls wollte ich das Portefeuille so schnell als möglich schließen, doch es war mir offenbar beschieden, an diesem denkwürdigen Tag alles mögliche Unglück zu erfahren. Nachdem ich den Schlüssel in das Schlüsselloch gesteckt hatte, drehte ich ihn nach der unrichtigen Seite um; im Glauben, das Schloß sei geschlossen, zog ich den Schlüssel heraus, aber – o Entsetzen! – in meiner Hand befand sich bloß der Griff ohne den Bart. Sorgfältig versuchte ich ihn mit dem im Schlosse steckenden Stück zu verbinden und es gelang mir auch, letzteres herauszubekommen. Schließlich mußte ich mich an den entsetzlichen Gedanken gewöhnen, daß ich ein neues Vergehen begangen hatte, das nach Papas Rückkehr in sein Zimmer entdeckt werden mußte.

Mimis Klage, die Eins und das Schlüsselchen! Etwas Schlimmeres konnte mir nicht zustoßen. Die Großmutter – für die Klage Mimis, St. Jérôme – für die Eins, und Papa – für das Schlüsselchen ... und alles das wird spätestens heute Abend über mich hereinbrechen.

„Wie wird es mir ergehen? Ach, was habe ich angestellt?“ sagte ich laut, während ich auf dem weichen Teppich des Zimmers auf und ab schritt. „Eh!“ sagte ich zu mir selbst, indem ich das Konfekt und die Zigarren ergriff, „seinem Schicksal kann man nicht entrinnen“ ... und eilte ins Haus.

Dieser fatalistische Ausspruch, den ich in meiner Kindheit von Nikolai gehört hatte, übte in allen schwierigen Lebenslagen einen wohlthätigen, zeitweise beruhigenden Einfluß auf mich aus. Als ich in den Saal trat, war ich in etwas erregter und unnatürlicher, aber außergewöhnlich heiterer Gemütsstimmung.

*

Nach Tische begannen *petits jeux*, und ich nahm an ihnen lebhaftesten Anteil. Beim Spiel „Katze und Maus“ rannte ich ungeschickt gegen die mit uns spielende Gouvernante der Kornakows an, trat ihr zufällig auf das Kleid und riß es ab. Da ich bemerkte, daß es allen Mädchen und insbesondere Ssonitschka großes Vergnügen bereitete, zu sehen, wie die Gouvernante verstimmt in das Mädchenzimmer ging, um ihr Kleid zu flicken, beschloß ich, ihnen dieses Vergnügen noch einmal zu bereiten. Infolge dieser liebenswürdigen Absicht begann ich, sobald die Gouvernante in das Zimmer zurückgekehrt war, um sie herumzugaloppieren, und setzte die Evolutionen so lange fort, bis ich Gelegenheit fand, abermals mit meinem Absatz an ihrem Kleide hängen zu bleiben und es herabzureißen. Ssonitschka und die Fürstinnen konnten sich kaum vor Lachen halten, was meiner Eitelkeit sehr schmeichelte, aber St. Jérôme, der meine Streiche bemerkt haben mochte, kam auf mich zu, runzelte die Augenbrauen (was ich nicht leiden konnte) und sagte, wenn ich mich nicht mäßige, werde ich es trotz des Namenstages zu bereuen haben.

Doch ich befand mich in dem erregten Zustand eines Menschen,

der mehr verloren hat als er in der Tasche hatte, und der nun die verwegenen Einsätze macht, schon nicht mehr in der Hoffnung zu gewinnen, sondern um sich selbst nicht Zeit zu lassen, zur Besinnung zu kommen. Ich lächelte frech und ging weiter.

Nach „Katz und Maus“ schlug jemand ein Spiel vor, das bei uns „Lange Nase“ hieß. Es bestand darin, daß zwei Reihen Stühle einer dem andern gegenüber aufgestellt wurden, die Damen und Kavalieriere sich in zwei Parteien teilten und dann abwechselnd unter einander die Wahl trafen. Die jüngste Fürstin wählte stets den jüngern Iwin, Katenka wählte entweder Wolodja oder Ilinka, und Ssonitschka jedesmal Sserjoscha, und zu meinem höchsten Erstaunen schämte sie sich nicht im geringsten, als Sserjoscha gerade auf sie zugeing und sich ihr gegenüber niedersetzte. Sie lachte so lieb und hell wie gewöhnlich, und gab ihm mit dem Kopfe ein Zeichen, das er verstand. Mich wählte niemand. Es war die größte Kränkung für meine Eitelkeit, einzusehen, daß ich überflüssig sei, ein übrig gebliebener, und daß man meinetwegen jedesmal fragen mußte: „Wer ist denn noch übrig?“ „Ja, Nikolenka. Nun, so nimm ihn doch!“ Darum ging ich, als ich die Wahl hatte, stets entweder zu meiner Schwester oder zu einer der unschönen Fürstinnen. Ssonitschka aber schien so von Sserjoscha in Anspruch genommen zu sein, daß ich für sie gar nicht vorhanden war. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde ich sie in Gedanken Verräterin nannte, da sie mir doch niemals versprochen hatte, mich zu wählen und nicht Sserjoscha, doch ich war fest überzeugt, daß sie sich gegen mich schändlich benahm.

Nach dem Spiel bemerkte ich, daß die Verräterin, die ich verachtete, von der ich aber kein Auge abzuwenden vermochte, sich mit Sserjoscha und Katenka in eine Ecke zurückzog und dort mit ihnen geheimnisvoll über etwas sprach. Ich schlich hinter dem Piano näher, um ihre Geheimnisse kennen zu lernen, und sah folgendes: Katenka hielt ein Batisttuch an zwei Zipfeln wie einen Schirm vor und verdeckte damit die Köpfe Sserjoschas und Ssonitschkas. „Nein, Sie haben verloren, bezahlen Sie nun den Preis der Wette!“ sagte Sserjoscha. Ssonitschka schlug die Augen nieder, stand vor ihm wie eine Schuldige und sagte errötend: „Nein, ich habe nicht verloren, nicht wahr, Mlle. Cathérine?“ „Ich liebe die Wahrheit,“ erwiderte Katenka. „Sie haben verloren, *ma chère*.“ Kaum hatte Katenka diese Worte gesprochen, so hatte sich Sserjoscha auch schon vorgebeugt

und Ssonitschka geküßt. Er küßte sie gerade auf ihren rosigen Mund! Und Ssonitschka lachte, als ob das gar nichts wäre, als ob das sehr lustig wäre! Entsetzlich!!! O hinterlistige Verräterin!

*

Ich empfand plötzlich Abscheu vor dem ganzen weiblichen Geschlecht überhaupt und Ssonitschka insbesondere, begann mir einzureden, daß an diesen Spielen gar nichts Lustiges sei, daß sie nur für Mädchen passen, und ich hatte außerordentliche Lust, zu renommieren und irgend einen tollen Streich auszuführen, der alle mit Erstaunen erfüllte. Die Gelegenheit dazu fand sich bald.

Nachdem St. Jérôme einige Worte mit Mimi gesprochen, verließ er das Zimmer; ich hörte seine Schritte anfangs auf der Treppe, dann über uns, in der Richtung nach dem Schulzimmer. Mir kam der Gedanke, daß Mimi ihm mitgeteilt habe, wo sie mich während der Unterrichtsstunde gesehen, und daß er nun hinaufgegangen sei, um im Censurenbuch nachzusehen. Ich nahm damals an, daß St. Jérôme kein anderes Lebensziel habe, als mich zu strafen. Ich hatte irgendwo gelesen, daß Kinder von 12 bis 14 Jahren, das heißt in der Übergangszeit zum Knabenalter, zu Brandstiftung und sogar zu Mord sehr geneigt seien. Wenn ich an meine Knabenzeit zurückdenke, und besonders an die Gemütsstimmung, in der ich mich an diesem meinem Unglückstage befand, wird es mir klar, wie selbst das entsetzlichste Verbrechen möglich ist, ohne Ziel, ohne die Absicht zu schaden, nur so aus Neugierde, aus einem unbewußten Drang nach Thätigkeit. Es giebt Augenblicke, in denen die Zukunft dem Menschen in so düsterer Beleuchtung erscheint, daß er sich einzureden sucht, es gebe keine Zukunft und das Vergangene sei nicht gewesen. Ich begreife es, wenn in solchen Augenblicken ein in einem solchen Zustand besonders geneigtes Kind in seiner Unerfahrenheit ohne das geringste Bedenken und ohne alle Furcht mit neugierigem Lächeln im eigenen Hause, in welchem seine Brüder, sein Vater, seine Mutter schlafen, die es zärtlich liebt, Feuer anlegt und es anfacht. Unter dem Einfluß einer solchen zeitweiligen Geistesabwesenheit – einer Art Zerstretheit – schwingt der siebenzehnjährige Bauernjunge, der die Schneide des soeben geschliffenen Beiles be-

trachtet, das neben der Bank steht, auf der mit dem Gesicht nach abwärts sein alter Vater schläft, plötzlich das Beil und sieht dann mit stumpfer Neugierde, wie das Blut aus dem durchgehauenen Halse unter die Bank fließt; unter dem Einfluß derselben Geistesabwesenheit und instinktiven Neugierde findet der Mensch ein Behagen darin, am Rande eines Abgrundes stehen zu bleiben und zu denken: „Wenn ich mich hinabstürzte?“ oder sich den Lauf einer geladenen Pistole an die Stim zu setzen und zu denken: „Wenn ich losdrückte?“ oder irgend eine ehrwürdige Person anzusehen, der die ganze Gesellschaft besondere Hochachtung bezeugt, und zu denken: „Wie wär’s, wenn ich zu ihm hinginge, ihn bei der Nase ergriffe und sagte: „Nun, mein Lieber, gehen wir?“

Als St. Jérôme herabkam und zu mir sagte, da ich mich so schlecht aufgeführt und so schlecht gelernt, habe ich kein Recht, jetzt hier zu sein, und solle mich sofort nach oben begeben, da geschah es unter dem Einfluß einer solchen inneren Erregung und ich war jeder Überlegung bar, als ich die Zunge gegen ihn herausstreckte und erklärte, daß ich nicht gehen werde.

Im ersten Augenblick konnte St. Jérôme vor Staunen und Zorn kein Wort hervorbringen.

„*C'est bien,*“ sagte er, indem er mir nachkam. „Ich habe Ihnen schon mehrmals eine Strafe angedroht, vor der die Großmutter Sie bewahren wollte, aber jetzt sehe ich, daß nur die Ruten Sie noch zum Gehorsam bringen können, und jetzt haben Sie sie vollständig verdient.“

Er sagte dies so laut, daß alle seine Worte hörten; das Blut schoß mir mit außergewöhnlicher Heftigkeit zum Herzen; ich fühlte, wie heftig es pochte, wie sich meine Wangen entfärbten und meine Lippen unwillkürlich zuckten. Ich mußte in diesem Augenblicke schrecklich aussehen, weil St. Jérôme, meinem Blick ausweichend, rasch auf mich zutrat und mich bei der Hand ergriff, aber kaum fühlte ich die Berührung seiner Hand, so geriet ich in eine so üble Stimmung, daß ich, vor Zorn nicht mehr wissend, was ich that, mich losriß und ihm mit meiner ganzen kindlichen Kraft einen Schlag versetzte.

„Was geht mit Dir vor?“ sagte Wolodja, der mit Entsetzen und Staunen mein Auftreten gesehen hatte, indem er näher trat.

„Laß mich!“ schrie ich ihn an, während mir die Thränen aus den

Augen stürzten. „Ihr liebt mich alle nicht, Ihr begreift nicht, wie unglücklich ich bin! Ihr seid alle abscheulich, ekelhaft!“ fügte ich, vor Wut außer mir, hinzu, indem ich mich an die ganze Gesellschaft wandte.

Doch da trat St. Jérôme mit entschlossenem, bleichen Gesicht von neuem auf mich zu, und ehe ich mich zur Wehr setzen konnte, hatte er meine beiden Hände mit kräftigem Griff wie in einem Schraubstock zusammengedrückt und schleppte mich fort. Mir schwindelte vor Aufregung; ich erinnere mich nur, daß ich mit dem Kopf und den Knien so lange verzweifelt um mich stieß, als meine Kräfte zureichten; ich erinnere mich, daß meine Nase mehrmals gegen jemandes Schenkel stieß und daß ich den Veilchenduft roch, den St. Jérôme verbreitete. Fünf Minuten später schloß sich hinter mir die Thür des dunkeln Verschlags.

„Wassili,“ sagte Er in widerlichem, triumphierenden Ton, „hole Ruten!“

*

Konnte ich damals denken, ich werde nach all dem Unglück, das mich getroffen hatte, am Leben bleiben und es werde eine Zeit kommen, in der ich ruhig an alles zurückdenken werde?

Wenn ich mir ins Gedächtnis zurückrief, was ich gethan hatte, konnte ich mir nicht vorstellen, was mit mir geschehen werde, aber ich hatte eine trübe Ahnung, daß ich unrettbar verloren sei.

Ich weinte nicht, aber es lag etwas schwer wie ein Stein auf meinem Herzen. Gedanken und Vorstellungen jagten einander in meiner erregten Phantasie, aber die Erinnerung an das Unglück, das mich getroffen hatte, unterbrach beständig ihre wunderliche Reihe und ich vertiefte mich aufs neue in das ausgangslose Labyrinth der Unkenntnis des mir bevorstehenden Schicksals, der Verzweiflung und Furcht. Bald kommt mir der Gedanke, es müsse eine unbekannte Ursache vorliegen, daß mich alle nicht lieben, ja sogar hassen. (In diesem Augenblicke war ich fest überzeugt, daß mich alle, von der Großmutter bis zum Kutscher Philipp, hassen und daß ihnen meine Qualen einen Genuß bereiten.) Ich bin wahrscheinlich nicht der Sohn meiner Mutter und meines Vaters, nicht Wolodjas

Bruder, sondern ein unglückliches Waisenkind, ein Findelkind, das man aus Mitleid angenommen hat – sprach ich zu mir selbst, und dieser unschickliche Gedanke gewährte mir nicht nur ein trauriges Vergnügen, sondern erschien mir auch vollkommen wahrscheinlich. Es gewährte mir einen Trost, zu denken, ich sei nicht deshalb unglücklich, weil ich mir etwas hatte zu schulden kommen lassen, sondern darum, weil mir dies von meiner Geburt an vom Schicksal beschieden war und weil mein Loos dem Loos des unglücklichen Karl Iwanowitsch ähnlich ist.

„Doch wozu länger dieses Geheimnis wahren, nachdem bereits ich selbst es entdeckt habe?“ spreche ich zu mir selbst. „Ich werde also morgen zu Papa gehen und ihm erklären: „Papa, Du verbirgst vergebens vor mir das Geheimnis meiner Geburt. Ich weiß alles.“ Er wird sagen: „Was läßt sich da thun, mein Lieber – früher oder später hättest Du es doch erfahren: Du bist nicht mein Sohn, doch ich habe Dich an Sohnesstatt angenommen, und wenn Du meiner Liebe würdig sein wirst, werde ich Dich nie verlassen.“ Und ich werde ihm sagen: „Papa, wenn ich auch kein Recht habe, Dich mit diesem Namen anzureden, so will ich ihn doch jetzt zum letzten Mal gebrauchen: ich habe Dich stets geliebt und werde Dich lieben, ich werde nie vergessen, daß Du mein Wohlthäter bist, aber ich kann nicht länger in Deinem Hause bleiben. Hier liebt mich niemand und St. Jérôme hat sich zu meinem Verderben verschworen. Einer von uns beiden muß Dein Haus verlassen, denn ich stehe nicht mehr für mich ein, ich hasse diesen Menschen so, daß ich zu allem bereit bin. Ich werde ihn töten.“ So muß ich es sagen: „Papa, ich werde ihn töten.“ Papa wird zu bitten beginnen, doch ich will davon nichts mehr hören, ich sage ihm: „Mein Freund, mein Wohlthäter, wir können nicht zusammen leben, laß mich gehen.“ Und ich falle ihm um den Hals und sage ihm aus irgend einem Grunde französisch: „*Oh, mon père, oh, mon bienfaiteur, donne-moi pour la dernière fois ta bénédiction et que la volonté de Dieu soit faite!*“ Und wie ich so in dem dunkeln Verschlag auf dem Koffer sitze, beginne ich bei diesem Gedanken laut zu schluchzen, doch plötzlich erinnere ich mich der schimpflichen Strafe, die mich erwartet, die Wirklichkeit erscheint mir im wahren Licht und die Traumbilder zerfließen plötzlich.

Dann stelle ich mir wieder vor, daß ich schon in Freiheit bin, außerhalb unseres Hauses. Ich gehe unter die Husaren und ziehe in

den Krieg. Von allen Seiten dringen die Feinde auf mich ein, ich schwinge den Säbel und töte einen – ein zweiter Säbelhieb, und ich töte den zweiten, dann den dritten. Schließlich sinke ich erschöpft von Wunden und Anstrengung zu Boden und schreie: „Sieg!“ Der General kommt auf mich zugeritten und fragt: „Wo ist er – unser Retter?“ Man weist auf mich, er fällt mir um den Hals und ruft unter Freudenthränen: „Sieg!“ Ich gehe von meinen Wunden, und den Arm in einer schwarzen Binde, wandle ich auf dem Twerskoi Boulevard umher. Ich bin General! Doch da begegnet mir der Kaiser und fragt: „Wer ist der verwundete junge Mann?“ Man sagt ihm, ich sei der berühmte Held Nikolai. Der Kaiser kommt auf mich zu und spricht: „Ich danke Dir. Ich werde alles thun, um was Du mich bitten wirst.“ Ich verneige mich ehrfurchtsvoll, stütze mich auf meinen Säbel und sage: „Ich bin glücklich, großer Kaiser, daß ich mein Blut für mein Vaterland vergießen konnte, und würde gern mein Leben dafür hingeben; doch wenn Du so gnädig bist, mir alles zu bewilligen, um was ich bitte, so bitte ich um eins: Gestatte mir, meinen Feind, den Ausländer St. Jérôme zu vernichten. Ich möchte meinen Feind St. Jérôme vernichten.“ Dann trete ich mit drohender Miene vor St. Jérôme hin und spreche zu ihm: „Du warst die Ursache meines Unglücks ... *à genoux!*“ Doch da fällt mir plötzlich ein, daß jeden Augenblick der wirkliche St. Jérôme mit den Ruten kommen kann, und ich sehe mich schon nicht mehr als General, der das Vaterland rettet, sondern als das traurigste, kläglichste Geschöpf.

Dann denke ich an Gott und frage verwegen, weshalb er mich züchtigt? „Ich habe doch nicht vergessen, früh und abends zu beten! Weshalb leide ich also?“

Ich kann sagen, daß die religiösen Zweifel, die mich in meinem Knabenalter quälten, hier ihren Anfang nahmen, nicht etwa, daß mich das Unglück zu Murren und Unglauben veranlaßt hätte, sondern weil der Gedanke an die Ungerechtigkeit der Vorsehung gleich einem Unkrautsamen, der nach Regen in lockeres Erdreich gefallen ist, sich zu verbreiten und Wurzel zu schlagen begann.

*

Ich blieb die ganze Nacht in dem Verschlag und niemand kam zu mir; erst am andern Tage, einem Sonntag, brachte man mich in eine kleine Kammer neben dem Schulzimmer und schloß mich wieder ein. Ich begann zu hoffen, daß meine Strafe sich auf die Einschließung beschränken werde, und unter dem Einfluß eines süßen, kräftigenden Schlafes, des hellen Sonnenscheins, der die Frostblumen an den Fenstern überflutete, und des Alltagslärms auf der Straße begannen sich meine Gedanken zu beruhigen. Doch die Einsamkeit war immerhin drückend: ich fühlte das Bedürfnis, jemandem alles mitzuteilen, was sich in meinem Herzen angesammelt hatte, und es war kein lebendes Wesen bei mir. Diese Lage war noch unangenehmer darum, daß ich, so widerwärtig es mir war, nicht umhin konnte, zu hören, wie St. Jérôme in seinem Zimmer auf- und abging und in aller Ruhe lustige Melodien pfiiff. Ich war völlig überzeugt, daß er gar keine Lust zum Pfeifen hatte und dies nur that, um mich zu quälen.

Um zwei Uhr gingen St. Jérôme und Wolodja hinab und Nikolai brachte mir das Mittagessen, und als ich mich mit ihm in ein Gespräch über das, was ich angestellt hatte und was mich erwartete, einließ, sagte er:

„Ach, junger Herr, nehmen Sie sich's nicht zu sehr zu Herzen ... Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird.“

Obwohl dieser Ausspruch, der auch in der Folge mehr als einmal meine Beharrlichkeit gestärkt hat, mir einigen Trost gewährte, so wurde doch namentlich der Umstand, daß man mir nicht bloß Brot und Wasser, sondern das vollständige Mittagessen und sogar Dessert gesandt hatte, für mich die Veranlassung zu reiflichem Nachdenken. Wenn man mir kein Dessert gesandt hätte, so wäre das ein Anzeichen gewesen, daß man mich mit Einschließung bestrafe, jetzt aber stellte es sich heraus, daß ich noch nicht bestraft war, daß man mich bloß als einen schädlichen Menschen von den anderen entfernt hatte und daß mir die Strafe noch bevorstehe. Während ich noch in die Lösung dieser Frage vertieft war, wurde im Schloß meines Kerkers der Schlüssel umgedreht und St. Jérôme trat mit grimmiger Amtsmiene in das Zimmer.

„Kommen Sie zur Großmutter!“ sagte er, ohne mich anzusehen.

Ich wollte, bevor ich aus dem Zimmer ging, den mit Kalk beschmutzten Ärmel meines Jäckchens reinigen, doch St. Jérôme er-

klärte, das sei ganz überflüssig, als ob ich mich in einer so traurigen moralischen Verfassung befunden hätte, daß es sich garnicht lohnte, sich um mein Äußeres zu kümmern.

Als St. Jerôme mich an Katenka, Ljubotschka und Wolodja vorbei an der Hand durch den Saal führte, sahen mich diese mit solchen Blicken an, wie wir gewöhnlich die Sträflinge ansahen, die am Montag an unseren Fenstern vorbeigeführt wurden. Als ich mich dem Lehnstuhl der Großmutter näherte, mit der Absicht, ihr die Hand zu küssen, wandte sie sich von mir ab und verbarg die Hand unter der Mantille.

„Ja, mein Lieber,“ sagte sie nach ziemlich langem Schweigen, während dessen sie mich vom Kopf bis zu den Füßen so gemustert hatte, daß ich nicht wußte, wohin ich die Augen wenden und was ich mit den Händen anfangen sollte – „ich kann sagen, daß Sie meine Liebe sehr schätzen und mir wirklich Freude bereiten. Herr St. Jerôme,“ fügte sie hinzu, indem sie jedes Wort betonte, „Herr St. Jerôme, der auf meine Bitte Ihre Erziehung übernommen hat, will nun nicht länger in meinem Hause bleiben. Weshalb? Ihetwegen, mein Lieber! ... Ich hoffte,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen in einem Tone fort, welcher verriet, daß ihre Rede seit lange vorbereitet war, „ich hoffte, daß Sie für meine Mühen und Sorgen würden dankbar sein, und daß Sie meine Verdienste würden zu schätzen wissen, aber Sie grüner Junge haben es gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben. Sehr schön! Ich beginne gleichfalls zu glauben, daß Sie eine wohlwollende Behandlungsweise nicht zu würdigen vermögen und daß man Ihnen gegenüber zu anderen Mitteln greifen muß ... Bitte sofort um Verzeihung!“ fügte sie in strengem, befehlenden Ton hinzu, indem sie auf St. Jerôme wies. „Hörst Du?“

Ich folgte mit den Blicken der Richtung, welche die Hand der Großmutter angab, und da ich dort den Rock St. Jerômes erblickte, wandte ich mich ab und rührte mich nicht von der Stelle, während ich aufs neue Herzbeklemmung empfand.

„Nun? Hören Sie etwa nicht, was ich Ihnen sage?“

Ich zitterte am ganzen Körper, rührte mich aber nicht von der Stelle.

„Koko!“ sagte die Großmutter, die wohl bemerkt haben mochte, wie ich litt. „Koko,“ sagte sie schon nicht mehr in gebietendem, als vielmehr zärtlichem Ton: „bist Du es denn?“

„Großmutter! Ich werde ihn um keinen Preis um Verzeihung bitten,“ sagte ich und stockte plötzlich, da ich fühlte, daß ich, wenn ich noch ein Worte sage, die Thränen, die mich fast erstickten, nicht werde zurückhalten können.

„Ich befehle es Dir, ich bitte Dich darum. Nun?“

„Ich ... ich ... kann ... nicht ... ich kann nicht,“ sagte ich, und das zurückgehaltene Schluchzen, das sich in meiner Brust angesammelt hatte, durchbrach plötzlich den es zurückhaltenden Damm und ergoß sich wie ein Strom.

„*C'est ainsi que vous obéissez à votre seconde mère, c'est ainsi que vous reconnaissez ses bontés!*“ sagte St. Jérôme in tragischem Ton: „à genoux!“

„Mein Gott, wenn sie das sähe!“ sagte die Großmutter, indem sie sich von mir abwandte und einige Thränen trocknete. Wenn sie das sähe! ... Ja, sie hätte diesen Schmerz nicht ertragen, sie hätte ihn nicht ertragen.“

Und die Großmutter weinte immer heftiger. Ich weinte auch, aber ich dachte nicht daran, um Verzeihung zu bitten.

„*Tranquillisez-vous au nom du ciel, M-me,*“ sagte St. Jérôme.

Doch die Großmutter hörte nicht auf ihn, sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und ihr Schluchzen steigerte sich fast zu einem hysterischen Anfall. Mimi und Gascha kamen mit erschreckter Miene ins Zimmer gestürzt, es verbreitete sich ein Essenzengeruch und im ganzen Hause entstand ein Gelaufe und Geflüster.

„Erfreuen Sie sich an Ihrem Werk!“ sagte St. Jérôme, indem er mich nach oben führte.

„Mein Gott, was habe ich angestellt! Welch ein entsetzlicher Verbrecher bin ich!“

Kaum war St. Jérôme, nachdem er mir befohlen, mich in mein Zimmer zu begeben, hinabgegangen, als ich, ohne zu wissen was ich thun wollte, die auf die Straße führende Haupttreppe hinabließ. Wollte ich aus dem Hause fortlaufen oder mich ertränken, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich das Gesicht mit den Händen verhüllte, um niemanden zu sehen, und daß ich immer weiter die Treppe hinabließ.

„Wohin willst Du?“ fragte mich plötzlich eine bekannte Stimme. „Ich habe auch mit Dir zu reden, mein Lieber!“

Ich wollte vorbeilaufen, doch Papa ergriff mich bei der Hand und sagte in strengem Ton: „Komm zu mir, mein Lieber! ... Wie konntest Du Dich unterstehen, das Portefeuille in meinem Zimmer anzurühren?“ fuhr er fort, indem er mich in das kleine Sophazimmer zog. „He? Warum schweigst Du?“ fügte er hinzu und ergriff mich beim Ohr.

„Ich bin schuld,“ sagte ich. „Ich weiß selbst nicht, was mir eingefallen ist.“

„Ah, Du weißt nicht, was Dir eingefallen ist, Du weißt nicht, Du weißt nicht, Du weißt nicht,“ wiederholte er, indem er bei jedem Wort mich am Ohr zog. „Wirst Du künftighin wieder Deine Nase in Sachen stecken, die Dich nichts angehen? Ja? Ja?“

Obwohl ich heftigen Schmerz im Ohr fühlte, weinte ich doch nicht. Kaum hatte Papa mein Ohr losgelassen, so ergriff ich seine Hand und begann sie weinend zu küssen. „Schlage mich noch,“ sagte ich, während meine Thränen flossen, „stärker, schmerzhaft ... ich bin ein nichtsnutziger, ein schlechter, ein unglücklicher Mensch!“

„Was ist Dir?“ sagte er, indem er mich leicht von sich stieß.

„Nein, ich gehe um keinen Preis,“ sagte ich und klammerte mich an seinen Rock. „Alle hassen mich, ich weiß es, aber um Gotteswillen erhöre Du mich, beschütze mich oder jage mich aus dem Hause. Ich kann nicht mit ihm leben, er sucht mich auf alle mögliche Weise zu demütigen, befiehlt mir, vor ihm niederzuknieen, will mich mit Ruten hauen. Das kann ich nicht, ich bin kein kleines Kind mehr, ich ertrage das nicht, ich sterbe, ich bringe mich um. Er hat der Großmutter gesagt, daß ich ein nichtswürdiger Junge bin, und jetzt ist sie krank, sie wird meinetwegen sterben, ich ... kann mit ihm nicht ... um Gotteswillen, haue mich ... warum ... quält ... Ihr ... mich?“

Die Thränen erstickten meine Stimme, ich setzte mich auf den Divan, und unfähig, weiter zu sprechen, fiel ich mit dem Kopfe auf Papas Kniee und schluchzte so, daß es mir schien, ich müsse in diesem Augenblicke sterben.

„Wovon sprichst Du, mein kleiner Dicker?“ sagte Papa teilnahmsvoll und neigte sich zu mir hinab.

„Er ist mein Tyrann ... mein Quälgeist ... ich sterbe ... niemand liebt mich!“ vermochte ich kaum hervorzubringen und verfiel in Krämpfe.

Papa nahm mich in die Arme und trug mich ins Schlafzimmer. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, war es schon sehr spät, eine Kerze brannte neben meinem Bett, und im Zimmer saßen unser Hausarzt, Mimi und Ljubotschka. An ihren Mienen konnte man erkennen, daß sie um meine Gesundheit besorgt waren. Ich aber fühlte mich nach dem zwölfstündigen Schlaf so wohl und leicht, daß ich sofort aus dem Bette gesprungen wäre, wenn es mir nicht unangenehm war, ihre Überzeugung, daß ich sehr krank sei, zu zerstreuen.

*

Ja, das war echter Haß, nicht *der* Haß, welcher in Romanen geschildert wird und an den ich nicht glaube, ein Haß, der ein Vergnügen darin findet, einem andern Böses zuzufügen, sondern ein Haß, der Euch mit unwiderstehlichem Abscheu vor einem Menschen erfüllt, welcher Euere Achtung verdient, und der Euch seine Haare, seinen Hals, seinen Gang, den Klang seiner Stimme, alle seine Gliedmaßen, alle seine Bewegungen zuwider macht und Euch dabei mit einer unbegreiflichen Gewalt zu ihm hinzieht und Euch veranlaßt, mit ruheloser Aufmerksamkeit die geringsten seiner Schritte zu verfolgen. Dieses Gefühl erfüllte mich gegen St. Jérôme.

St. Jérôme lebte bei uns schon seit anderthalb Jahren. Wenn ich jetzt kaltblütig mir ein Urteil über diesen Menschen bilde, so finde ich, daß er ein guter Franzose war, doch ein Franzose höhern Grades. Er war nicht dumm, ziemlich gebildet, und erfüllte in bezug auf uns gewissenhaft seine Pflicht, doch er hatte die allen seinen Landsleuten eigenen und dem russischen Charakter so widersprechenden Eigenschaften: leichtsinnigen Egoismus, Ehrgeiz, Vermessenheit und Selbstüberschätzung. Alles dies mißfiel mir sehr. Es ist selbstverständlich, daß die Großmutter ihm ihre Ansichten in bezug auf körperliche Züchtigung auseinandergesetzt hatte, und er durfte uns nicht schlagen, doch trotzdem drohte er uns häufig, insbesondere mir, mit den Ruten und sprach das Wort *fouetter* (etwa so wie *foùatter*) so verächtlich und mit einer solchen Betonung aus, als ob es ihm das größte Vergnügen bereitete, mich mit Ruten streichen zu lassen. Ich fürchtete den Schmerz der Strafe nicht im geringsten und habe

ihn nie kennen gelernt, aber schon der alleinige Gedanke, daß St. Jérôme mich schlagen könne, versetzte mich in einen unangenehmen Zustand unterdrückter Verzweiflung und Wut.

Karl Iwanowitsch ließ uns in einer Ecke mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt niederknien, und die Strafe bestand in dem körperlichen Schmerz, den diese Lage verursachte; St. Jérôme aber warf sich in die Brust und schrie mit einer majestätischen Geberde in tragischem Ton: „à genoux, mauvais sujet,“ ließ uns mit dem Gesicht zu ihm geehrt niederknien und um Verzeihung bitten. Die Strafe bestand in einer Demütigung.

Ich wurde nicht bestraft und niemand erwähnte mehr den Vorfall, doch ich vermochte nicht zu vergessen, was ich in diesen zwei Tagen kennen gelernt hatte: Verzweiflung, Scham, Furcht und Haß. Obwohl St. Jérôme mich seit dieser Zeit, wie es schien, aufgegeben hatte und sich fast gar nicht mehr mit mir abgab, konnte ich mich nicht gewöhnen, ihn mit gleichgültigen Blicken zu betrachten. Jedesmal, wenn sich unsere Augen zufällig begegneten, schien es mir, als prägte sich in meinem Blicke zu offene Feindseligkeit aus, und ich beeilte mich, eine gleichgültige Miene anzunehmen, doch dann glaubte ich, daß er meine Verstellung bemerke, ich errötete und wandte mich ab.

Kurz gesagt, es war mir unsäglich schwer, mit ihm zu verkehren.

*

Ich fühlte mich immer mehr vereinsamt, und mein hauptsächlichstes Vergnügen bestand im Nachdenken und Nachsinnen. Man wird mir kaum glauben, welche die häufigsten und Lieblingsgegenstände meines Nachsinnens während meines Knabenalters waren – so wenig paßten sie zu meinem Alter und meiner Lage.

Einmal kam mir der Gedanke, daß das Glück nicht von äußeren Bedingungen, sondern von unserem Verhalten zu denselben abhängt, daß ein an Leiden gewöhnter Mensch nicht unglücklich sein könne, und um mich an Mühen zu gewöhnen, hielt ich trotz des schrecklichen Schmerzes fünf Minuten lang die Wörterbücher Tatischews in den ausgestreckten Händen und ging in den dunkeln Verschlag und schlug mich mit einer Rute auf den nackten

Rücken so schmerzhaft, daß mir unwillkürlich die Thränen in die Augen traten.

Ein andermal erinnerte ich mich, daß ich des Todes in jeder Stunde, in jeder Minute gewärtig sein müsse, und ohne es fassen zu können, daß die Menschen dies bisher noch nicht begriffen hatten, kam ich zu der Ansicht, daß der Mensch nicht anders glücklich sein könne, als indem er die Gegenwart genieße und nicht an die Zukunft denke – und unter dem Einfluß dieses Gedankens vernachlässigte ich drei Tage lang meine Aufgaben und beschäftigte mich bloß damit, daß ich auf dem Bette liegend mich an der Lektüre irgend eines Romans oder an dem Genuß von Honigkuchen ergötzte, die ich für mein letztes Geld gekauft hatte.

Als ich einst vor der schwarzen Tafel stand und mit Kreide allerlei Figuren zeichnete, stutzte ich bei dem Gedanken: Warum ist die Symmetrie den Augen angenehm? Was ist die Symmetrie? Es ist ein angeborenes Gefühl, gab ich mir selbst zur Antwort. Worauf beruht es? Ist etwa in allem im Leben Symmetrie? Im Gegenteil! Das ist das Leben – und ich zeichnete eine ovale Figur auf die Tafel. Nach dem Leben geht die Seele zur Ewigkeit ein. Das ist die Ewigkeit – und ich führte von der einen Seite der ovalen Figur einen Strich bis zum Ende der Tafel. Warum ist nicht auch auf der andern Seite ein solcher Strich? Ja wahrhaftig, wie kann sich denn die Ewigkeit nur nach einer Seite erstrecken? Wir waren gewiß schon vor diesem Leben vorhanden, obwohl uns die Erinnerung daran entschwunden ist.

Diese Erwägung, die mir vollkommen neu und klar zu sein schien, gefiel mir ungemain, und ich ergriff ein Blatt Papier, mit der Absicht, ihr schriftlich Ausdruck zu verleihen, doch dabei häufte sich in meinem Kopf eine solche Unmasse Gedanken, daß ich aufstehen und im Zimmer auf- und abgehen mußte. Als ich ans Fenster trat, lenkte das Pferd, das der Kutscher eben vor den Wasserwagen spannte, meine Aufmerksamkeit auf sich, und alle meine Gedanken richteten sich auf die Lösung der Frage: in welches Tier oder welchen Menschen wird die Seele dieses Pferdes übergehen, wenn es verreckt? In diesem Augenblick ging Wolodja durch das Zimmer und lächelte, als er bemerkte, daß ich über etwas nachsann, und dieses Lächeln genügte, um mich zu überzeugen, daß alles, worüber ich nachsann, die entsetzlichste Albernheit war.

Ich erzähle diesen mir noch erinnerlichen Vorfall nur, um dem

Leser eine Vorstellung von der Art und Weise meines Nachdenkens zu verschaffen.

Doch nicht eine von allen philosophischen Richtungen nahm mich so für sich ein wie der Skeptizismus, der mich einst in einen Zustand versetzte, daß ich nahe daran war, den Verstand zu verlieren. Ich stellte mir vor, daß außer mir niemand und nichts in der Welt bestehe, daß die Gegenstände keine Gegenstände sind und alle Bilder nur dann erscheinen, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf sie richte, daß sie aber sofort verschwinden, wenn ich aufhöre, an sie zu denken. Kurz gesagt, ich traf mit Schelling in der Ansicht überein, daß nicht die Gegenstände existieren, sondern meine Beziehungen zu ihnen. Es gab Augenblicke, in denen unter dem Eindruck dieser fixen Idee mein Wahnwitz einen solchen Grad erreichte, daß ich zuweilen mich rasch nach der entgegengesetzten Seite umsah, in der Erwartung, dort unverhofft das Nichts (*néant*) zu finden, in dem ich nicht vorhanden war.

Die Frucht dieses schweren moralischen Ringens bestand für mich in nichts anderem als in einer geistigen Gewandtheit, welche meine Willenskraft schwächte, und in der Angewöhnung, beständig moralische Analysen anzustellen, welche die Frische des Gefühls und die Klarheit des Urteils vernichteten.

Die philosophischen Entdeckungen, die ich machte, schmeichelten übrigens sehr meiner Eigenliebe: ich bildete mir oft ein, daß ich ein großer Mann sei, der zum Wohle der Menschheit neue Wahrheiten enthülle, und mit dem stolzen Bewußtsein meiner Würde blickte ich auf die übrigen Sterblichen herab – doch seltsam! – wenn ich mit diesen Sterblichen in Berührung kam, war ich schüchtern gegen jeden, und je höher ich mich in meiner eigenen Meinung erhob, desto weniger war ich imstande, anderen gegenüber das Bewußtsein der eigenen Würde zum Ausdruck zu bringen, und konnte mich nicht einmal gewöhnen, mich nicht der einfachsten Äußerung, die ich vorbrachte, zu schämen.

*

Je weiter ich in der Schilderung dieser Zeit meines Lebens fortschreite, desto schwerer und mühsamer wird sie mir. Selten, sehr selten finde ich unter den Erinnerungen an diese Zeit Augenblicke

solch warmen Empfindens, wie es den Beginn meines Lebens so hell und so dauernd erleuchtet hatte. Unwillkürlich regt sich in mir das Verlangen, so schnell als möglich über die Einöde meines Knabenalters hinwegzueilen und die glückliche Zeit zu erreichen, in welcher aufs neue das wahrhaft zarte und edle Gefühl der Freundschaft mit hellem Licht das Ende dieses Lebensabschnittes überstrahlte und die von Reiz und Poesie erfüllte Jugendzeit eröffnete.

Ich werde nicht Stunde für Stunde meinen Erinnerungen folgen, sondern einen raschen Blick auf die wichtigsten aus dieser Zeit werfen, bis zu welcher ich meinen Bericht fortgeführt habe, und bis zur Annäherung an den ungewöhnlichen Menschen, der einen entscheidenden und wohlthätigen Einfluß auf meinen Charakter und meine Geistesrichtung ausgeübt hat.

Wolodja soll demnächst die Universität beziehen, er hat schon seine eigenen Lehrer und ich höre mit Neid und unwillkürlicher Hochachtung, wie er gewandt mit der Kreide an die schwarze Tafel schreibt und von Funktionen, Sinußen, Koordinaten u.s.w. spricht, die mir als Ausdruck einer unerreichbaren Allweisheit erscheinen. Und eines Sonntags nach dem Mittagessen versammeln sich im Zimmer der Großmutter alle Lehrer, darunter zwei Professoren, und in Gegenwart Papas und einiger Gäste findet eine Vorprüfung für das Universitätsexamen statt, in welcher Wolodja zur großen Freude der Großmutter ungewöhnliche Kenntnisse zeigt. Mir werden auch Fragen aus einigen Gegenständen gestellt, doch ich erweise mich als sehr schlecht beschlagen und die Professoren suchen sichtlich vor der Großmutter meine Unkenntnis zu verbergen, was mich noch mehr verwirrt. Übrigens schenkt man mir wenig Beachtung: ich bin erst fünfzehn Jahre, folglich bleibt mir noch ein Jahr zur Universitätsprüfung. Wolodja kommt nur zum Mittagessen hinab und verbringt ganze Tage, ja auch die Abende oben bei der Arbeit, nicht gezwungen, sondern aus eigenem Antrieb. Er ist außerordentlich ehrgeizig und will die Prüfung nicht mittelmäßig, sondern vorzüglich bestehen.

Und nun ist der Tag der ersten Prüfung da. Wolodja zieht den blauen Frack mit den Bronzeknöpfen und die Lackstiefel an, nimmt die goldene Uhr; vor der Freitreppe fährt Papas Phaeton vor, Nikolai schlägt die Wagendecke zurück und Wolodja fährt mit St. Jérôme zur Universität. Die Mädchen, besonders Katenka, betrachten freu-

dig und entzückt durchs Fenster die schmucke Gestalt des in den Wagen steigenden Wolodja, Papa sagt: „Gott gieb’s! Gott gieb’s!“ und die Großmutter, die sich gleichfalls zum Fenster geschleppt hat, macht mit Thränen in den Augen so lange das Kreuzeszeichen hinter Wolodja, bis der Phaeton hinter der Straßenecke verschwindet, und flüstert etwas vor sich hin.

Wolodja kommt zurück. Alle fragen ihn ungeduldig:

„Nun? Ist es gut ausgefallen? Welche Censur hast Du?“ –

Doch schon an seinem heitern Gesicht ist zu erkennen, daß alles gut abgelaufen ist. Wolodja hat eine Fünf erhalten. Am folgenden Tage geleitet man ihn mit denselben Glückwünschen und Befürchtungen und empfängt ihn mit derselben Ungeduld und Freude. So vergehen neun Tage. Am zehnten Tag steht die letzte, schwierigste Prüfung bevor, aus der Religion; alle stehen am Fenster und erwarten ihn mit noch größerer Ungeduld. Es ist schon zwei Uhr, aber Wolodja ist noch nicht da.

„Mein Gott! Da ist er! Da ist er!“ schreit Ljubotschka und preßt das Gesicht an die Fensterscheibe.

Und in der That, im Phaeton sitzt neben St. Jerôme Wolodja, doch schon nicht mehr im blauen Frack und der grauen Mütze, sondern in der Universitätsuniform mit gesticktem blauen Kragen, im dreieckigen Hut und den vergoldeten Degen an der Seite.

„Wenn Du noch am Leben wärest!“ ruft die Großmutter, als sie Wolodja in der Uniform erblickt, und fällt in Ohnmacht.

Wolodja stürzt mit strahlendem Gesicht in das Vorzimmer, küßt und umarmt mich, Ljubotschka, Mimi und Katenka, welche dabei bis zu den Ohren errötet. Wolodja vermag sich vor Freude gar nicht zu fassen. Und wie hübsch er in dieser Uniform ist! Wie gut der blaue Kragen zu seinem eben hervorsprossenden schwarzen Schnurrbart paßt! Wie schlank und lang ist seine Taille und wie vornehm sein Auftreten! An diesem denkwürdigen Tage speisen alle im Zimmer der Großmutter, Freude strahlt auf allen Gesichtern, und nach dem Mittagessen, während des Desserts, bringt der Haushofmeister mit entsprechend feierlicher und gleichzeitig fröhlicher Miene eine in eine Serviette eingewickelte Flasche Sekt. Die Großmutter trinkt zum ersten Mal seit Mamas Tode Sekt, sie leert ein ganzes Glas auf Wolodjas Wohl und weint vor Freude, wie sie ihn ansieht.

Wolodja fährt nun schon allein im eigenen Wagen aus, empfängt die Besuche *seiner* Bekannten, raucht Tabak, besucht Bälle, und einmal habe ich schon gesehen, wie er in seinem Zimmer zwei Flaschen Sekt mit seinen Bekannten austrank und wie sie bei jedem Becher Toaste auf gewisse geheimnisvolle Personen ausbrachten und darüber stritten, wer *le fond de la bouteille* erhalten werde. Er ißt übrigens regelmäßig zu Hause zu Mittag, setzt sich nach dem Mittagessen ins Divanzimmer und plaudert alleweil mit Katenka geheimnisvoll von etwas, doch so viel ich als an ihren Gesprächen nicht Beteiligter hören kann, sprechen sie bloß von den Helden und Heldinnen der von ihnen gelesenen Romane, von Eifersucht, von Liebe, und ich kann durchaus nicht begreifen, was sie an solchen Gesprächen fesselnd finden und weshalb sie so schlau lächeln und so hitzig streiten. Überhaupt bemerke ich, daß zwischen Katenka und Wolodja, außer den erklärlichen Banden zwischen Gespielen der Kindheit, noch gewisse seltsame Beziehungen bestehen, die sie von uns entfernen und geheimnisvoll mit einander verbinden.

*

Seitdem Wolodja die Universität bezogen hat, ist Papa in sehr heiterer Stimmung und kommt häufiger als sonst zur Großmutter zum Mittagessen. Die Ursache seiner Fröhlichkeit ist übrigens, wie ich durch Nikolai erfahren habe, daß er in der letzten Zeit außergewöhnlich viel gewonnen hat. Es kommt auch vor, daß er abends, bevor er sich in den Klub begiebt, zu uns kommt, sich zum Piano setzt, uns um sich versammelt und Zigeunerlieder singt, wozu er mit seinen weichen Schuhen (er kann Absätze nicht leiden, und trägt solche nie) den Takt schlägt. Dann muß man das komische Entzücken seines Lieblings Ljubotschka sehen, die ihrerseits ihn vergöttert. Zuweilen kommt er in die Schulstube und hört mit strenger Miene zu, wie ich meine Aufgaben hersage, doch an einigen Worten, mit denen er mich zu verbessern sucht, erkenne ich, daß er das, was man mich lehrt, schlecht kennt. Zuweilen winkt er uns verstohlen zu und giebt uns Zeichen, wenn die Großmutter zu brummen und sich grundlos über alle zu ärgern beginnt. Nun haben wir unsern Teil, Kinder, sagt er dann. Überhaupt steigt er in meinen Augen all-

mählich von der unerreichbaren Höhe herab, auf die ihn die kindliche Einbildungskraft gestellt hatte. Ich küsse seine große weiße Hand noch mit derselben aufrichtigen Liebe und Verehrung, aber ich gestatte mir bereits, über ihn nachzudenken, sein Auftreten zu beurteilen, und unwillkürlich werden in mir Gedanken rege, die mich erschrecken. Nie werde ich einen Vorfall vergessen, der viele solche Gedanken in mir wach rief und mir große moralische Pein verursachte.

Eines Abends kam er in schwarzem Frack und weißer Weste in die Gaststube, um Wolodja, der sich in diesem Augenblick in seinem Zimmer ankleidete, zu einem Balle abzuholen. Die Großmutter wartete im Schlafzimmer, daß Wolodja kommen und sich ihr zeigen werde (sie hatte die Gewohnheit, ihn vor jedem Ball zu sich zu rufen, ihn zu segnen, zu mustern und ihm gute Lehren zu erteilen). Im Saal, der nur durch eine Lampe erhellt war, ging Mimi mit Katenka auf und ab und Ljubotschka saß am Flügel und übte das zweite Konzert Fields, Mamas Lieblingsstück. Papa trat mit raschen, kleinen Schritten in das Zimmer und näherte sich Ljubotschka, die zu spielen aufhörte, als sie ihn erblickte.

„Nein, spiele weiter, Ljuba, spiele,“ sagte er und drückte sie auf den Stuhl nieder. „Du weißt, wie gern ich Dir zuhøre ...“

Ljubotschka spielte weiter und Papa saß lange, auf den Arm gestützt, ihr gegenüber. Dann zuckte er plötzlich mit den Achseln, stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Wenn er zum Flügel kam, blieb er jedesmal stehen und sah Ljubotschka aufmerksam an. Aus seinen Bewegungen und seinem Auftreten ersah ich, daß er aufgeregt war. Nachdem er mehrmals im Saal auf und ab geschritten, blieb er hinter Ljubotschkas Stuhl stehen, küßte sie auf ihr schwarzes Haar, wandte sich dann rasch um und setzte seinen Spaziergang fort. Als Ljubotschka das Spiel beendet hatte und mit der Frage, ob es gut war, auf ihn zukam, nahm er schweigend ihren Kopf zwischen die Hände und begann sie so zärtlich auf die Stirn und die Augen zu küssen, wie ich es von ihm noch nie gesehen hatte.

„Ach, mein Gott! Du weinst!“ sagte plötzlich Ljubotschka, indem sie seine Uhrkette losließ und die großen Augen erstaunt auf sein Gesicht richtete. „Verzeihe mir, lieber Papa, ich hatte völlig vergessen, daß es Mamas Lieblingsstück war.“

„Nein, meine Liebe, spiele es recht oft,“ sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme. Wenn Du wüßtest, wie angenehm es mir ist, mit Dir zu weinen ...“

Er küßte sie nochmals und verließ dann, bemüht, seine innere Erregung zu bezwingen, das Zimmer durch die Thür, welche über den Korridor zu Wolodjas Zimmer führte.

„Woldemar, bist Du bald fertig?“ rief er, mitten im Korridor stehen bleibend.

In diesem Augenblicke kam das Stubenmädchen Mascha daher, das, als es ihn bemerkte, die Augen niederschlug und an ihm vorbeigehen wollte. Er hielt sie an. „Du wirst ja immer hübscher,“ sagte er und neigte sich zu ihr. Mascha errötete und senkte den Kopf noch tiefer. „Erlauben Sie,“ sagte sie.

„Woldemar, bist Du denn bald fertig?“ wiederholte Papa und hustete verlegen, als Mascha vorbeigegangen war und er mich erblickte.

Ich liebe den Vater, doch der Verstand des Menschen ist unabhängig vom Herzen, und er nimmt oft Gedanken auf, die das Gefühl verletzen, die ihm unbegreiflich erscheinen. Und solche Gedanken kommen mir, so sehr ich mich auch bemühe, sie fern zu halten.

*

Die Großmutter wird von Tag zu Tag schwächer; ihr Glöckchen, die Stimme der brummigen Gascha und das Thürensclagen hört man immer häufiger in ihrem Zimmer, und sie empfängt uns schon nicht mehr im Voltairestuhl im Kabinett, sondern im Schlafzimmer, im hohen Bett mit Kissen mit Spitzenbesatz. Wenn ich sie begrüße, bemerke ich an ihrer Hand eine blaßgelbe, glänzende Geschwulst und im Zimmer den widerlichen Geruch, den ich vor fünf Jahren im Zimmer der Mutter bemerkte. Der Doktor besucht sie täglich dreimal und es haben schon mehrere Konsultationen stattgefunden, aber ihr Charakter, die stolze und zeremonielle Umgangsweise mit allen Hausgenossen und insbesondere mit Papa haben sich nicht verändert; sie dehnt immer noch so wie früher die Worte, zieht die Augenbrauen in die Höhe und sagt: „mein Lieber.“

Seit einigen Tagen werden wir aber nicht mehr zu ihr gelassen,

und eines Morgens schlägt mir St. Jérôme während der Unterrichtszeit vor, mit Ljubotschka und Katenka spazieren zu fahren. Obwohl ich beim Einsteigen in den Schlitten bemerke, daß vor den Fenstern der Großmutter die Straße mit Stroh bedeckt ist und Leute in langen blauen Röcken vor unserem Thor stehen, so kann ich doch nicht begreifen, weshalb man uns zu so ungewöhnlicher Stunde eine Spazierfahrt unternehmen läßt. An diesem Tage sind ich und Ljubotschka während der Fahrt in der besonders heitern Gemütsstimmung, in welcher der einfachste Vorfall, jedes Wort, jede Bewegung zum lachen reizt. Mimi sagt mit einem unwilligen Blick, daß bloß die Dummen ohne Grund lachen, und Ljubotschka, ganz rot ob der Anstrengung, das Lachen zu unterdrücken, schießt zu mir hinüber. Unsere Augen begegnen sich und wir brechen in solch ein homerisches Gelächter aus, daß uns Thränen in die Augen treten.

Wie wir wieder beim Hause vorfahren, öffne ich gerade den Mund, um Ljubotschka die prächtigste Grimasse zu schneiden, als mich der Anblick eines schwarzen Sargdeckels stutzig macht, der an einen Flügel der Eingangsthür gelehnt ist, und mein Mund bleibt verzerrt.

„*Votre grand'-mère est morte!*“ sagt St. Jérôme, der uns bleich entgegenkommt.

Die ganze Zeit, während welcher die Leiche der Großmutter sich im Hause befindet, empfinde ich eine drückende Todesfurcht, das heißt die Leiche mahnt mich lebhaft und auf unangenehme Weise daran, daß auch ich einmal sterben muß. Ich trauere nicht um die Großmutter und es betrauert sie überhaupt niemand aufrichtig. Obwohl das Haus voll Trauergäste ist, trauert doch niemand um sie, eine einzige Person ausgenommen, deren heftiger Schmerz mich unaussprechlich überrascht. Diese Person ist – das Stubenmädchen Gascha. Sie zieht sich in die Dachkammer zurück, schließt sich dort ein, weint unaufhörlich, verflucht sich selbst, rauft sich das Haar, will keinen Rat hören und erklärt, daß nach dem Verlust ihrer lieben Herrin der Tod ihr einziger Trost sei.

Die Großmutter ist nicht mehr, aber in unserem Hause lebt noch die Erinnerung an sie und man erzählt sich allerlei auf sie Bezügliches. Diese Erzählungen beziehen sich hauptsächlich auf das Testament, das sie vor ihrem Tode gemacht hat und das niemand kennt, ausgenommen ihren Vertrauten, den Fürsten Iwan Iwanowitsch. Unter der Dienerschaft bemerke ich einige Erregung, höre häufig davon reden, was jeder bekommen werde, und ich muß gestehen, daß ich unwillkürlich und mit Freude daran denke, was wir erben werden.

Nach sechs Wochen erzählt mir Nikolai, der ständige Neuigkeitskrämer unseres Hauses, daß die Großmutter ihr ganzes Vermögen Ljubotschka hinterlassen und die Verwaltung desselben bis zu ihrer Verheiratung nicht Papa, sondern dem Fürsten Iwan Iwanowitsch anvertraut habe.

*

Mir bleiben nur noch wenige Monate bis zum Eintritt in die Universität. Ich lerne gut. Nicht nur, daß ich die Lehrer ohne Furcht erwarte, ich finde sogar Gefallen an dem Aufenthalt im Schulzimmer. St. Jérôme ist mit mir zufrieden, er lobt mich, und es ist nicht nur mein Haß gegen ihn geschwunden, sondern, wenn er zuweilen sagt, daß es eine Schande wäre, wenn ich mit meinen Fähigkeiten, mit meinem Verstand das und das nicht zu stande brächte, da scheint es mir sogar, daß ich ihn lieb habe.

Allmählich beginne ich meine Knabenfehler abzulegen, ausgenommen allerdings den hauptsächlichsten, der mir noch viel Schaden im Leben zufügen sollte: die Neigung zum Grübeln.

*

Obwohl ich in der Gesellschaft der Bekannten Wolodjas eine Rolle spielte, die meine Eigenliebe verletzte, saß ich doch gern in seinem Zimmer, wenn Gäste bei ihm waren, und beobachtete schweigend alles, was dort vorging. Häufiger als alle anderen kamen zu Wolodja der Adjutant Dubkow und der Student Fürst Nechljudow. Dubkow war klein, muskulös, brünett, nicht mehr im ersten Jünglingsalter, etwas kurzbeinig, doch sonst keine üble Erscheinung und stets lustig. Für Wolodja und mich hatte Dubkow einen doppelten Reiz –

sein kriegerisches Äußere und hauptsächlich sein hoher Wuchs, mit dem junge Leute die Vorstellung von Tüchtigkeit (*comme il faut*) zu verbinden pflegen, die in diesen Jahren hoch geschätzt wird. Dubkow war aber auch in der That das, was man „*un homme comme il faut*“ nennt. Unangenehm war mir das Eine, daß Wolodja sich zuweilen vor ihm wegen meiner unschuldigsten Handlungen und am meisten wegen meiner Jugend schämte.

Nechljudow war eine unschöne Erscheinung: kleine graue Augen, eine niedrige gerade Stirn, unverhältnismäßig lange Hände und Beine konnten nicht als schön bezeichnet werden. Schön waren an ihm bloß sein ungewöhnlich hoher Wuchs, seine zarte Gesichtsfarbe und seine herrlichen Zähne, doch sein Gesicht erhielt einen so originellen und energischen Charakter durch die schmalen, funkeln den Augen und das bald strenge, bald kindliche Lächeln, daß man nicht umhin konnte, ihm Beachtung zu widmen. Er schien sehr schamhaft zu sein, weil jede Kleinigkeit ihn veranlaßte, zu erröten, aber seine Schüchternheit ähnelte meiner nicht. Je mehr er errötete, desto größere Entschlossenheit drückte sein Gesicht aus, gleich als ob er sich wegen seiner Schwäche über sich selbst ärgerte. Obwohl er mit Dubkow und Wolodja sehr befreundet zu sein schien, konnte man doch bemerken, daß ihn nur der Zufall mit ihnen zusammengeführt hatte. Sie waren ganz verschieden veranlagt: Wolodja und Dubkow fürchteten sich gewissermaßen vor allem, was einer ernsten Erwägung und gefühlvollem Empfinden ähnlich sah; Nechljudow dagegen war ein großer Enthusiast und erging sich häufig trotz aller Spöttereien in Betrachtungen über philosophische Fragen und über Empfindungen. Wolodja und Dubkow sprachen gern von den Gegenständen ihrer Liebe (und sie waren in einige und beide in dieselben verliebt); Nechljudow dagegen wurde stets ernstlich böse, wenn man Andeutungen über seine Liebe zu einer gewissen Blondine machte.

Wolodja und Dubkow erlaubten sich oft, sich über ihre Verwandten lustig zu machen; Nechljudow dagegen konnte ganz außer sich geraten, wenn jemand eine nachteilige Bemerkung über seine Tante machte, die er mit einer gewissen Begeisterung vergötterte. Nach Tische fuhren Wolodja und Dubkow irgendwohin ohne Nechljudow mitzunehmen, den sie nur das schöne Mädchen nannten.

Fürst Nechljudow überraschte mich vom ersten Augenblicke an sowohl durch seine Unterhaltung als durch sein Äußeres. Obwohl ich in seiner Gedankenrichtung vieles fand, was mit der meinen übereinstimmte – oder vielleicht namentlich deshalb – war das Gefühl, das er mir beim ersten Anblick einflößte, bei weitem kein angenehmes. Mir mißfiel sein rascher Blick, seine kräftige Stimme, sein stolzes Auftreten, doch mehr als alles dies die völlige Gleichgültigkeit, die er mir gegenüber an den Tag legte. Im Gespräch mit ihm empfand ich oft große Lust, ihm zu opponieren; zur Strafe für seinen Stolz wollte ich ihm gegenüber das letzte Wort behalten, ihm beweisen, daß ich klug war, trotzdem er mich nicht beachten wollte. Die Schüchternheit hielt mich zurück.

*

Wolodja lag auf dem Divan ausgestreckt und las, auf den Arm gestützt, irgend einen französischen Roman, als ich wie gewöhnlich nach dem Abendunterricht in sein Zimmer trat. Er hob eine Sekunde lang den Kopf, um mich anzusehen, und wandte sich dann wieder der Lektüre zu – eine sehr einfache und natürliche Bewegung, die mir aber das Blut in die Wangen trieb. In seinem Blick schien mir die Frage zu liegen, weshalb ich hergekommen sei, und in dem raschen Neigen des Kopfes der Wunsch, die Bedeutung dieses Blickes mir zu verbergen. Diese Neigung, der einfachsten Bewegung eine Bedeutung zuzuschreiben, bildete eines der kennzeichnendsten Merkmale meiner Knabenzeit. Ich trat an den Tisch und nahm gleichfalls ein Buch in die Hand, doch bevor ich zu lesen begann, kam mir der Gedanke, daß es doch komisch sei, daß wir, die einander den ganzen Tag nicht gesehen, nicht miteinander sprechen.

„Wirst Du heute Abend zu Hause sein?“

„Ich weiß nicht. Warum?“

„So,“ sagte ich, da ich bemerkte, daß ein Gespräch nicht in Gang kommen werde, schlug das Buch auf und begann zu lesen.

„Ist Wolodja zu Hause?“ ließ sich im Vorzimmer Dubkows Stimme vernehmen.

„Ja,“ sagte Wolodja, richtete sich auf und legte das Buch auf den Tisch.

Dubkow und Nechljudow traten in Mütze und Mantel in das Zimmer.

„Nun, wollen wir ins Theater fahren, Wolodja?“

„Nein, ich habe keine Zeit,“ erwiderte Wolodja und errötete.

„Na, das fehlte noch! Du wirst so gütig sein, mitzufahren.“

„Ich habe auch kein Billet.“

„Billets bekommst Du so viel Du willst an der Kasse.“

„Warte einen Augenblick, ich komme sofort,“ erwiderte Wolodja ausweichend und verließ das Zimmer.

Ich wußte, daß Wolodja große Lust hatte, ins Theater zu gehen, wohin mitzukommen ihn Dubkow einlud, daß er bloß deshalb ablehnte, weil er kein Geld hatte, und nur hinausgegangen war, um vom Haushofmeister fünf Rubel bis zur Auszahlung seines nächsten Monatsgeldes zu borgen.

„Guten Tag, Diplomat!“ sagte Dubkow, indem er mir die Hand reichte.

Wolodjas Freunde nannten mich Diplomat, weil die selige Großmutter einst nach Tische, als in ihrer Gegenwart von unserer Zukunft die Rede war, erklärt hatte, Wolodja werde Soldat werden, mich aber hoffe sie als Diplomaten zu sehen, im schwarzen Frack und *à la coq* frisiert, was ihrer Meinung nach eine unumgängliche Bedingung des Diplomatenberufs war.

„Wohin ging Wolodja?“ fragte mich Nechljudow.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte ich und errötete bei dem Gedanken, daß sie gewiß erraten, weshalb er hinausgegangen.

„Er hat gewiß kein Geld? Ist es nicht so? Oh, Diplomat!“ fügte er durch mein Lächeln überzeugt hinzu. „Ich habe auch kein Geld, und Du, Dubkow?“

„Wir wollen sehen,“ sagte Dubkow, zog einen Geldbeutel hervor und betastete mit seinen kurzen Fingern das darin enthaltene Kleingeld. Da ist ein Fünfkopekenstück, da zwanzig Kopeken oh, pfui!“ sagte er mit einer komischen Handbewegung.

In diesem Augenblick trat Wolodja ins Zimmer.

„Nun, wie stehts? Fahren wir?“

„Nein.“

„Wie komisch bist Du doch!“ sagte Nechljudow. „Weshalb sagst Du nicht, daß Du kein Geld hast? Nimm mein Billet, wenn Du willst.“

„Und was wirst Du thun?“

„Er wird zu seinen Cousins in die Loge gehen,“ sagte Dubkow.

„Nein, ich gehe überhaupt nicht.“

„Warum nicht?“

„Du weißt warum ... ich sitze nicht gern in der Loge.“

„Warum?“

„Ich liebe das nicht. Mir ist dort unbehaglich.“

„Wieder die alte Geschichte! Ich begreife nicht, wie Dir unbehaglich sein kann, wo man Dich gern sieht. Das ist lächerlich, *mon cher*.“

„Was soll ich thun, *si je suis timide*! Ich bin überzeugt, Du bist in Deinem Leben nie errötet, und ich erröte jeden Augenblick wegen der geringsten Kleinigkeit,“ sagte er und errötete dabei.

„*Savez-vous, d'où vient votre timidité? ... d'un excès d'amour – propre, mon cher*,“ sagte Dubkow im Gönnerston.

„Wo ist da ein *excès d'amour – propre*!“ erwiderte Nechljudow, der sich getroffen fühlte. „Im Gegenteil, ich bin darum schüchtern, weil ich zu wenig *amour-propre* besitze; es scheint mir vielmehr, daß meine Gesellschaft anderen unangenehm, langweilig ist ... und darum ...“

„Zieh Dich doch an, Wolodja!“ sagte Dubkow, ergriff ihn bei den Schultern und begann ihm den Rock auszuziehen.

„Ignaz, den Herrn ankleiden!“

„Dadurch,“ fuhr Nechljudow fort, komme ich oft in die Lage ...“
Aber Dubkow hörte nicht auf ihn. „Trala-la-ra-la-la!“ sang er.

„Ich werde Dir nachweisen,“ fuhr Nechljudow fort, daß die Schüchternheit durchaus nicht aus der Eigenliebe entspringt.“

„Du wirst es beweisen, indem Du mit uns fährst.“

„Ich sagte schon, daß ich nicht mitkomme.“

„Nun, so bleibe hier und beweise es dem Diplomaten; wenn wir zurückkommen, kann er es uns erzählen.“

„Das will ich auch,“ erwiderte Nechljudow mit kindischem Eigensinn, „kommt nur bald zurück ... Wie denken Sie darüber? Bin ich ein Egoist?“ sagte er, indem er sich zu mir setzte.

Obwohl meine Meinung darüber feststand, war ich doch nach dieser unerwarteten Frage so befangen, daß ich nicht rasch zu antworten vermochte.

„Ich glaube, daß ja,“ sagte ich und fühlte, wie meine Stimme zitterte und Röte mein Gesicht bedeckte bei dem Gedanken, daß nun

der Augenblick gekommen sei, ihm zu zeigen, daß ich verständig sei. „Ich denke, daß jeder Mensch ein Egoist ist, und daß alles, was er thut, aus Eigenliebe geschieht.“

„Was ist also Ihrer Meinung nach Eigenliebe?“ sagte Nechljudow mit wie mir schien etwas geringschätzendem Lächeln.

„Eigenliebe,“ sagte ich, „ist die Überzeugung, daß ich besser und klüger bin als alle anderen Leute.“

„Wie können denn alle Leute diese Überzeugung haben?“

„Ich bin überzeugt, daß ich klüger bin als alle Leute in der Welt, und bin auch sicher, daß Sie von sich dieselbe Überzeugung haben.“

„Nein, ich muß zunächst in bezug auf mich selbst erklären, daß ich Leute getroffen habe, die ich als klüger erkannte, als ich bin,“ sagte Nechljudow.

„Das kann nicht sein,“ erwiderte ich in überzeugungsvollem Ton.

„Denken Sie etwa wirklich so?“ fragte Nechljudow und sah mich forschend an.

„Im Ernst,“ sagte ich.

Und da kam mir ein Gedanke, den ich sofort in Worte kleidete.

„Ich werde es Ihnen beweisen. Warum lieben wir uns selbst mehr als andere? Darum, weil wir uns für besser halten, für liebenswerter. Wenn wir andere für besser hielten als wir sind, würden wir sie auch mehr lieben als uns, aber das ist nie der Fall. Wenn es auch der Fall wäre, so hätte ich doch recht,“ fügte ich mit einem unwillkürlichen, selbstgefälligen Lächeln hinzu.

Nechljudow schwieg eine Weile.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so klug sind,“ sagte er mit so gutmütigem, lieblichen Lächeln, daß ich mir plötzlich außerordentlich glücklich vorkam.

Lob wirkt so mächtig nicht nur auf das Gefühl, sondern auch auf den Verstand des Menschen, daß es mir unter seinem angenehmen Einfluß schien, ich sei bedeutend klüger geworden, und mit ungewöhnlicher Schnelligkeit tauchte ein Gedanke nach dem andern in meinem Kopfe auf. Von der Eigenliebe gingen wir unmerklich zur Liebe über, und dieser Gesprächsstoff schien unerschöpflich zu sein. Obwohl unsere Betrachtungen einem unbeteiligten Zuhörer als völlig sinnlos erscheinen konnten – so unklar und einseitig waren sie – so hatten sie doch für uns eine hohe Bedeutung. Unsere Seelen

waren so harmonisch gestimmt, daß wenn in der einen eine Seite auch nur ein klein wenig anklang, sie in der andern ein Echo fand.

*

Seit dieser Zeit entwickelte sich zwischen mir und Dmitri Nechljudow ein ziemlich seltsames, aber außerordentlich angenehmes Verhältnis. In Gegenwart anderer schenkte er mir fast gar keine Beachtung; doch sobald wir allein waren, setzten wir uns in eine gemütliche Ecke und begannen Betrachtungen anzustellen, wobei wir alles vergaßen und garnicht bemerkten, wie die Zeit entschwand.

Während der Butterwoche war Nechljudow so sehr durch allerlei Vergnügungen in Anspruch genommen, daß er, obwohl er mehrmals täglich zu uns kam, doch nicht ein einziges Mal mit mir gesprochen hatte, und das kränkte mich so, daß er mir aufs neue als ein stolzer und unangenehmer Mensch erschien. Ich wartete auf eine Gelegenheit, ihm zu zeigen, daß ich durchaus keinen großen Wert auf seine Gesellschaft lege und mich garnicht sehr zu ihm hingezogen fühle. Als er nach der Butterwoche zum ersten Mal wieder mit mir sprechen wollte, sagte ich, daß ich Aufgaben zu erledigen habe, und ging hinauf, doch eine Viertelstunde später öffnete jemand die Thür der Schulstube und Nechljudow trat ein.

„Störe ich?“ sagte er.

„Nein,“ erwiderte ich, obwohl ich sagen wollte, daß ich wirklich beschäftigt sei.

„Weshalb sind Sie also von Wolodja fortgegangen? Wir haben ja schon lange nicht miteinander gesprochen, und ich habe mich schon so daran gewöhnt, daß mir ist als fehlte mir etwas.“

Mein Ärger war in einem Augenblick verfliegen und Dmitri war in meinen Augen wieder ein guter und lieber Mensch.

„Sie wissen wohl, weshalb ich fortging?“ sagte ich.

„Vielleicht,“ erwiderte er, indem er sich neben mich setzte, „doch wenn ich es auch erraten habe, so kann ich es doch nicht sagen, Sie aber können es,“ sagte er.

„Ich will es Ihnen auch sagen: ich bin fortgegangen, weil ich gegen Sie aufgebracht war ... eigentlich nicht aufgebracht, aber es ärgerte mich. Die Sache ist einfach die: ich fürchte stets, daß Sie

mich geringschätzig behandeln, weil ich sehr jung bin.“

„Wissen Sie, was uns so zusammengeführt hat?“ sagte er, mein Bekenntnis mit einem gutmütigen Blick erwidern. „Weshalb ich Sie mehr liebe als andere Leute, mit denen ich bekannter bin und mit denen ich mehr gemein habe? Sie besitzen eine wunderbare, seltene Eigenschaft – die Aufrichtigkeit.“

„Ja,“ bestätigte ich, „ich sage stets namentlich das, was einzugehen ich mich schäme – doch bloß demjenigen, zu dem ich Vertrauen habe.“

„Ja, und um zu einem Menschen Vertrauen zu haben, muß man mit ihm völlig befreundet sein, und wir sind noch nicht befreundet, Nikolas. Erinnern Sie sich an das, was wir von der Freundschaft sprachen: um wahre Freunde zu sein, müssen beide einer des andern völlig sicher sein.“

„Überzeugt sein, daß Sie das, was ich Ihnen sage, niemandem sagen werden,“ erklärte ich.

„Wissen Sie, welcher Gedanke mir jetzt kam, Nikolas?“ sagte er, indem er sich vom Stuhl erhob und mir lächelnd die Hand reichte. „Wir wollen das thun, und Sie sollen sehen, wie es uns beiden nützlich sein wird: wir wollen uns das Wort geben, einer vor dem andern keine Geheimnisse zu haben. Wir werden einer den andern genau kennen, und um Fremde nicht fürchten zu müssen, geloben wir einander, niemals und mit niemandem und über nichts zu sprechen, was einen von uns betrifft. Thun wir das!“

Und wir thaten es wirklich. Was daraus entsprang, werde ich später erzählen.

Karr sagt, daß es bei jeder Zuneigung zwei Parteien giebt: die eine liebt, die andere gestattet, sie zu lieben – die eine küßt, die andere hält die Wange hin. Das ist vollkommen richtig; und in unserem Freundschaftsverhältnis küßte ich und Dmitri hielt die Wange hin – doch auch er war bereit mich zu küssen. Wir liebten einander gleichmäßig, weil wir einer den andern kannten und schätzten, doch das hinderte ihn nicht, einen Einfluß auf mich auszuüben und mich ihm unterzuordnen.

Es ist selbstverständlich, daß ich unter Nechljudows Einfluß mir auch seine Geistesrichtung aneignete, deren Wesen eine begeisterte Vergötterung des Tugendideals und die Überzeugung bildete, daß der Mensch zu beständiger Vervollkommnung geschaffen sei. Da-

mals erschien es uns als etwas sehr Leichtes, die Menschheit zu bessern, alles menschliche Gebrechen und Unglück zu beseitigen – als sehr leicht und einfach erschien es uns, uns selbst zu bessern, uns alle Tugenden anzueignen und glücklich zu sein ...

Gott allein weiß übrigens, ob alle diese edlen Jugendträume wirklich lächerlich waren und wer daran schuld ist, daß sie sich nicht verwirklichten ...

Meine Jugendzeit

(Junost | 1857)

Ich stand um diese Zeit am Ausgang meines sechzehnten Lebensjahres. Meine Lehrer setzten ihren Unterricht fort, St. Jérôme beaufsichtigte meine Arbeiten, und ich bereitete mich widerwillig und ungerne zum Eintritt in die Universität vor. Außer der dem Lernen gewidmeten Zeit bestanden meine Beschäftigungen: in einsamem und zusammenhanglosem Träumen und Nachsinnen, in gymnastischen Übungen, um der stärkste Mann der Welt zu werden, in ziel- und gedankenlosem Wandern durch alle Zimmer, besonders in dem zur Mädchenstube führenden Korridor und im Betrachten meiner selbst im Spiegel, von dem ich mich übrigens stets mit dem drückenden Gefühl der Niedergeschlagenheit, ja sogar des Abscheus entfernte. Ich überzeugte mich nicht nur, daß mein Äußeres unschön war, sondern ich konnte mich auch nicht mit den in solchen Fällen gewöhnlichen Ausflüchten trösten. Ich konnte nicht sagen, daß ich ein ausdrucksvolles, kluges und edles Gesicht habe. Ausdrucksvoll war gar nichts – es waren die allgewöhnlichsten Gesichtszüge, grob und häßlich; die kleinen grauen Augen sahen, besonders wenn ich mich im Spiegel betrachtete, eher dumm als klug aus. Etwas Männliches war noch weniger vorhanden; obwohl ich nicht klein von Wuchs und für meine Jahre sehr kräftig war, so waren doch meine Gesichtszüge weich, schlaff, ohne bestimmten Ausdruck. Auch etwas Edles war nicht vorhanden; im Gegenteil, mein Gesicht war genau so wie das eines gemeinen Bauers, die Füße und Hände ebenso groß – und das erschien mir damals als etwas sehr Beschämendes.

*

In dem Jahre, in dem ich die Universität bezog, fiel Ostern spät in den April, so daß die Prüfungen auf die erste Woche nach Ostern angesetzt waren, und ich in der Charwoche zum Abendmahl gehen und auch die Vorbereitung zur Prüfung beenden mußte.

Nach dem nassen Schnee, welchen Karl Iwanowitsch „der Sohn folgt dem Vater“ zu nennen pflegte, herrschte bereits seit drei Tagen ruhiges, warmes und klares Wetter. In den Straßen sah man nicht ein Schneeflöckchen mehr, an die Stelle der Kotmassen war ein nasses, glänzendes Pflaster mit rasch fließenden Bächlein getreten. Unter der Einwirkung der Sonne fielen von den Dächern die letzten Tropfen, auf den Bäumen im Gärtchen brachen die ersten Knospen hervor, im Hofe führte an dem gefrorenen Misthaufen vorbei ein trockener Weg zum Pferdestall und zwischen den Steinen vor der Freitreppe sproßte Gras. Es war die besondere Zeit im Frühling, welche am mächtigsten auf die Seele des Menschen einwirkt. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir scheint, daß in einer großen Stadt der Einfluß dieser ersten Frühlingszeit auf die Seele des Menschen noch fühlbarer und stärker ist – man sieht weniger, man ahnt mehr. Ich stand am Fenster, durch das die Morgensonne durch die doppelten Scheiben staubige Strahlen auf den Boden meines mir unerträglich zuwider gewordenen Schulzimmers warf, und löste auf der schwarzen Tafel eine lange algebraische Gleichung. In einer Hand hielt ich die zerfetzte „Algebra“, in der andern ein kleines Stück Kreide, mit dem ich schon beide Hände, das Gesicht und die Rockärmel beschmiert hatte. Nikolai, der eine Schürze vorgebunden und die Rockärmel beschmutzt hatte, brach mit einer Zange den Kitt von den Fensterrahmen los und bog die Nägel an dem Fenster zurück, das nach dem Garten ging. Seine Beschäftigung und der Lärm, den er verursachte, lenkten meine Gedanken von der Rechnung ab. Dabei befand ich mich in einer sehr schlechten, unzufriedenen Gemütsstimmung. Alles mißglückte mir: ich hatte zu Anfang der Rechnung einen Fehler gemacht, so daß ich von neuem beginnen mußte, die Kreide war mir zweimal aus der Hand gefallen, ich fühlte, daß mein Gesicht und meine Hände beschmiert waren, der Schwamm war verlegt, der von Nikolai verursachte Lärm erregte meine Nerven. Ich mußte meinem Ärger Luft machen, warf die Kreide und die Algebra hin und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Doch da besann ich mich, daß ich heute beichten solle und daß ich mich daher aller schlechten Handlungen enthalten müsse, und plötzlich befand ich mich in einer besonders sanften Gemütsstimmung und näherte mich Nikolai.

„Gestatte, ich werde Dir helfen, Nikolai,“ sagte ich, bemüht,

meiner Stimme einen recht sanften Ausdruck zu geben.

Der Kitt war heruntergeschlagen, die Nägel zurückgebogen, doch obwohl Nikolai aus Leibeskräften an den Querbalken zerrte, rührte sich doch der Rahmen nicht.

„Wenn der Rahmen jetzt nicht sofort nachgiebt, sobald ich mit ziehe,“ dachte ich, „bedeutet es eine Sünde.“ Der Rahmen neigte sich auf die Seite und wurde herausgehoben.

„Wohin soll ich ihn tragen?“ fragte ich.

„Erlauben Sie, ich werde das selbst besorgen,“ erwiderte Nikolai sichtlich erstaunt und wie es schien unwillig über meinen Eifer. „Sie dürfen nicht unter einander gemischt werden, ich stelle sie dort im Verschlag auf und nummeriere jeden.“

„Ich werde die Nummer darauf schreiben,“ sagte ich und hob den Rahmen empor.

Mir scheint, ich wäre sehr zufrieden gewesen, wenn der Verschlag zwei Werft entfernt und der Rahmen doppelt so schwer war. Ich wollte mich abplagen, indem ich Nikolai einen Dienst erwies. Als ich in die Stube zurückkam, fegte Nikolai bereits den Sand und die toten Fliegen durch das Fenster. Frische, wohlriechende Luft drang in das Zimmer und erfüllte es. Durch das Fenster hörte man den Lärm des Stadtverkehrs und das Zwitschern der Spatzen im Garten. Alle Gegenstände befanden sich in hellem Licht, das Zimmer hatte ein freundlicheres Aussehen, ein leichter Frühlingwind spielte mit den Blättern meiner „Algebra“ und mit den Haaren auf Nikolais Kopfe. Ich trat ans Fenster, setzte mich in dasselbe, neigte mich nach dem Garten hinab und versank in Nachdenken.

„Heute werde ich beichten, mich von allen Sünden reinigen,“ dachte ich, „und werde schon nie mehr ... (Da erinnerte ich mich aller Sünden, die mich am meisten quälten). Ich werde bestimmt jeden Sonntag in die Kirche gehen und nachher noch eine ganze Stunde im Evangelium lesen; dann werde ich von dem Fünfundzwanzig-Rubelschein, den ich monatlich erhalten werde, sobald ich in die Universität eingetreten bin, unbedingt zwei ein halb Rubel (den zehnten Teil) den Armen geben, und so, daß es niemand erfährt; doch nicht Bettlern, sondern ich werde solche Arme aufsuchen, die niemand kennt, Waisen und Greise ... Ich werde mein eigenes Zimmer haben (wahrscheinlich das St. Jerômes) und werde es selbst aufräumen und eine bewundernswerte Sauberkeit darin er-

halten. Den Diener werde ich gar nichts für mich machen lassen. Er ist ja ein Mensch so wie ich. Dann werde ich jeden Tag zu Fuße zur Universität gehen (und wenn man mir eine Droschke giebt, werde ich sie verkaufen und das Geld für die Armen zurücklegen) und werde alles genau erfüllen (worin dies „alles“ bestand, wäre ich damals nicht imstande gewesen zu sagen, doch ich dachte mir darunter lebhaft ein vernünftiges, sittliches und tadelloses Leben). Ich werde die Gegenstände voraus studieren, so daß ich im ersten Kurs der erste sein und eine Dissertation schreiben werde; im zweiten Kurs werde ich schon alles voraus wissen, und man wird mich sofort in den dritten Kurs versetzen können, so daß ich mit achtzehn Jahren die Universitätsstudien als erster Kandidat mit zwei goldenen Medaillen beenden werde, dann bestehe ich das Magister- und das Doktor-Examen und werde der erste Gelehrte Rußlands ... ja, ich kann der erste Gelehrte Europas werden ... Nun und dann?“ fragte ich mich selbst. Da besann ich mich, daß alle diese Träume ein Erzeugnis des Stolzes waren, also eine Sünde, die ich heute Abend dem Geistlichen werde bekennen müssen, und ich kehrte zum Ausgangspunkte meiner Betrachtungen zurück. „Um mich zu den Unterrichtsstunden vorzubereiten, werde ich zu Fuße zu den Sperlingsbergen gehen; ich werde mir dort ein Plätzchen unter einem Baum aussuchen und die Lektionen lesen; zuweilen werde ich mir einen kleinen Imbiß mitnehmen, Käse oder Pirogen von Pedotti oder sonst etwas. Ich werde eine Weile ausruhen und dann werde ich irgend ein gutes Buch lesen oder Ansichten zeichnen oder auf irgend einem Instrument spielen (ich werde unbedingt das Flötenspiel erlernen). Dann wird *sie* auf einem Spaziergang nach den Sperlingsbergen kommen, und einmal wird sie zu mir kommen und fragen: „Wer sind Sie?“ Ich werde sie so traurig ansehen und sagen, ich sei der Sohn eines Geistlichen und fühle mich nur hier glücklich, wenn ich allein, ganz allein sei. Sie wird mir die Hand reichen, etwas sagen und sich zu mir setzen. So werden wir jeden Tag herkommen, werden Freunde werden, und ich werde sie küssen ... Nein, das ist nicht gut. Im Gegenteil, von heute an werde ich nicht mehr nach den Frauentimmern sehen. Nie, nie werde ich in die Mädchenstube gehen, und in drei Jahren bin ich großjährig und werde unbedingt heiraten ...“

Man möge mir nicht vorwerfen, daß meine Jugendträume eben-

so kindisch waren, wie die Träume meiner Kindheit und Knabenzeit. Ich bin überzeugt, daß, wenn mir beschieden wäre, ein hohes Alter zu erreichen, ich als siebenzigjähriger Greis genau so kindisch träumen würde wie jetzt. Ich würde von irgend einer reizenden Marie träumen, die mich zahnlosen Alten ebenso lieb gewinnt, wie Maria ihren Maseppa lieb gewann – wie mein schwachsinniger Sohn durch irgend einen ungewöhnlichen Zufall Minister wird oder wie ich plötzlich in den Besitz vieler Millionen gelange. Ich bin überzeugt, daß es keinen Menschen und kein menschliches Lebensalter giebt, welchen diese wohlthätige und erfreuliche Fähigkeit zum träumen abgeht. Doch abgesehen von dem allgemeinen Merkmal der Unmöglichkeit, haben die Träume aller Menschen und in jedem Lebensalter ihren eigentümlichen Charakter. In dem Zeitraum, den ich als die Grenzscheide zwischen Knabenalter und Beginn der Jugendzeit betrachte, bildeten vier Gefühle die Grundlage meiner Träume: die Liebe zu *ihr*, der meiner Phantasie vorschwebenden Frauengestalt, von der ich beständig in demselben Sinne träumte und der ich jeden Augenblick irgendwo zu begegnen hoffte. Diese „*sie*“ war ein wenig Ssonitschka, ein wenig Mascha, Wassilis Frau, wie sie im Trog die Wäsche wäscht, und ein wenig die Frau mit der Perlenschnur auf dem weißen Nacken, die ich vor sehr langer Zeit im Theater in einer Loge neben uns gesehen hatte. Das zweite Gefühl war die Liebe zur Liebe. Ich wollte, daß mich alle kennen und lieben lernten. Ich wollte meinen Namen nennen: Nikolai Irtenjew, und alle sollten durch diese Mitteilung überrascht sein, mich umringen und mir für etwas danken. Das dritte Gefühl war die Hoffnung auf ein außergewöhnliches, meinen Ehrgeiz befriedigendes Glück – und dieses war so stark, daß es fast an Verrücktheit grenzte. Ich war so überzeugt, daß ich sehr bald, infolge eines ungewöhnlichen Zufalls, der reichste und berühmteste Mensch der ganzen Welt werden müsse, daß ich mich beständig in erregter Erwartung irgend eines zauberhaften Glücksfalles befand. Das vierte und stärkste Gefühl war Abscheu vor mir selbst und Reue, doch eine so mit Hoffnung auf Glück verschmolzene Reue, daß an ihr gar nichts trauriges war. Es erschien mir so leicht und natürlich, mich von allem Vergangenen loszureißen, alles was gewesen war umzuarbeiten, zu vergessen, und mein Leben mit allen seinen Beziehungen völlig von neuem zu beginnen, daß die Vergangenheit mir keine Last war und mir

keine Fesseln auferlegte. Ich fand sogar ein Vergnügen an der Abneigung gegen die Vergangenheit und bemühte mich, sie in viel düstererem Lichte zu sehen, als wirklich der Fall war. Je düsterer der Kreis der Erinnerungen an die Vergangenheit wurde, um so klarer und heller hob sich von ihm der leuchtende Punkt der Gegenwart ab und die Zukunft schimmerte in allen Farben des Regenbogens.

*

Papa war in diesem Frühling selten zu Hause, doch dafür war er, wenn es der Fall war, außerordentlich lustig, klimperte auf dem Klavier seine Lieblingsstücke und ersann für uns alle und für Mimi Scherze nach Art der folgenden: daß der Zarewitsch von Georgien Mimi auf der Eisbahn gesehen und sich so in sie verliebte, daß er sofort beim heiligen Synod ein Ehescheidungsgesuch einreichte; daß ich zum Attaché der Gesandtschaft in Wien ernannt sei und erzählte uns diese Neuigkeiten mit ernster Miene; er erschreckte Katenka mit Spinnen, vor denen sie sich sehr fürchtete; war sehr freundlich gegenüber unseren Freunden Dubkow und Nechljudow und erzählte uns und den Gästen unaufhörlich von seinen Plänen für das nächste Jahr. Obwohl diese Pläne sich fast täglich änderten und einer dem andern widersprachen, waren sie doch so interessant, daß wir ihnen lauschten, und Ljubotschka verwandte kein Auge von Papas Lippen, um nicht ein einziges Wort zu verlieren. Bald bestand der Plan darin, daß wir in Moskau auf der Universität blieben, er selbst aber mit Ljubotschka auf zwei Jahre nach Italien reisen sollte, bald wieder darin, daß er eine Besitzung am Südufer der Krim kaufen und in jedem Sommer hinreisen werde, bald wieder in der Übersiedlung der ganzen Familie nach Petersburg u.s.w. Doch außer dieser besonderen, lustigen Stimmung war mit Papa in der letzten Zeit noch eine Veränderung vorgegangen, die uns sehr überraschte. Er hatte sich einen modernen Anzug angeschafft, einen olivenfarbenen Frack, moderne Pantalons mit Strippen und einen langen Überrock, der ihm sehr gut stand, und oft war er prächtig parfümiert, wenn er irgendwohin zu Besuche fuhr, besonders zu einer Dame, von welcher Mimi nie anders als mit einem Seufzer und mit einer Miene sprach,

in der man die Worte lesen konnte: „Arme Waisen! Unglückselige Leidenschaft! Gut, daß *sie* nicht mehr da ist“ u.s.w. Ich erfuhr durch Nikolai, da Papa uns von seinen Spielangelegenheiten nichts erzählte, daß er in diesem Winter besonders glücklich gespielt hatte; er hatte entsetzlich viel gewonnen, das Geld in der Lombardbank angelegt und wollte im Frühjahr nicht wieder spielen. Gewiß deshalb hatte er, da er fürchtete, sich nicht bezwingen zu können, so große Lust, so schnell als möglich sich aufs Land zu begeben. Er entschloß sich auch, ohne meinen Eintritt in die Universität abzuwarten, sofort nach Ostern mit den Mädchen nach Petrowskoje abzureisen, wohin ich mit Wolodja später nachkommen sollte.

Wolodja war in diesem Winter und noch im Frühling unzertrennlich von Dubkow; ihr Verhältnis zu Dmitri begann zu erkalten. Soweit ich nach ihren Gesprächen, die ich hörte, schließen konnte, bestanden ihre Hauptbelustigungen beständig darin, daß sie in einem fort Sekt tranken, in Schlitten an den Fenstern eines Fräuleins, in das sie, wie es schien, beide zugleich verliebt waren, vorüberfahren, und nun nicht mehr auf Kinderbällen, sondern auf wirklichen Bällen sich *vis-à-vis* tanzten. Obwohl Wolodja und ich einander liebten, trug doch dieser letztere Umstand viel dazu bei, uns zu trennen. Wir fühlten zu sehr den großen Unterschied – zwischen einem Jungen, zu dem noch Lehrer kamen, und einem jungen Mann, der auf Bällen Erwachsener tanzte – um uns entschließen zu können, einer dem andern seine Gedanken mitzuteilen. Katenka war schon völlig erwachsen, las sehr viel Romane, und der Gedanke, daß sie bald heiraten werde, erschien mir nicht mehr als Scherz, doch obwohl auch Wolodja erwachsen war, harmonierten sie doch nicht und schienen sich sogar gegenseitig gering zu schätzen. Überhaupt vermochte, wenn Katenka zu Hause war, außer Romanen nichts ihre Teilnahme zu erregen und meistens langweilte sie sich; wenn aber fremde Herren zugegen waren, wurde sie sehr lebhaft und liebenswürdig und machte mit den Augen das, wovon ich mir durchaus nicht erklären konnte, was es ausdrücken sollte. Später erst erfuhr ich im Gespräch mit ihr, daß Mädchen nur eine Koketterie erlaubt sei – das Kokettieren mit den Augen – und ich vermochte mir nun diese seltsamen, unnatürlichen Augenverzerrungen zu erklären. Ljubotschka trug auch schon fast lange Kleider, so daß man ihre Gänsefüße nicht mehr sah, aber sie war noch ebenso weinerlich wie früher. Jetzt

träumte sie nicht mehr davon, einen Husaren zu heiraten, sondern wollte einen Sänger oder Musiker, und zu diesem Zwecke beschäftigte sie sich eifrig mit Musik. St. Jerôme, der wußte, daß er nur noch bis zur Beendigung meiner Prüfungen in unserem Hause bleiben werde, hatte bei irgend einem Grafen eine neue Stelle gefunden und sah seitdem mit Geringschätzung auf unsere Hausgenossen herab. Er war selten zu Hause, begann Cigaretten zu rauchen, was damals zum feinen Ton gehörte, und pfiß beständig lustige Melodien vor sich hin. Mimi wurde von Tag zu Tag verbitterter und schien, seitdem wir heranzuwachsen begannen, von niemandem etwas Gutes zu erwarten.

Wenn ich zum Mittagessen kam, fand ich im Speisezimmer nur Mimi, Katenka, Ljubotschka und St. Jerôme. Papa war nicht zu Hause und Wolodja bereitete sich mit seinen Freunden in seiner Stube zur Prüfung vor und ließ sich das Mittagessen dorthin bringen. Überhaupt nahm in dieser letzten Zeit den Ehrenplatz bei Tische meistens Mimi ein, vor der niemand große Achtung hatte, und das Mittagessen verlor dadurch viel von seinem Reiz. Es war nicht mehr, wie zur Zeit der Mama oder der Großmutter, eine Art feierlicher Handlung, die zu einer bestimmten Stunde die ganze Familie vereinigte und den Tag in zwei Hälften teilte. Wir erlaubten uns, uns zu verspäten, erst zum zweiten Gericht zu kommen, Wein aus großen Gläsern zu trinken (St. Jerôme war darin mit gutem Beispiel vorgegangen), uns auf dem Stuhl herum zu räkeln, aufzustehen bevor das Mittagessen beendet war, und ähnliche Freiheiten. Seit dieser Zeit hörte das Mittagessen auf, wie früher ein tägliches Freudenfest zu sein.

Ich empfand jetzt, wenn es zu Tische ging, gar keine Freude oder Aufregung mehr. Die Plaudereien Mimis, St. Jerômes und der Mädchen – über die entsetzlichen Stiefel, welche der russische Lehrer trägt, die Volantkleider der Fürstinnen Kornakow u.s.w. – diese Plaudereien, die früher meine lebhaftige Verachtung erregten, was ich namentlich Ljubotschka und Katenka gegenüber nicht zu verbergen suchte, brachten mich nun nicht mehr aus meiner neuen tugendhaften Gemütsstimmung. Ich war außergewöhnlich sanft; lächelnd hörte ich ihnen mit besonderer Freundlichkeit zu, bat ehrerbietig, mir Kwaß zu reichen, und gab St. Jerôme recht, der eine Redensart, die ich bei Tische gebrauchte, verbesserte und erklärte, man sage

besser *je puis* statt *je peux*. Übrigens muß ich gestehen, daß es mir ein wenig unangenehm war, daß niemand mein sanftes Wesen beachtete.

Ljubotschka zeigte mir nach Tische ein Papier, auf dem sie alle ihre Sünden verzeichnet hatte; ich fand, daß dies sehr gut sei, aber noch besser, die Sünden in seiner Seele zu verzeichnen, und daß dies doch alles „noch nicht das Rechte“ sei.

„Weshalb denn nicht?“ fragte Ljubotschka.

„Nun, auch so ist es gut. Du würdest mich doch nicht verstehen ...“

Und ich ging in meine Stube hinauf, indem ich St. Jérôme sagte, daß ich arbeiten wolle, eigentlich aber mit der Absicht, vor der Beichte, die in einer halben Stunde stattfinden sollte, ein Verzeichnis meiner Pflichten und Beschäftigungen fürs ganze Leben zu entwerfen, auf dem Papier das Ziel meines Lebens und die Grundsätze auseinander zu setzen, von denen ich fortan nicht mehr abweichen wollte.

*

Ich nahm ein Blatt Papier und wollte vor allem meine Pflichten und Beschäftigungen im nächsten Jahre niederschreiben. Dazu mußte das Papier liniert werden, doch da ich das Lineal nicht fand, benutzte ich an seiner statt das Lateinische Wörterbuch. Abgesehen davon, daß ich, nachdem ich mit der Feder längs des Wörterbuches hingefahren war, und dieses dann aufhob, statt einer Linie eine längliche Tintenpfütze vorfand, war das Wörterbuch auch für das Papier zu kurz und die Linie hatte sich am Ende gebogen. Ich nahm ein anderes Blatt und linierte es, indem ich das Wörterbuch weiterschob. Nachdem ich meine Pflichten in drei Gattungen geteilt – Pflichten gegen mich selbst, gegen meinen Nächsten und gegen Gott – begann ich die ersteren niederzuschreiben, doch es stellte sich heraus, daß ihrer so viele waren, und so viele Arten und Unterabteilungen, daß es nötig war, zunächst die „Lebensregeln“ niederzuschreiben. Ich nahm sechs Blatt Papier, nähte sie zu einem Heft zusammen und schrieb darauf: „Lebens-Regeln“. Diese zwei Worte waren so krumm und schief geschrieben, daß ich lange darüber nachsann, ob ich sie nicht noch einmal schreiben sollte. Warum steht alles so wun-

derschön und klar vor meinem Geiste und kommt dann auf dem Papier und überhaupt im Leben so häßlich zur Erscheinung, wenn ich etwas, was ich denke, anwenden will? ...

„Der Geistliche ist angekommen, belieben Sie hinabzukommen, um die Glaubensregeln anzuhören,“ meldete Nikolai.

Ich verschloß das Heft im Tische, warf einen Blick in den Spiegel, strich die Haare nach aufwärts, was meiner Meinung nach mir ein nachdenkliches Aussehen verlieh, und ging in das Divanzimmer hinab, wo bereits auf einem mit einem Tuch bedeckten Tisch ein Heiligenbild inmitten brennender Wachskerzen stand. Papa kam gleichzeitig aus einer andern Thür. Der Geistliche, ein grauhaariger Mönch mit einem strengen Greisengesicht, erteilte Papa den Segen. Papa küßte seine nicht große, breite und dünne Hand; ich that dasselbe.

„Rufet Woldemar,“ sagte Papa. „Wo ist er? Oder nein ... er wird ja in der Universität beichten.“

„Er ist mit dem Fürsten beschäftigt,“ sagte Katenka und sah Ljubotschka an.

Ljubotschka errötete plötzlich über etwas, runzelte die Stirn und verließ das Zimmer. Ich folgte ihr. Sie stand im Speisezimmer und schrieb noch etwas mit Bleistift auf ihr Papier.

„Was? Hast Du noch eine neue Sünde begangen?“ fragte ich.

„Nein ... es ist nichts ... das war nur so ...“ erwiderte sie und errötete.

In diesem Augenblick hörte man im Vorzimmer die Stimme Dmitris, der sich von Wolodja verabschiedete.

„Da ist schon wieder die Versuchung für Dich,“ sagte Katenka, indem sie in das Zimmer trat und sich an Ljubotschka wandte.

Ich konnte nicht begreifen, was mit der Schwester vorging: sie war so verwirrt, daß ihr die Thränen in die Augen traten, doch ihre Verwirrung verwandelte sich schließlich in Ärger über sich selbst und über Katenka, welche sie sichtlich reizte.

„Da sieht man, daß Du eine Ausländerin bist (nichts vermochte Katenka mehr zu kränken als die Bezeichnung als Ausländerin, und darum gebrauchte auch Ljubotschka diesen Ausdruck) – vor einer so heiligen Handlung,“ fuhr sie in ernstem Ton fort, „suchst Du mich absichtlich zu verstimmen ... Du solltest doch einsehen ... daß dies überhaupt nur ein Scherz ist ...“

„Weißt Du, Nikolenka, was sie aufgeschrieben hat?“ sagte Katenka, die durch den Ausdruck „Ausländerin“ sich beleidigt fühlte. „Sie hat geschrieben, daß ...“

„Ich habe nicht gedacht, daß Du so schlimm bist,“ sagte Ljubotschka mit weinerlicher Stimme, indem sie sich von uns entfernte. „In einem solchen Augenblick und absichtlich einen zur Sünde zu verleiten! Ich kümmere mich nicht um Deine Gefühle und Leiden.“

*

Zerstreut durch solche und ähnliche Gedanken kehrte ich in das Divanzimmer zurück, als schon alle dort versammelt waren und der Geistliche sich anschickte, das vor der Beichte übliche Gebet zu sprechen. Doch kaum wurde inmitten des allgemeinen Schweigens die ausdrucksvolle, strenge Stimme des Mönches laut, der das Gebet las, und besonders als er die Worte sprach: Bekennet alle Euere Sünden ohne Scheu und ohne etwas zu verheimlichen oder zu beschönigen, und Euere Seele wird vor Gott geläutert werden, wenn Ihr aber etwas verheimlicht, werdet Ihr eine große Sünde begehen – da stellte sich bei mir der heilige Schauer wieder ein, den ich am Morgen beim Gedanken an die bevorstehende heilige Handlung empfunden hatte.

Zuerst ging Papa zur Beichte. Er verweilte sehr lange im Zimmer der Großmutter, und während dieser ganzen Zeit verhielten wir uns im Divanzimmer still oder besprachen flüsternd, wer zuerst hineingehen solle. Endlich vernahm man hinter der Thür wieder die Stimme des betenden Mönches und Papas Schritte. Die Thür knarrte in den Angeln und er kam heraus, hustete seiner Gewohnheit nach, zuckte mit den Achseln und sah keinen von uns an.

„Nun, geh' Du jetzt hinein, Ljuba, und sieh zu, daß Du alles sagst. Du bist ja vor mir eine große Sünderin,“ sagte Papa heiter und zwickte sie in die Wange.

Ljubotschka wurde abwechselnd blaß und rot, zog ihr Zettelchen aus der Schürze, steckte es wieder ein, und mit gesenktem Kopf, gleich als ob sie von oben her einen Schlag erwartete, ging sie durch die Thür. Sie verweilte dort nicht lange, aber als sie herauskam, schluchzte sie so, daß ihr ganzer Oberkörper bebte.

Nach der hübschen Katenka, welche lächelnd aus der Thür kam, war endlich ich an der Reihe. Ich trat mit derselben stumpfen Furcht und mit dem Wunsche, sie immer noch mehr in mir zu steigern, in das halberleuchtete Zimmer. Der Geistliche stand vor dem Lesepult und wandte mir langsam das Gesicht zu.

Ich blieb nicht länger als fünf Minuten im Zimmer der Großmutter, aber ich kam beseeligt und nach meiner damaligen Überzeugung vollkommen rein und sittlich neugeboren und als ein anderer Mensch heraus. Obwohl mich die ganzen alten Lebensverhältnisse, die Zimmer, die Möbel, meine eigene Gestalt (ich hätte es am liebsten gesehen, wenn sich mein Äußeres ebenso verändert hätte, wie ich mich innerlich verändert zu haben glaubte) unangenehm berührten, blieb ich doch in dieser seligen Gemütsstimmung, bis ich zu Bette ging.

Ich war bereits dem Einschlafen nahe und ließ noch alle Sünden, von denen ich mich gereinigt hatte, an meinem Geiste vorüberziehen, als ich mich plötzlich einer schändlichen Sünde erinnerte, die ich in der Beichte verschwiegen hatte. Ich erinnerte mich der Worte des Gebetes vor der Beichte und sie klangen mir unaufhörlich in den Ohren. Meine ganze Seelenruhe war mit einem Mal dahin. „Wenn Ihr aber etwas verheimlicht, werdet Ihr eine große Sünde begehen“ ... hörte ich unaufhörlich, und ich sah mich als so schrecklichen Sünder, daß es für mich keine entsprechende Strafe gab. Lange wälzte ich mich von einer Seite auf die andere, sann über meine Lage nach und erwartete von Minute zu Minute Gottes Strafe und sogar einen plötzlichen Tod – ein Gedanke, der mich in unbeschreibliches Entsetzen versetzte. Doch plötzlich kam mir ein glücklicher Gedanke: beim ersten Tagesgrauen ins Kloster zu dem Geistlichen zu gehen oder zu fahren und aufs neue zu beichten – und ich beruhigte mich.

*

Ich erwachte in dieser Nacht mehrmals, da ich fürchtete, zu verschlafen, und um sechs Uhr war ich schon auf den Beinen. Durch die Fenster drang nur mattes Dämmerlicht. Ich zog Kleider und Stiefel an, die zerknittert und ungeputzt neben dem Bette lagen, weil sie Nikolai noch nicht hinausgenommen hatte, und ohne gebetet, ohne

mich gewaschen zu haben, ging ich zum ersten Mal in meinem Leben allein auf die Straße.

In unserem Gäßchen war noch keine Droschke zu erblicken, auf die ich gerechnet hatte, um rascher hin und zurück zu kommen. Nachdem ich etwa tausend Schritte gegangen war, begegnete ich Männern und Frauen, die mit Körben auf den Markt gingen, und Eimerwagen, die um Wasser fuhren; eine Kuchenbäckerei wurde geöffnet, und beim Arbatschen Thore traf ich einen Droschkenkutscher, ein altes Männchen, das schlaftrunken hin und herwankend auf seiner abgenutzten und mit Flickern bedeckten Droschke saß. Es war wohl eine Folge seines schlaftrunkenen Zustandes, daß er von mir bis zum Kloster und zurück nur 20 Kopeken verlangte, doch dann besann er sich plötzlich, und eben als ich einsteigen wollte, versetzte er seinem Pferdchen einen Schlag mit dem Ende der Zügel und fuhr weiter. „Ich muß das Pferd füttern! Es ist nicht möglich, Herr!“ brummte er.

Mit Mühe überredete ich ihn, zu halten, und bot ihm vierzig Kopeken. Er hielt das Pferd an, musterte mich aufmerksam und sagte: „Steig' ein, Herr!“

Die Sonne stand schon hoch genug und vergoldete hell die Kuppeln der Kirchen, als wir beim Kloster vorfuhren. Im Klostergarten fragte ich den ersten, den ich traf, nach dem Geistlichen.

„Dort ist seine Zelle,“ sagte der vorübergehende Mönch, indem er einen Augenblick stehen blieb und auf ein kleines Häuschen mit einer Freitreppe wies.

„Ich danke ergebenst,“ sagte ich ...

Doch was mochten die Mönche von mir denken, die nun einer hinter dem andern aus der Kirche kamen und mich alle ansahen? Ich war weder erwachsen, noch ein Kind; mein Gesicht war nicht gewaschen, die Haare nicht gekämmt, die Kleider staubig, die Stiefel nicht gewichst und voll Kot. Zu welcher Gattung Menschen mochten sie mich in Gedanken zählen, als sie mich ansahen? Und sie sahen mich aufmerksam an.

Ein Greis in schwarzem Gewande, mit dichten grauen Augenbrauen kam mir auf dem schmalen Weg entgegen, der zu den Zellen führte, und fragte mich, was ich wünsche. Einen Augenblick wollte ich sagen: „nichts“, zur Droschke zurücklaufen und nach Hause fahren, doch das Gesicht des Alten flößte mir trotz der empor gezoge-

nen Augenbrauen Vertrauen ein. Ich sagte, daß ich den Geistlichen sprechen wolle, und nannte seinen Namen.

„Kommen Sie, mein Herrchen, ich werde Sie zu ihm führen,“ sagte er, kehrte um, und da er offenbar plötzlich meine Lage erriet, fügte er hinzu: „Batjuschka ist bei der Frühmesse; er wird bald kommen.“

Er öffnete eine Thür, und durch einen reinlichen Flur und ein Vorzimmer führte er mich auf einem saubern leinenen Fußsteppich in die Zelle.

„Warten Sie hier,“ sagte er mit gutmütigem, beruhigendem Ausdruck und ging hinaus.

Das Stübchen, in dem ich mich befand, war nicht sehr groß, aber außerordentlich sorgsam in Ordnung gehalten. Die ganze Einrichtung bestand aus einem mit Wachstuch bedeckten Tisch zwischen zwei kleinen, zweiflügeligen Fenstern, auf denen zwei Töpfe Geranien standen, einem Gestell mit Heiligenbildern und einem vor ihnen hängenden Lämpchen, einem Lehnstuhl und zwei Stühlen. In einer Ecke hing eine Wanduhr mit bemaltem Zifferblatt und an Schnüren hängenden kupfernen Gewichten; an einer Scheidewand, die durch hölzerne, übertünchte Stäbe mit der Decke verbunden war (und hinter der wahrscheinlich das Bett stand), hingen an Nägeln zwei Mönchsröcke. Durch die Fenster sah man eine weiße Wand, die sich in einer Entfernung von etwa zwei Arschin vor ihnen erhob. Zwischen ihnen und der Wand befand sich ein kleines Fliebergerbüsch. Kein Laut drang von außen in die Stube, so daß in dieser Stille das gleichmäßige Ticktack des Pendels wie ein lautes Geräusch erschien.

„Monate vergehen, Jahre vergehen,“ dachte ich, „er ist stets allein, stets zufrieden, fühlt stets, daß sein Gewissen rein ist und sein Gebet von Gott erhört wird.“ Fast eine halbe Stunde saß ich auf dem Stuhl, wagte mich nicht zu rühren, kaum laut zu atmen, um die Harmonie der Töne nicht zu stören, die so ausdrucksvoll war. Und der Pendel ließ beständig sein Ticktack erschallen, nach rechts lauter, nach links leiser.

*

Die Schritte des Geistlichen entrissen mich meinen Träumen.

„Guten Tag!“ sagte er, indem er mit der Hand sein graues Haar glatt strich. „Was wünschen Sie?“

Ich bat um seinen Segen und küßte mit besonderem Wohlbehagen die gelbliche kleine Hand. Nachdem ich ihm meine Bitte vorgebracht, trat er, ohne ein Wort zu sagen, vor die Heiligenbilder und begann die Beichte.

Als die Beichte beendet war und ich, meine Scham überwindend, alles gesagt hatte, was ich auf dem Herzen hatte, legte er mir die Hände aufs Haupt und sagte mit seiner klangvollen, ruhigen Stimme:

„Möge, mein Sohn, der Segen des himmlischen Vaters auf Dir ruhen und möge er Dir stets den Glauben, die Sanftmut und Demut bewahren! Amen!“

Ich war vollkommen glücklich; Thränen des Glücks erstickten mich fast, ich küßte eine Falte des Tuchgewandes des Geistlichen und erhob den Kopf. Das Gesicht des Mönches war sanft und gelassen. Ich fühlte, daß mein Wohlbehagen eine Folge der Zerknirschung war, und um diese nicht durch irgend etwas zu stören, verabschiedete ich mich rasch von dem Geistlichen, und ohne seitwärts zu blicken, um meine Gedanken nicht ablenken zu lassen, ging ich vor die Klostermauer und stieg wieder in die Droschke.

Während des ganzen Weges bewahrte ich trotz der Menschenmenge, die sich im hellen Sonnenglanz überall in den Straßen herumtrieb, wenn auch nicht das Gefühl der Zerknirschung und Gottesfurcht, so doch eine gewisse Zufriedenheit mit dem, was ich erfahren hatte, aber wie ich zu Hause ankam, schwand das Gefühl vollständig. Ich hatte keine vierzig Kopeken, um den Droschenkutscher zu bezahlen. Der Haushofmeister Gawrilow, dem ich schon Geld schuldete, wollte mir nichts mehr borgen. Als der Droschenkutscher sah, daß ich zweimal über den Hof lief, um Geld zu erlangen, erriet er wohl, weshalb ich da herumlaufe, stieg ab und begann, trotzdem er mir so gutmütig erschienen war, laut von den Schwindlern zu sprechen, die kein Fahrgeld bezahlen, womit er sichtlich auf mich anspielte.

Im Hause schlief noch alles, so daß außer der Dienerschaft niemand da war, von dem ich vierzig Kopeken borgen konnte. Endlich bezahlte Wassili den Kutscher, nachdem ich ihm mein Ehrenwort

gegeben, mein Ehrenwort, dem er (ich merkte es an seinem Gesicht) durchaus nicht traute, doch er that es aus Liebe zu mir und weil er eines Dienstes sich erinnerte, den ich ihm erwiesen.

So war die ganze andächtige Stimmung wie Rauch verfliegen. Als ich mich zum Kirchenbesuch anzukleiden begann, um zugleich mit den andern zum Abendmahl zu gehen, und es sich herausstellte, daß mein Anzug nicht umgenäht war und ich ihn nicht anziehen konnte, beging ich schauderhaft viele Sünden. Nachdem ich einen andern Anzug angelegt, ging ich zum Abendmahl, in einem seltsamen Zustand, in dem die Gedanken wirr einander jagten, und mit völligem Mißtrauen zu meinen schönen Vorsätzen.

*

Am Donnerstag nach der Charwoche reisten Papa, die Schwester und Mimi mit Katenka nach dem Dorfe ab, so daß in dem ganzen großen Hause der Großmutter nur Wolodja, ich und St. Jerôme zurückblieben.

Am 16. April betrat ich zum ersten Mal unter der Obhut St. Jerômes den großen Universitätssaal. Wir waren in unserem ziemlich eleganten Phaeton angefahren gekommen. Ich trug zum ersten Mal in meinem Leben einen Frack, und mein ganzer Anzug, selbst die Wäsche bis auf die Strümpfe, war neu und hochfein. Als der Schweizer mir im Erdgeschoß den Mantel abnahm und ich in aller Schönheit meines Anzugs vor ihm stand, da fühlte ich mich ein wenig unbehaglich, daß ich eine so glänzende Erscheinung war. Doch kaum war ich in den hellen, parquettierten Saal getreten, der voll Menschen war, und kaum hatte ich die hunderte junger Leute in Gymnasiasten-Uniformen und Fräcken, von denen mich einige gleichgiltig ansahen, und am fernen Ende des Saales die ehrwürdigen Professoren erblickt, die theils um die Tische auf und ab gingen, theils in großen Lehnstühlen saßen, als ich auch schon entzaubert und meine Hoffnung, die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, geschwunden war, und mein Gesichtsausdruck, in dem sich noch zu Hause und im Vorsaal Bedauern darüber ausgeprägt hatte, daß ich so vornehm und stattlich aussah, wich der größten Schüchternheit und einiger Verzagtheit. Ich verfiel nun in das andere Extrem und freute mich sehr, als ich auf einer nahen Bank einen sehr

schlecht und unsauber gekleideten Herrn erblickte, der noch nicht alt war, aber fast graues Haar hatte und abgesondert von den anderen auf der hintersten Bank saß. Ich setzte mich sofort zu ihm und begann die Prüfungskommission zu mustern und meine Betrachtungen über dieselbe anzustellen.

Endlich begann man die Namen aufzurufen. Die Gymnasiasten traten kühn vor, antworteten meist gut und kehrten fröhlich zurück; die Nichtgymnasiasten waren viel schüchterner und antworteten auch, wie es schien, schlechter. Als der Name Sfemjonow aufgerufen wurde, da stieg mein Nachbar mit dem grauen Haar und den funkelnden Augen über meine Füße hinweg, wobei er mich brutal stieß, und ging auf den Tisch zu. Wie man an den Mienen der Professoren wahrnahm, antwortete er vortrefflich und ohne Scheu. Auf seinen Platz zurückgekehrt, nahm er, ohne sich darum zu kümmern, welche Censur er erhalten hatte, seine Hefte und ging hinaus. Ich war schon mehrmals beim Klang der Stimme, welche die Namen aufrief, zusammengezuckt, doch nach dem alphabetischen Verzeichnis war ich noch nicht an der Reihe, obwohl man schon Namen aufrief, die mit K angingen. „Ikonin und Tenjew!“ rief plötzlich jemand vom Professorentische her. Ein Schauer überlief mich.

„Wen hat man gerufen? Wer ist Wartenjew?“ frug man rings um mich.

„Ikonin, geh' doch, Dich ruft man! Aber wer ist denn Wartenjew oder Mordenjew? Ich weiß es nicht, er mag sich melden,“ sprach ein großer, rotwangiger Gymnasiast, der hinter mir stand.

„Sie sind an der Reihe,“ sagte St. Jérôme.

„Ich heiße Irtenjew,“ sagte ich zu dem rotwangigen Gymnasiasten. „Hat man etwa Irtenjew gerufen?“

„Nun ja. Weshalb gehen Sie denn nicht? ... Seht doch den Stutzer!“ fügte er nicht laut, doch so hinzu, daß ich die Worte hörte, als ich aus der Bank ging.

Vor mir ging Ikonin, ein großer junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er trug einen olivenfarbigen engen Frack, ein Halstuch von blauem Atlas, auf welches nach hinten langes blondes Haar herabfiel, das sorgfältig *à la mushik* gekämmt war. Sein Äußeres war mir schon in der Bank aufgefallen. Er war keine üble Erscheinung und gesprächig; mir fiel an ihm besonders das hellgelbe Haar auf, und mehr noch die seltsame Angewohnheit, jeden Au-

genblick die Weste aufzuknöpfen und die Brust unter dem Hemde zu kratzen.

Drei Professoren saßen an dem Tische, an den ich zugleich mit Ikonin trat; nicht einer derselben erwiderte unsere Verneigung. Ein junger Professor mischte wie ein Spiel Karten die Blätter, auf welche die Fragen geschrieben waren, ein anderer Professor mit einem Ordensstern am Frack sah einen Gymnasiasten an, der sehr schnell etwas von Karl dem Großen erzählte und fast bei jedem Worte den Ausdruck „endlich“ hinzufügte, und ein dritter Professor, ein alter Herr mit einer Brille, senkte den Kopf, sah uns über die Brille hinweg an und wies auf die Fragezettel. Ich fühlte, daß sein Blick auf uns beide zugleich gerichtet war und daß ihm etwas an uns mißfiel (vielleicht Ikonins gelbe Haare), da er, wie er uns ansah, eine ungeduldige Kopfbewegung machte, um uns zu veranlassen, rascher eine Frage zu ziehen. Ich war ärgerlich und fühlte mich gekränkt, einmal, weil niemand meine Verneigung erwidert hatte, zweitens weil man mich offenbar mit Ikonin unter dem Begriff „Prüfungskandidat“ zusammenfaßte und wegen der gelben Haare Ikonins gegen mich eingenommen war. Ich zog ohne Scheu eine Frage und wollte sie sofort beantworten, doch der Professor wies mit den Augen auf Ikonin. Ich las meine Frage durch, sie war mir bekannt, und ruhig abwartend bis ich an die Reihe käme, beobachtete ich, was vor mir vorging. Ikonin war durchaus nicht schüchtern, sondern voll Zuversicht vorgetreten, um eine Frage zu ziehen, schüttelte dann sein Haar zurück und las gewandt vor, was auf dem Zettel stand. Er öffnete den Mund, wie mir schien, um die Beantwortung zu beginnen, als der Professor mit dem Ordensstern, der den Gymnasiasten mit einer Belobung entlassen hatte, ihn ansah. Ikonin schien sich plötzlich zu besinnen und hielt inne. Das allgemeine Schweigen dauerte zwei Minuten.

„Nun?“ sagte der Professor mit der Brille.

Ikonin öffnete den Mund und blieb wieder stumm.

„Sie sind ja nicht allein da. Wollen Sie antworten oder nicht?“ sagte der junge Professor, aber Ikonin sah ihn gar nicht an. Er blickte unverwandt auf seinen Zettel und sprach kein Wort. Der Professor mit der Brille sah ihn an, durch die Brille und über die Brille hinweg, und schließlich ohne Brille, da er sie abgenommen hatte, ihre Gläser sorgfältig reinigte und sie dann wieder aufsetzte. Ikonin sprach kein

Wort. Plötzlich zuckte ein Lächeln über sein Gesicht, er schüttelte die Haare, legte den Zettel auf den Tisch, sah der Reihe nach alle Professoren und dann mich an, kehrte sich um und ging herzlich, mit den Händen fuchtelnd, zu den Bänken zurück. Die Professoren wechselten einen Blick.

„Ein nettes Früchtchen!“ sagte der junge Professor. „Er studiert auf eigene Kosten.“

Ich trat näher an den Tisch heran, doch die Professoren sprachen noch immer flüsternd mit einander, als ob keiner von ihnen meine Anwesenheit ahnte. Ich war damals fest überzeugt, daß alle drei Professoren außerordentlich die Frage interessierte, ob ich die Prüfung bestehen und ob ich sie gut bestehen werde, daß sie sich, bloß um sich ein Ansehen zu verleihen, so stellten, als ob ihnen dies vollkommen gleichgiltig wäre und sie mich gar nicht bemerken.

Als der Professor mit der Brille sich gleichgiltig zu mir wandte und mich aufforderte, meine Frage zu beantworten, da schämte ich mich, als ich ihm in die Augen sah, ein wenig an seiner statt, weil er sich so vor mir verstellte, und ich stotterte bei Beginn meiner Antwort ein wenig, doch dann ging es immer leichter, und da ich eine Frage aus der russischen Geschichte erhalten hatte, die ich vortrefflich kannte, führte ich die Aufgabe glänzend durch, und um die Professoren fühlen zu lassen, daß ich nicht Ikonin sei und man mich mit ihm nicht verwechseln dürfe, verstieg ich mich so weit, mich zu er bieten, noch eine zweite Frage zu ziehen, doch der Professor nickte mit dem Kopf, sagte: „Es ist gut!“ und trug etwas in sein Buch ein. In die Bank zurückgekehrt, erfuhr ich sofort von den Gymnasiasten, die Gott weiß woher alles erfuhren, daß ich eine fünf erhalten hatte.

*

Als ich am 8. Mai von der letzten Prüfung, aus der Religion, heimkam, fand ich zu Hause einen mir bekannten Gesellen Kosanows, der mir schon früher Uniform und Überrock zur Anprobe gebracht hatte und jetzt den fertigen Anzug mit den funkelnden, mit Papier umwickelten goldenen Knöpfen brachte.

Nachdem ich mich angekleidet und den Anzug sehr schön gefunden, trotzdem St. Jérôme versicherte, daß der Überzieher auf

dem Rücken Falten werfe, ging ich mit einem selbstgefälligen Lächeln, das sich unwillkürlich über mein Gesicht verbreitete, hinab und begab mich zu Wolodja, indem ich mich stellte, als bemerke ich die Blicke der Hausleute nicht, die vom Vorzimmer und vom Korridor neugierig auf mich gerichtet waren. Im Saal holte mich der Haushofmeister Gawrilo ein, gratulierte mir zur bestandenen Prüfung, übergab mir im Auftrage Papas hundert Rubel und sagte, daß, gleichfalls auf Anordnung Papas, vom heutigen Tage an der Kut-scher Kusma, die kleine Droschke und der Braun Krassawitsch zu meiner vollen Verfügung ständen. Ich war über dieses unerwartete Glück so erfreut, daß ich nicht im stande war, vor Gawrilo mich gleichgültig zu stellen. Einen Augenblick war ich ganz verwirrt, mir stockte der Atem, und das Erste, was ich hervorbrachte, war scheint mir die Bemerkung: „Krassawitsch ist ein vorzüglicher Traber.“ Als ich die Köpfe erblickte, die durch die Thüren des Vorzimmers und des Korridors guckten, vermochte ich mich nicht mehr zu halten und lief in meinem neuen Überzieher mit den funkelnden goldenen Knöpfen im Trabb durch den Saal. Als ich bei Wolodja eintrat, hörte ich hinter mir die Stimmen Dubkows und Nechljudows, die kamen, um mir zu gratulieren und mir vorzuschlagen, irgendwo zu Mittag zu speisen und zu Ehren meines Eintritts in die Universität Sekt zu trinken. Dmitri erklärte mir, obzwar er den Sekt nicht liebe, werde er doch mit uns fahren, um mit mir Bruderschaft zu trinken. Dubkow meinte, ich sehe im allgemeinen einem Oberst ähnlich; Wolodja gratulierte mir nicht und bemerkte nur in dünnen Worten, daß wir nun übermorgen nach dem Dorfe fahren könnten. Obwohl er sich über meinen Eintritt in die Universität freute, so war es ihm doch etwas unangenehm, daß ich nun ebenfalls erwachsen war, so wie er. St. Jérôme, der auch zu uns kam, erklärte in schwülstiger Rede, daß nun seine Aufgabe erfüllt sei, daß er nicht wisse, ob er sie gut oder schlecht gelöst, daß er aber alles gethan habe, was in seinen Kräften stand, und daß er morgen zu seinem Grafen übersiedele. Ich fühlte, wie sich als Erwiderung auf alles, was man zu mir sprach, wider meinen Willen ein süßes, glückliches, etwas dumm-selbstgefälliges Lächeln über mein Gesicht verbreitete, und bemerkte, daß sich dieses Lächeln allen mittheilte, die mit mir sprachen.

So habe ich denn nun keinen Gouverneur mehr, habe meine eigene Droschke, mein Name ist in das Verzeichnis der Studenten

eingetragen, ich habe meinen Degen mit Portepee, mitunter wird ein Polizeiwächter vor mir salutieren ... ich bin erwachsen, und mir scheint, daß ich glücklich bin ...

Wir beschlossen um fünf Uhr bei Yard zu Mittag zu speisen, doch da Wolodja zu Dubkow fuhr und Dmitri seiner Gewohnheit gemäß gleichfalls irgendwohin verschwand, indem er vorgab, vor Tische noch beschäftigt zu sein, konnte ich die zwei Stunden nach Belieben benutzen. Ziemlich lang schritt ich durch alle Zimmer und blickte in alle Spiegel, knöpfte den Rock bald zu, bald auf, bald knöpfte ich nur den obersten Knopf zu, und alles erschien mir vorzüglich. So sehr ich mich schämte, allzu große Freude zu zeigen, so konnte ich mich doch nicht halten, ging in den Stall und in die Remise, besichtigte Krassawitsch, Kusma und die Droschke, ging dann wieder hinauf und begann durch die Zimmer zu wandern, wobei ich in die Spiegel blickte und das Geld in der Tasche zählte und beständig selig lächelte. Es war jedoch noch keine Stunde vergangen, als ich einige Langeweile oder Bedauern darüber empfand, daß mich niemand in dieser glänzenden Lage sehe, und es regte sich in mir das Verlangen nach Bewegung und Thätigkeit. Infolgedessen befahl ich die Droschke anzuspannen und entschied mich dahin, daß es das beste sei, auf die Schmiedebrücke¹ zu fahren und Einkäufe zu machen.

Ich erinnerte mich, daß Wolodja bei seinem Eintritt in die Universität sich eine lithographische Nachbildung von Emil Adam gemalter Pferde, Tabak und eine Pfeife gekauft hatte, und es erschien mir unumgänglich, dasselbe zu thun.

Von allen Seiten waren die Blicke der Fußgänger auf mich gerichtet und in den Sonnenstrahlen funkelten hell meine Rockknöpfe, als ich auf der Schmiedebrücke ankam und beim Magazin Daziaros halten ließ. Mich nach allen Seiten umsehend, trat ich in dasselbe. Ich wollte keine Pferde von Emil Adam kaufen, damit man mir nicht Nachäfferei Wolodjas vorwerfen könne, und da ich aus Scham ob der Störung, die ich dem dienstfertigen Ladendiener verursachte, so schnell als möglich eine Auswahl zu treffen suchte, nahm ich einen

¹ Die Schmiedebrücke, *Kusnezkiĭ most*, ist die eleganteste Straße Moskaus. Sie befindet sich an der Stelle des trocken gelegten Flußbettes der *Neglinnaja* und hat ihren Namen von einer Schmiede, die einst an der über das Flößchen führenden Brücke stand.

im Schaufenster stehenden, in Gouache gemalten Frauenkopf und bezahlte dafür zwanzig Rubel. Nachdem ich in dem Laden zwanzig Rubel bezahlt hatte, schämte ich mich doch noch, daß ich zwei fein gekleidete Ladendiener mit solchen Kleinigkeiten belästigt hatte, und sie schienen mich auch ziemlich nichtachtend zu betrachten. Um sie fühlen zu lassen, wen sie vor sich hatten, richtete ich mein Augenmerk auf einen silbernen Gegenstand, der unter Glas ausgestellt war, und nachdem ich erfahren, daß es ein *porte-crayon* war, der achtzehn Rubel kostete, bat ich, ihn in Papier zu wickeln, und nachdem ich das Geld bezahlt und noch erfahren, daß man gute Tschibuks und Tabak in einem Tabakladen auf derselben Seite finden könne, verneigte ich mich ehrfurchtsvoll vor den beiden Ladendienern und trat mit dem Bilde unter dem Arm auf die Straße. Im angrenzenden Laden, auf dessen Aushängeschild ein Ungar abgebildet war, der eine Zigarre rauchte, kaufte ich, um wiederum niemandem nachzuahmen, türkischen Tabak und zwei Tschibuks. Von der Schmiedebrücke fuhr ich zu einer Konditorei auf der Twerskaja, und obzwar ich mir den Anschein zu geben suchte, daß mich in der Konditorei am meisten die Zeitungen interessierten, konnte ich mich doch nicht enthalten, einen Kuchen nach dem andern zu essen. Obwohl ich mich vor dem Herrn schämte, der hinter einer Zeitung mich neugierig betrachtete, aß ich ungemein schnell acht Kuchen von allen Sorten, die in der Konditorei vorhanden waren. Als ich nach Hause kam, fühlte ich einiges Sodbrennen, doch ohne dies zu beachten, begann ich meine Einkäufe zu betrachten, von denen mir das Bild jetzt so mißfiel, daß ich es nicht bloß nicht in einen Rahmen steckte und in meinem Zimmer aufhing, wie Wolodja gethan hatte, sondern es sorgfältig hinter der Kommode versteckte, wo niemand es sehen konnte. Der *porte-crayon* gefiel mir zu Hause gleichfalls nicht; ich legte ihn in das Schubfach und tröstete mich mit dem Gedanken, daß es ein silberner Gegenstand sei, ein Wertgegenstand und einem Studenten sehr nützlich. Die Rauchvorrichtungen beschloß ich aber sofort in Wirksamkeit zu setzen und zu versuchen.

Ich entsiegelte das Viertelpfundpaket, stopfte den Pfeifenkopf mit dem rötlichgelben, feingeschnittenen Sultantabak, legte einen brennenden Zündschwamm darauf, und indem ich den Tschibuk zwischen den Mittel- und den Ringfinger nahm (eine mir besonders gefallende Handstellung), begann ich den Rauch einzuziehen. Der

Tabak roch sehr angenehm, aber ich fühlte ein Brennen im Munde und der Atem verging mir. Ich nahm jedoch allen Mut zusammen, sog ziemlich lang den Rauch ein und versuchte Ringe zu bilden. Bald füllte sich das Zimmer mit bläulichen Rauchwolken, im Pfeifenkopf begann es zu rasseln, der brennende Tabak hüpfte in die Höhe, ich fühlte einen bitteren Geschmack im Munde und einen leichten Schwindel. Schon wollte ich aufhören und mich nur noch mit der Pfeife im Spiegel besehen, als ich zu meinem Erstaunen zu schwanken begann; das Zimmer drehte sich mit mir, und als ich in den Spiegel blickte, zu dem ich mich mit Mühe geschleppt hatte, sah ich, daß mein Gesicht leichenblaß war. Kaum hatte ich mich auf den Divan niedergelassen, so fühlte ich solche Übelkeit und Schwäche, daß ich mir einbildete, die Pfeife werde mein Tod sein, und daß ich zu sterben meinte. Ich erschrak ernstlich und wollte schon Leute zur Hilfe herbeirufen und den Doktor holen lassen. Doch diese Angst währte nicht lange. Ich begriff bald, was vorging, und mit schrecklichem Kopfschmerz und ganz entkräftet lag ich lange auf dem Divan, betrachtete völlig gedankenlos die Fabriksmarke Bostangios, die auf dem Paket angebracht war, die auf dem Boden liegende Pfeife, die Überreste der Konditorkuchen, und dachte traurig und völlig entzaubert: „Ich bin gewiß noch kein Erwachsener, wenn ich nicht rauchen kann wie die anderen, und es ist mir offenbar nicht wie den anderen beschieden, den Tschibuk zwischen dem Mittel- und dem Ringfinger zu halten, den Rauch einzuziehen und ihn durch den blonden Schnurrbart auszustoßen.“

Dmitri, der mich um fünf Uhr abholen kam, fand mich in dieser unangenehmen Lage. Nachdem ich ein Glas Wasser getrunken, erholte ich mich übrigens und war bereit, ihm zu folgen.

„Was fällt Ihnen ein, zu rauchen?“ sagte er, als er die Folgen meines Rauchens sah. „Das sind alles Dummheiten und unnütze Geldverschwendung. Ich habe mir gelobt, nicht zu rauchen ... Doch lassen Sie uns schnell aufbrechen, wir müssen noch Dubkow abholen.“

*

Wir kamen bei Dubkow an, ohne unterwegs ein Wort gesprochen zu haben. Dubkows Wohnung war außergewöhnlich schön oder erschien mir so. Überall waren Teppiche, Gemälde, Vorhänge, bunte

Tapeten, Porträts, geschweifte Lehnstühle, Voltairestühle, an den Wänden hingen Waffen, Pistolen, Tabaksbeutel und Tierköpfe aus Papier-maché. Beim Anblick dieses Zimmers wurde mir klar, wen Wolodja bei der Ausschmückung seines Zimmers nachahmte.

Wir fanden Dubkow und Wolodja beim Kartenspiel. Ein mir unbekannter Herr saß am Tische und verfolgte das Spiel mit sehr großer Aufmerksamkeit. Dubkow selbst war mit einem seidenen Schlafrock und weichen Pantoffeln bekleidet. Wolodja saß ihm gegenüber ohne Überrock auf dem Divan, und nach seinem geröteten Gesicht und dem unzufriedenen, flüchtigen Blick zu urteilen, den er, eine Sekunde sich von den Karten abwendend, uns zuwarf, war er durch das Spiel sehr in Anspruch genommen. Als er mich erblickte, wurde er noch röter.

„Nun, Du hast zu geben,“ sagte er zu Dubkow.

Ich begriff, daß es ihm unangenehm war, daß ich entdeckt hatte, er spiele Karten, doch seine Mienen verrieten keine Verwirrung, sondern schienen vielmehr zu sagen: „Ja, ich spiele, und Du staunst bloß deshalb darüber, weil Du noch jung bist. Das ist nicht nur nicht schlecht, sondern in meinem Alter sogar notwendig.“

Ich fühlte und begriff dies sofort. Dubkow begann übrigens nicht Karten zu geben, sondern stand auf, drückte uns die Hände, nötigte uns zum sitzen und bot uns Pfeifen an, die wir ablehnten.

Ich achtete Dubkow, so wie nur ein sechzehnjähriger Junge einen siebenundzwanzigjährigen Adjutanten achten kann, von dem alle Erwachsenen sagen, daß er ein sehr ordentlicher junger Mann ist, der vortrefflich tanzt, französisch spricht, und der innerlich meine Jugend gering schätzt, sich aber sichtlich bemüht, dies zu verbergen. Trotz all meiner Achtung fiel es mir, Gott weiß warum, während der ganzen Dauer unseres Verkehrs mit ihm schwer, ihm in die Augen zu sehen. Später bemerkte ich, daß es mir bei drei Gattungen Menschen schwer fällt, ihnen in die Augen zu sehen: solchen, die viel schlechter sind als [ich] – solchen, die viel besser sind als ich und solchen, denen gegenüber man sich nicht entschließen kann, über eine Sache zu sprechen, die doch beiden bekannt ist. Dubkow war vielleicht besser, vielleicht auch schlechter als ich, doch es war eine Tatsache, daß er sehr oft log, ohne es eingestehen zu wollen, daß ich diese Schwäche entdeckt hatte und selbstverständlich mich nicht entschließen konnte, mit ihm darüber zu sprechen.

„Spielen wir noch eine Partie!“ sagte Wolodja, indem er wie Papa mit den Achseln zuckte und die Karten mischte.

„Das paßt sich jetzt nicht,“ sagte Dubkow. „Später machen wir noch ein Spiel. Aber übrigens ... eine Partie wollen wir noch spielen ... gieb!“

Während sie spielten, betrachtete ich ihre Hände. Wolodja hatte große, hübsche Hände; der Daumen und die Krümmung der anderen Finger glichen, wie er die Karten hielt, so sehr der Hand Papas, daß es mir einen Augenblick schien, als halte Wolodja absichtlich die Hände so, um einem Erwachsenen ähnlich zu sein, doch als ich ihm ins Gesicht sah, erkannte ich sofort, daß er an nichts anderes denke als an das Spiel.

Dubkow dagegen hatte kleine, volle Hände, sehr gewandt und mit weichen Fingern; es war die Sorte Hände, an denen sich Ringe zu befinden pflegen und welche Leuten gehören, die zu Arbeiten mit der Hand geneigt sind und gern hübsche Sachen besitzen.

Wolodja mußte verloren haben, denn der Herr, der ihm in die Karten sah, bemerkte, daß Wladimir Petrowitsch entsetzliches Unglück habe, und Dubkow zog seine Brieftasche hervor, schrieb etwas ein, zeigte dann Wolodja das Geschriebene und sagte: „Ist es richtig?“

„Ja,“ sagte Wolodja mit einem affektiert zerstreuten Blick in das Notizbuch. „Nun wollen wir fahren!“

Dubkow fuhr in Wolodjas Wagen, mich nahm Dmitri in seinen Phaeton.

„Was spielten sie da?“ fragte ich Dmitri.

„Piquet. Ein dummes Spiel ... und das Spielen ist überhaupt etwas Dummes.“

„Und spielen sie um hohen Einsatz?“

„Nicht hoch, doch es ist nicht gut.“

„Und Sie spielen nicht?“

„Nein, ich habe mein Wort gegeben, nicht zu spielen. Aber Dubkow muß nun einmal irgend jemandem Geld abgewinnen.“

„Das ist ja nicht schön von ihm,“ sagte ich. „Wolodja spielt wohl schlechter als er?“

„Selbstverständlich nicht gut, doch etwas Schlechtes ist nicht dabei. Dubkow liebt das Spiel und versteht zu spielen, aber er ist immerhin ein vortrefflicher Mensch.“

„Ich dachte auch durchaus nicht ...“ sagte ich.

„Man kann auch von ihm nichts Schlechtes denken, weil er wirklich ein prächtiger Mensch ist. Und ich liebe ihn sehr und werde ihn immer lieben, trotz seiner Schwächen.“

Es schien mir, daß Dmitri namentlich darum, weil er gar zu eifrig für Dubkow eintrat, diesen nicht mehr liebte und schätzte, es aber aus Eigensinn und damit ihn niemand der Unbeständigkeit beschuldigen könne, nicht zugestehen wollte. Er war einer der Menschen, welche Freunde das ganze Leben lang lieben, nicht so sehr darum, weil diese Freunde ihnen stets lieb bleiben, als darum, weil sie, wenn sie einmal selbst unter irrtümlichen Voraussetzungen ihre Neigung einem Menschen zugewendet haben, es für unehrenhaft halten, das Verhältnis zu lösen.

*

Dubkow und Wolodja kannten bei Yard alle Leute dem Namen nach, und vom Schweizer bis zum Wirt kamen ihnen alle mit größter Hochachtung entgegen. Man wies uns sofort ein besonderes Zimmer an und trug uns sofort ein wunderbares Diner auf, das Dubkow nach der französischen Speisekarte zusammengestellt hatte. Eine Flasche Sekt in Eis, die ich mit möglichst gleichgiltigen Blicken zu betrachten mich bemühte, stand schon bereit. Das Mittagessen verlief sehr angenehm und fröhlich, trotzdem Dubkow seiner Gewohnheit gemäß die sonderbarsten Dinge erzählte, gleich als ob sie auf Wahrheit beruhten – unter anderem, daß seine Großmutter drei Räuber, die sie überfallen hatten, mit einem Musqueton erschöß (wobei ich errötete, die Augen niederschlug und mich von ihm abwandte) – und trotzdem Wolodja jedesmal, wenn ich zu sprechen begann, ganz verlegen wurde (was vollkommen überflüssig war, weil ich, soweit ich mich erinnere, nichts gesagt, dessen ich mich zu schämen brauchte). Als der Sekt aufgetragen wurde, gratulierten mir alle, und ich trank über die Hand Bruderschaft mit Dubkow und Dmitri und küßte sie. Da ich nicht wußte, wem die aufgetragene Flasche Sekt gehörte (wie man mir nachher mitteilte, war sie für gemeinsame Rechnung bestellt), und ich meine Freunde für mein Geld bewirten wollte, das ich beständig in der Tasche betastete, so zog ich

langsam einen Zehnrubelschein hervor, rief einen Kellner heran, gab ihm das Geld und sagte flüsternd, doch so daß es alle hören konnten, da sie mich schweigend ansahen: „Bitte, bringen Sie noch eine halbe Flasche Sekt.“ Wolodja errötete, zuckte zusammen und sah mich und alle so erschrocken an, daß ich fühlte, daß ich einen Fehler begangen hatte, doch die halbe Flasche wurde gebracht und wir tranken sie alle mit großem Behagen aus. Es ging immer noch sehr heiter zu. Dubkow setzte ununterbrochen seine Aufschneiderei fort und Wolodja erzählte auch so komische Geschichten und so gut, wie ich es nie von ihm erwartet hatte, und wir lachten viel.

„Nun, hören Sie, meine Herren,“ sagte Dubkow, „nach Tische müssen wir ja den Diplomaten unter unsere Obhut nehmen. Sollen wir nicht mit ihm zur ‚Tante‘ fahren?“

„Nechljudow fährt ja nicht mit,“ sagte Wolodja. „Der unausstehliche Fromme! ... Du, unausstehlicher Frommer,“ sagte Dubkow und wandte sich zu Nechljudow, „fahre mit uns, Du wirst sehen, daß die ‚Tante‘ eine vortreffliche Dame ist.“

„Ich werde nicht nur nicht fahren, sondern auch ihn nicht fortlassen,“ erwiderte Dmitri und errötete.

„Wen? Den Diplomaten? Du willst doch mitfahren, Diplomat? Sieh nur, sein Gesicht strahlte ja sofort, wie wir von der Tante zu sprechen begannen.“

„Ich sage nicht, daß ich ihn nicht fortlasse,“ sagte Nechljudow, indem er aufstand und im Zimmer auf und ab zu gehen begann, ohne mich anzusehen, „aber ich rate ihm nicht dazu und wünsche nicht, daß er fahre. Er ist jetzt kein Kind mehr, und wenn er will, so mag er allein, ohne Euch, hinfahren. Du aber solltest Dich schämen, Dubkow, wenn Du etwas Schlechtes thust, so willst Du sofort, daß es andere auch thun.“

„Was ist daran Schlechtes,“ sagte Dubkow, indem er Wolodja zuwinkte, „daß ich Euch alle einlade, bei der Tante eine Tasse Thee zu trinken? Nun, und wenn Dir unangenehm ist, daß wir hinfahren, dann gut! Ich fahre mit Wolodja. Wolodja, fährst Du mit?“

„Hm! Hm!“ stimmte Wolodja bei. Wir fahren hin und dann kehren wir zu Dir zurück und spielen das Piquet weiter.“

„Wie? Willst Du mit ihnen fahren oder nicht?“ sagte Dmitri, indem er auf mich zutrat.

„Nein,“ erwiderte ich und rückte auf dem Divan weiter, um ihm

neben mir Platz zu machen, damit er sich setzen könne. „Ich will einfach nicht, und wenn Du mir nicht dazu ratest, fahre ich um keinen Preis ... Nein,“ fügte ich dann hinzu, „ich sage da eine Unwahrheit, wenn ich erkläre, daß ich nicht Lust habe, mit ihnen zu fahren; aber ich bin froh, daß ich nicht fahren werde.“

„Vortrefflich!“ sagte er. „Lebe nach Deinem Sinn und tanze nicht nach der Pfeife anderer, das ist das Beste.“

Dieser kleine Streit hatte nicht nur unser Vergnügen nicht gestört, sondern es noch gesteigert. Dmitri kam plötzlich in meine sanfte Lieblingsstimmung. Solchen Einfluß übte auf ihn, wie ich später mehr als einmal bemerkte, das Bewußtsein einer guten That aus. Er war jetzt mit sich selbst zufrieden, weil er mich bewogen hatte, nicht mitzufahren. Er wurde außergewöhnlich lustig, bestellte noch eine Flasche Sekt (was gegen seine Grundsätze war), lud irgend einen mir unbekanntem Herrn in unser Zimmer und begann ihn dort zu bewirten, sang *Gaudeamus igitur*, bat, daß alle die Schlußverse im Chor wiederholten, und schlug vor, eine Spazierfahrt nach Ssokolniki² zu unternehmen, worauf Dubkow bemerkte, das sei etwas für gefühlvolle Leute.

„Nun wollen wir lustig sein,“ sagte Dmitri lächelnd. „Zu Ehren seines Eintritts in die Universität werde ich mich heute zum ersten Mal betrinken.“

Diese Fröhlichkeit stimmte nicht recht mit Dmitris ganzem Wesen überein. Er glich einem Gouverneur oder einem guten Vater, der, mit seinen Kindern zufrieden, recht lustig geworden ist und ihnen Freude bereiten und zugleich zeigen will, daß man sich auf ehrbare und anständige Weise belustigen kann, doch trotzdem schien diese unerwartete Fröhlichkeit auf mich und die anderen ansteckend zu wirken, umsomehr, da schon auf jeden von uns eine halbe Flasche Sekt entfiel. In dieser angenehmen Stimmung begab ich mich in das große Zimmer, um dort eine Cigarette anzubrennen, die mir Dubkow gegeben hatte.

² Der Park von *Ssokolniki* ist während der Sommermonate ein beliebter Ausflugsort des Moskauer Mittelstandes. In den fünfziger Jahren, von denen Tolstoi erzählt, hatten dort Unternehmer Sommergärten errichtet, in denen die vergnügungssüchtige Welt zusammenströmte.

Als ich von meinem Platze aufstand, bemerkte ich, daß sich mein Kopf ein wenig drehte, meine Füße wankten und meine Hände nur dann in natürlicher Lage waren, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf sie richtete. Im entgegengesetzten Falle schwankte ich bald nach rechts, bald nach links, und meine Hände führten allerhand Bewegungen aus. Eine Stimme rief mir nach: „Wohin gehst Du? Man wird ein Licht bringen.“ Ich erriet, daß es Wolodjas Stimme war, und der Gedanke, daß ich es erraten hatte, bereitete mir Vergnügen, aber ich erwiderte seine Aufforderung nur mit einem schwachen Lächeln und ging weiter.

*

In dem großen Zimmer saß an einem Tischchen ein großer, stämmiger Herr mit fuchsrotem Barte und aß etwas. Neben ihm saß ein großer brünetter Herr ohne Bart. Sie sprachen französisch. Ihre Blicke machten mich ein wenig verlegen, doch ich entschloß mich trotzdem, meine Cigarette an der brennenden Kerze anzuzünden, die vor ihnen stand. Seitwärts blickend, um ihren Blicken nicht zu begegnen, ging ich zu dem Tische und hielt die Cigarette an die Flamme. Als sie zu brennen begann, hielt ich es nicht länger aus und warf noch einen Blick auf den speisenden Herrn. Seine grauen Augen waren unverwandt und mit feindlichem Ausdruck auf mich gerichtet. Als ich mich umwenden wollte, geriet sein roter Schnurrbart in Bewegung und er sagte französisch: „Ich liebe es nicht, wenn geraucht wird, während ich esse, mein lieber Herr!“

Ich murmelte etwas Unverständliches.

„Ja, ich liebe es nicht,“ fuhr der Herr mit dem Bart in strengem Ton fort, indem er dem Bartlosen einen Blick zuwarf als ob er ihn einladen wollte, sich daran zu ergötzen, wie er mich verarbeiten werde: „ich liebe, mein bester Herr, auch solche Leute nicht, die so fleghaft sind, einem unter die Nase zu rauchen, auch diese liebe ich nicht.“

Es war mir sofort klar, daß dieser Herr mir den Kopf wasche, doch im ersten Augenblicke schien es mir, daß ich ihm gegenüber sehr schuld sei.

„Ich dachte nicht, daß es Sie stören würde,“ sagte ich.

„Ah! Sie dachten nicht, weil Sie ein ungezogener Mensch sind, aber ich dachte!“ schrie der Herr.

„Welches Recht haben Sie, so zu schreien?“ sagte ich, da ich mir bewußt wurde, daß er mich beleidigte, und anfang, selbst ärgerlich zu werden.

„Ein solches Recht, daß ich niemals und niemandem erlaube, sich über mich hinwegzusetzen ... und ich werde stets solche Herren, wie Sie, zurecht weisen. Wie heißen Sie, mein Herr? Und wo wohnen Sie?“

Ich war sehr aufgebracht, meine Lippen zuckten, und mir stockte der Atem; doch bei alledem fühlte ich mich schuldig, wahrscheinlich weil ich viel Sekt getrunken hatte, und sagte diesem Herrn keine Grobheiten, sondern im Gegenteil, ich nannte auf die unterthänigste Weise meinen Namen und gab unsere Adresse an.

„Ich heiße Kolpikow, mein Herr, und benehmen Sie sich künftighin bescheidener. Sie werden von mir hören (*vous aurez de mes nouvelles*),“ schloß er, wie überhaupt das ganze Gespräch französisch stattgefunden hatte.

Ich sagte bloß: „Das wird mich sehr freuen,“ indem ich mich bemühte, möglichst viel Festigkeit in den Ton meiner Stimme zu legen, wandte mich um und kehrte mit der Cigarette, die nicht mehr brannte, in unser Zimmer zurück.

Ich teilte weder meinem Bruder noch meinen Freunden mit, was vorgefallen war, umso weniger, da sie in einem lebhaften Wortstreit begriffen waren, setzte mich allein in eine Ecke und sann über die seltsame Angelegenheit nach. Die Worte: „Sie sind ein ungezogener Mensch, mein Herr“ (*un mal élevé, Monsieur*) tönnten mir beständig in den Ohren und regten mich immer mehr auf. Mein Rausch war vollständig verflögen. Als ich darüber nachdachte, wie ich in diesem Falle aufgetreten war, kam mir plötzlich der schreckliche Gedanke, ich habe mich wie ein Feigling benommen. „Welches Recht hatte er, über mich herzufallen? Warum sagte er mir nicht einfach, daß es ihn störe? War etwa er der schuldige Teil? Weshalb habe ich ihm, als er mir sagte, ich sei ein ungezogener Mensch, nicht erwidert: ein ungezogener Mensch, mein Herr, ist derjenige, der sich eine Unhöflichkeit erlaubt – oder warum habe ich ihm nicht einfach zugerufen: Schweigen Sie! Das wäre vortrefflich gewesen. Weshalb habe ich ihn nicht gefordert? Nein, ich habe nichts dergleichen gethan und wie

ein gemeiner Feigling die Beleidigung ruhig eingesteckt.“ „Sie sind ein ungezogener Mensch, mein Herr!“ klang es mir beständig in den Ohren. „Nein, das kann nicht so bleiben,“ dachte ich, und stand auf, fest entschlossen, nochmals zu diesem Herrn hinzugehen und ihm etwas Entsetzliches zu sagen, vielleicht auch ihm den Leuchter an den Kopf zu werfen. Zum Glück war Kolpikow nicht mehr da, in dem großen Zimmer befand sich nur ein Kellner, der den Tisch abräumte. Ich wollte dem Kellner den Vorfall mitteilen und ihm auseinandersetzen, daß mich durchaus keine Schuld treffe, doch ich überlegte es mir und kehrte in düsterer Gemütsstimmung in unser Zimmer zurück.

„Was ist denn mit unserem Diplomaten vorgegangen?“ sagte Dubkow. „Er entscheidet jetzt gewiß das Schicksal Europas.“

„Ach, laß mich in Ruhe,“ sagte ich mürrisch und wandte mich ab.

Dann begann ich, während ich im Zimmer auf und ab ging, darüber nachzusinnen, daß Dubkow durchaus kein guter Mensch sei. Diese ewigen Witzeleien und die Benennung „Diplomat“ – darin liegt nichts liebenswürdiges. Er denkt nur daran, Wolodja Geld abzugewinnen und zur „Tante“ zu fahren ...

„Wissen Sie was, meine Herren? ... Man muß den Diplomaten mit Wasser begießen,“ sagte plötzlich Dubkow, indem er mich mit einem Lächeln ansah, das mir spöttisch und sogar verräterisch erschien. „Er ist in jämmerlicher Stimmung! Weiß Gott, er ist in jämmerlicher Stimmung!“

„Sie muß man begießen, Sie sind selbst in jämmerlicher Stimmung,“ erwiderte ich mit ärgerlichem Lächeln und vergaß sogar, daß ich mit ihm Bruderschaft getrunken hatte.

Diese Antwort mußte wohl Dubkow überrascht haben, aber er wandte mir gleichgiltig den Rücken und unterhielt sich weiter mit Wolodja und Dmitri.

Ich versuchte, mich an ihrer Unterhaltung zu beteiligen, doch ich fühlte, daß ich mich entschieden nicht verstellen konnte, und zog mich aufs neue in meine Ecke zurück, wo ich bis zum Aufbruch blieb.

Als wir unsere Rechnung bezahlt hatten und die Mäntel anzulegen begannen, wandte sich Dubkow an Dmitri.

„Nun, und wohin werden Orestes und Pylades fahren? Wahr-

scheinlich nach Hause, um von Liebe zu sprechen. Wir werden die liebe Tante besuchen ... das ist besser als Euere saure Freundschaft.“

„Wie können Sie sich erlauben, uns zu verspotten?“ sagte ich plötzlich, indem ich dicht an ihn herantrat und mit den Händen fuchtelte. „Wie können Sie sich erlauben, über Gefühle zu lachen, für welche Ihnen alles Verständnis fehlt? Das erlaube ich Ihnen nicht. Schweigen Sie!“ schrie ich und verstummte dann selbst, da ich nicht wußte, was ich weiter sagen sollte, und mir vor Erregung der Atem versagte.

Dubkow war anfangs erstaunt; dann wollte er lächeln und das Ganze als Scherz auffassen, schließlich wurde er zu meiner Verwunderung eingeschüchtert und schlug die Augen nieder.

„Ich lache durchaus nicht über Sie und Ihre Gefühle, ich spreche nur so,“ sagte er ausweichend.

„Das ist es ja eben,“ schrie ich, doch in demselben Augenblick überkam mich die Scham und ich fühlte Mitleid mit Dubkow, dessen gerötetes, bestürztes Gesicht wahrhaftes Leid ausdrückte.

„Was geht denn mit Dir vor?“ sagten Wolodja und Dmitri zu gleicher Zeit. „Niemand wollte Dich beleidigen.“

„Nein, er wollte mich beleidigen.“

„Dein Bruder ist ein Tollkopf,“ sagte Dubkow, als er bereits durch die Thür ging, so daß er nicht mehr hören konnte, was ich darauf erwidern werde.

Ich wäre ihm vielleicht nachgestürzt und hätte ihn mit Grobheiten überhäuft, doch in demselben Augenblicke bot mir der Kellner, der meinem Zusammenstoß mit Kolpikow beigewohnt hatte, den Mantel und ich beruhigte mich sofort, indem ich mich nur noch vor Dmitri so erbittert stellte, als nötig war, um meine plötzliche Beruhigung nicht seltsam erscheinen zu lassen. Am nächsten Tage traf ich Dubkow bei Wolodja, doch wir blieben beim „Sie“ und es fiel uns noch schwerer, einander in die Augen zu sehen.

Die Erinnerung an den Streit mit Kolpikow, der übrigens weder am nächsten Tage noch später mir *de ses nouvelles* zukommen ließ, blieb noch Jahre lang in mir lebendig und bedrückte mich sehr. Noch fünf Jahre später zuckte ich jedesmal zusammen und schrie auf, wenn ich an die unvergoltene Beleidigung dachte, und ich tröstete mich dann damit, daß ich selbstgefällig daran zurückdachte,

wie mannhaft ich in dem Streit mit Dubkow aufgetreten war. Erst viel später begann ich diesen Fall mit völlig anderen Blicken zu betrachten, fand nun mit Wohlbehagen den Streit mit Kolpikow drolig und bedauerte die unverdiente Kränkung, die ich dem guten kleinen Dubkow zugefügt hatte.

Als ich an diesem Abend Dmitri meinen Handel mit Kolpikow erzählte, dessen Äußeres ich ihm genau beschrieb, war er sehr überrascht.

„Ja, das ist er und kein anderer!“ sagte er. „Kannst Du Dir vorstellen, daß dieser Kolpikow ein bekannter Taugenichts ist, ein Falschspieler und, was die Hauptsache ist, ein Feigling, den seine Kameraden aus dem Regiment ausgestoßen haben, weil er eine Ohrfeige erhalten hatte und sich nicht schlagen wollte? Woher sollte ihm die Verwegenheit gekommen sein?“ fügte er mit gutmütigem Lächeln hinzu, indem er mich ansah. „Er hat doch nichts weiter gesagt als ‚ungezogener Mensch‘?“

„Nein,“ erwiderte ich und errötete.

„Das ist nicht gut, doch das ist im Großen und Ganzen kein Unglück!“ tröstete mich Dmitri.

Erst später, als ich schon ruhig über diesen Umstand dachte, kam ich zu der ziemlich wahrscheinlichen Vermutung, daß Kolpikow, der nach vielen Jahren endlich einen gefunden zu haben glaubte, über den er herfallen konnte, sich in Gegenwart des brünetten bartlosen Herrn an mir für die empfangene Ohrfeige rächte, genau so, wie ich seinen „ungezogenen Menschen“ den unschuldigen Dubkow entgelten ließ.

*

Am folgenden Tage reisten Wolodja und ich mit Postpferden nach dem Dorfe.

Wir kamen in Petrowskoje bei Nacht an und ich schlief so fest, daß ich weder das Haus, noch die Weidenallee noch jemand von den Hausleuten sah, die auch schon alle zur Ruhe gegangen waren und längst schliefen. Der gebückte alte Foka öffnete uns barfuß, in einer Art wattiertem Frauenleibchen, mit einer Kerze in der Hand das Thor. Als er uns erblickte, begann er vor Freude zu zittern und küßte

uns auf die Achsel. Ich durchschritt noch schlaftrunken den Vorsaal und stieg die Treppe hinauf, doch das Schloß der Vorzimmerthür, der Riegel, die schiefen Dielen, der große Kasten, der wie früher noch mit Talg betropfte alte Leuchter, die Schatten des schief brennenden Dochtes einer soeben erst angezündeten Unschlittkerze, das stets verstäubte, nie ausgehobene Doppelfenster, hinter dem, wie ich mich erinnere, ein Vogelbeerbaum wuchs – alles dies war mir so bekannt, so von Erinnerungen erfüllt, eins mit dem andern in so engem Zusammenhang, gleichsam als ob es eines Sinnes wäre, daß ich plötzlich mir all des Wohlwollens bewußt wurde, das dieses liebe alte Haus für mich barg. Unwillkürlich regte sich in mir die Frage: Wie konnten wir, ich und das Haus, so lange eins ohne das andere sein? – und ich lief eiligst nachzusehen, ob auch alle anderen Zimmer dieselben geblieben seien. Alles war noch so wie früher, nur war alles kleiner, niedriger geworden, und ich schien größer, schwerer und rauher geworden zu sein, doch auch so wie ich war empfing mich das Haus freudig und jedes Dielenbrett, jedes Fenster, jede Treppenstufe, jeder Laut rief in mir dunkle Bilder und Empfindungen, Vorgänge aus der unwiederbringlichen glücklichen Vergangenheit hervor. Wir kamen in das Schlafzimmer, das wir als Kinder inne gehabt: alles, was uns in den Tagen der Kindheit Schrecken eingejagt hatte, schien wieder im Dunkel der Ecken und Thüren verborgen zu sein; wir gingen durch das Gastzimmer – da haftete noch an allen Gegenständen, die in dem Zimmer standen, dieselbe stille, zärtliche Mutterliebe; wir schritten durch den Saal – die lärmende, sorglose kindliche Fröhlichkeit schien noch da zu weilen und nur darauf zu warten, daß wir sie aufs neue belebten. Im Divanzimmer, in das uns Foka führte und wo er Betten für uns hatte herrichten lassen, erzählte alles – der Spiegel, der Ofenschirm, das alte, auf Holz gemalte Heiligenbild, jede Unebenheit an der mit weißer Tapete überzogenen Wand – alles erzählte von den Leiden der Mutter, von ihrem Tod, von dem, was nie wieder sein wird.

Wir legten uns nieder und Foka verließ uns, nachdem er uns gute Nacht gewünscht.

„In diesem Zimmer ist ja *maman* gestorben?“ sagte Wolodja.

Ich gab ihm keine Antwort und stellte mich schlafend. Wenn ich etwas gesagt hätte, wäre ich in Thränen ausgebrochen.

Als ich am Morgen erwachte, saß Papa noch unangekleidet, in

Pantoffeln und Schlafrock, eine Cigarre im Munde, auf Wolodjas Bett, unterhielt sich mit ihm und lachte. Er sprang fröhlich empor, kam auf mich zu, schlug mich mit seiner großen Hand auf den Rücken, bot mir die Wange zum Kuß und preßte sie an meine Lippen.

„Nun, vortrefflich, schönen Dank, Diplomat!“ sagte er mit seiner gewöhnlichen scherzhaften Zärtlichkeit, indem er mich mit seinen funkelnden kleinen Augen genau betrachtete. „Wolodja sagt, daß Du die Prüfung gut bestanden und Dich brav gehalten hast – nun, das ist ausgezeichnet! Jetzt wollen wir hier ein herrliches Leben führen, und im Winter fahren wir nach Petersburg; es ist nur schade, daß die Jagdzeit vorüber ist, sonst hätte ich Euch mit einer Jagd ein Vergnügen bereitet; na, Du kannst mit dem Gewehr auf die Jagd gehen, Woldemar? Wild giebt es in Menge und ich werde Dich auch dann und wann begleiten. Nun, und im Winter fahren wir so Gott will nach Petersburg, da werdet Ihr Menschen sehen, Bekanntschaften anknüpfen ... Ihr seid jetzt große Jungen, ich sprach soeben mit Wolodja davon, der Lebensweg liegt nun offen vor Euch und meine Arbeit ist zu Ende, Ihr könnt nun allein Euern Weg wandern, und wenn Ihr meinen Rat brauchet, so fraget mich um Rat, ich bin jetzt nicht mehr Euer Aufseher, sondern Euer Freund, wenigstens will ich Euch Freund und Genosse und Ratgeber sein wo ich nur kann, und weiter nichts. Wie stellt sich dazu Deine Philosophie, Koko? he? Ist es gut oder schlecht? He?“

Ich sagte selbstverständlich, es sei vortrefflich, und ich fand es auch wirklich so. Papa hatte an diesem Tag ein besonders anziehendes, fröhliches, glückliches Aussehen, und dieses neue Verhältnis zu ihm, zu einem mir Gleichgestellten, zu meinem Gefährten, war für mich ein Grund mehr, ihn zu lieben.

„Nun, erzähle mir doch, hast Du Dich von allen Verwandten verabschiedet? Warst Du bei den Iwins? Hast Du den Alten gesehen? Was hat er Dir gesagt?“ fuhr er fort, mich auszufragen. „Warst Du beim Fürsten Iwan Iwanowitsch?“

Wir plauderten ohne uns anzukleiden so lange, daß die Sonne bereits die Fenster des Divanzimmers zu verlassen begann und Jakof (der, so alt er war, immer noch die Daumen hinter dem Rücken bewegte und beständig den Ausdruck „bei alledem“ gebrauchte) in unser Zimmer kam und Papa meldete, daß die Kalesche bereit sei.

„Wohin fährst Du?“ fragte ich Papa.

„Ach, ich hatte es völlig vergessen,“ sagte Papa mit einer ärgerlichen Bewegung. „Ich versprach, heute zu Epifanows zu Tische zu kommen. Erinnerst Du Dich an Fräulein Epifanowa, *la belle Flamande*? ... sie kam noch zu Euerer Mama zu Besuch. Es sind prächtige Leute.“

Papa verließ das Zimmer.

Während unserer Plauderei war Ljubotschka schon mehrmals an die Thür gekommen und hatte gefragt: „Kann man bei Euch eintreten?“ Doch jedesmal hatte Papa ihr durch die Thür zugerufen, daß es nicht möglich sei, da wir noch nicht angekleidet seien.

„Was ist daran Schlimmes! Ich habe Dich ja im Schlafrock gesehen?“

„Du kannst Deine Brüder nicht ohne die ‚Unaussprechlichen‘ sehen,“ rief er ihr zu. „Sie werden aber beide an die Thür klopfen, genügt Dir das? Klopfet einmal! Es schickt sich nicht einmal für sie, in einem solchen Negligé mit Dir zu sprechen.“

„Ach, wie unausstehlich seid Ihr doch! So kommt doch wenigstens bald ins Gastzimmer hinab, Mimi hat so großes Verlangen, Euch zu sehen,“ rief Ljubotschka hinter der Thür.

Nachdem Papa sich entfernt hatte, zog ich rasch die Studentuniform an und begab mich ins Gastzimmer; Wolodja dagegen beilte sich nicht und saß noch lange oben und unterhielt sich mit Jakof über die besten Schnepfenstriche. Wie ich schon erwähnte, scheute er nichts in der Welt so wie einen zärtlichen Verkehr mit seinem Bruder, dem Papa oder der Schwester, wie er sich ausdrückte, und indem er jede Gefühlsäußerung zu vermeiden suchte, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem – die Kälte, welche oft eine schmerzliche Kränkung für Leute ist, die ihre Ursache nicht kennen.

Im Vorzimmer begegnete ich Papa, der mit raschen Schritten zum Wagen eilte. Er trug seinen neuen modernen Moskauer Anzug und roch nach Blumendüften. Als er mich erblickte, nickte er mir fröhlich mit dem Kopfe zu, als ob er sagen wollte: „Nun? Ich sehe doch prächtig aus?“ – und aufs neue überraschte mich der Ausdruck von Glück in seinen Augen, den ich schon am andern Morgen bemerkt hatte.

Das Gastzimmer war noch dieselbe helle, hohe Stube mit dem gelben, englischen Piano und den großen geöffneten Fenstern, durch welche das Grün der Bäume und die rotgelben Gartenwege

freundlich hereinwinkten. Nachdem ich Mimi und Ljubotschka geküßt hatte, fiel mir plötzlich, als ich auf Katenka zuging, ein, daß es sich nicht mehr schicke, sie zu küssen, und ich blieb stumm und errötend stehen. Katenka aber wurde nicht im mindesten verlegen, streckte mir ihr weißes Händchen entgegen und beglückwünschte mich zum Eintritt in die Universität. Als Wolodja in das Gastzimmer kam, vollzog sich die Begrüßung zwischen ihm und Katenka in derselben Weise. Es war danach wirklich schwer zu entscheiden, wie wir, nachdem wir zusammen aufgewachsen waren und während dieser Zeit uns täglich gesehen hatten, nach der Trennung einander begegnen sollten. Katenka errötete viel mehr als wir alle; Wolodja wurde nicht im geringsten verlegen, und nachdem er sich leicht vor ihr verneigt hatte, ging er zu Ljubotschka, mit der er auch nur wenig, und das nicht in ernsthaftem Ton sprach, und dann allein irgendwohin spazieren ging.

*

Am ersten Tag nach unserer Ankunft hatte es mich sehr überrascht, daß Papa unsere Nachbarn, die Epifanows, prächtige Leute nannte, und noch mehr erregte mein Erstaunen, daß er zu ihnen zu Besuche fuhr. Wir führten mit den Epifanows seit langer Zeit einen Prozeß um irgend ein Stück Land. Als ich noch ein kleiner Junge war, hörte ich mehr denn einmal, wie sich Papa über diesen Prozeß ärgerte, auf die Epifanows schimpfte und allerlei Leute, meiner Auffassung nach, zum Schutz gegen sie herbeirief – ich hörte, wie Jakof sie unsere Feinde und böse Leute nannte, wie *maman* bat, diese Leute in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart nicht zu erwähnen.

Nach diesen Wahrnehmungen hatte ich mir in meiner Kindheit eine so feste und klare Vorstellung davon gebildet, daß die Epifanows unsere Feinde seien, stets bereit, nicht bloß den Papa, sondern auch seinen Sohn, wenn er in ihre Hände fiel, abzuschlachten oder zu erwürgen, im buchstäblichen Sinne des Wortes böse Leute – so daß, als ich im Sterbejahr des Mütterchens Awdotja Wasiljewna Epifanowa, *la belle Flamande*, das Mütterchen pflegen und warten sah, ich nur schwer glauben konnte, daß sie aus der Familie der bösen Leute sei, und trotzdem eine sehr geringe Meinung von

dieser Familie beibehielt. Obwohl wir in diesem Sommer oft mit ihnen zusammen kamen, blieb ich doch in einem seltsamen Vorurteil gegen die ganze Familie befangen. Wie die Epifanows in Wirklichkeit waren, zeigt folgendes: Die Familie bestand aus der Mutter, einer fünfzigjährigen Witwe und noch frischen, lustigen alten Frau, der schönen Tochter Awdotja Wassiljewna und einem stotternden Sohn Peter Wassiljewitsch, einem unverheirateten Leutnant a. D. von sehr ernstem Charakter. Anna Dmitrijewna hatte die letzten zwanzig Jahre vor dem Tode ihres Gatten getrennt von demselben gelebt, zuweilen in Petersburg, wo sie Verwandte hatte, doch größtenteils in ihrem Dorfe Mitischtschi, das drei Werft von uns entfernt war. In der Umgegend wurden von ihrer Lebensweise so entsetzliche Dinge erzählt, daß Messalina im Vergleich mit ihr ein unschuldiges Kind war. Infolgedessen hatte auch unser Mütterchen gebeten, in ihrem Hause nicht einmal den Namen der Frau Epifanowa zu erwähnen; doch ernstlich genommen konnte man kaum den zehnten Teil von all dem Gerede, von diesem ländlichen Nachbarnklatsch glauben. Zu der Zeit, als ich Anna Dmitrijewna kennen lernte, war aber bei ihr nichts von dem vorhanden, was Fama immer noch behauptete, obwohl sich in ihrem Hause ein leib-eigener Rechnungsführer Mitjuscha befand, der stets pomadisiert, mit gekräuseltem Haar und einem dem Tscherkessenrock ähnlichen Überrock bei Tische hinter Anna Dmitrijewnas Stuhl stand, und sie häufig in seiner Gegenwart in französischer Sprache die Gäste aufforderte, seine schönen Augen und seinen Mund zu bewundern. In der That schien es, daß Anna Dmitrijewna schon vor zehn Jahren, als sie ihren ehrenwerten Sohn Petruscha veranlaßt hatte, den Dienst aufzugeben und zu ihr zu kommen, ihre Lebensweise völlig geändert hatte. Ihr Vermögen war nicht groß, im ganzen etwa hundert Seelen, und bei dem lustigen Leben, das sie führte, gab es viele Ausgaben, so daß vor zehn Jahren das Gut über und über mit Schulden belastet war, die nicht bezahlt werden konnten, und daß seine gerichtliche Versteigerung unvermeidlich schien. In dieser verzweifelten Lage kam Anna Dmitrijewna zu der Vermutung, daß die Beschlagnahme ihrer Einkünfte, das Erscheinen gerichtlicher Kommissionen und andere Unannehmlichkeiten nicht sowohl in der Nichtzahlung der Zinsen als darin ihren Grund haben, daß sie eine Frau sei, und sie schrieb ihrem im Regiment dienenden Sohn, er möge

kommen und seine Mutter aus ihrem Unglück retten. Obwohl die dienstlichen Aussichten Peter Iwanowitsch' so gut waren, daß er hoffte, bald ein genügendes Einkommen zu erlangen, gab er doch alles auf, nahm seinen Abschied und kam als ehrerbietiger Sohn, der es für seine erste Pflicht ansieht, seiner Mutter ein sorgenloses Alter zu verschaffen, nach dem Dorfe.

Nun ein Landwirt geworden, zog Peter Wassiljewitsch seines Vaters Überrock an, der noch in der Rumpelkammer hing, schaffte die Equipagen und Pferde ab, gewöhnte es den Nachbarn ab, zu Besuche nach Mititschtschi zu kommen, verminderte das Bauernland, schlug einen Teil desselben zu seinen Feldern, ließ im Walde Holz fällen und verkaufen und brachte Ordnung in die Wirtschaftsverhältnisse. Peter Wassiljewitsch hatte sich gelobt, und dieses Gelöbniß hatte er bis heute gehalten, keine anderen Kleider zu tragen als seines Vaters Überrock und einen Segeltuchanzug, den er sich selbst genäht hatte, und nicht anders zu fahren als in einer Telega und mit Bauernpferden. Diese stoische Lebensweise suchte er auf die ganze Familie auszudehnen, soweit ihm dies die knechtische Ehrfurcht vor seiner Mutter, die er für seine Pflicht hielt, gestattete. Im Gastzimmer geberdete er sich sklavisch vor seiner Mutter, erfüllte alle ihre Wünsche, schalt die Leute, wenn sie nicht thaten, was Anna Dmitrijewna befahl, doch in seinem Kabinett und im Kontor zog er sie streng zur Verantwortung, wenn ohne seinen Befehl eine Ente zum Mittagessen geschlachtet worden oder im Auftrage Anna Dmitrijewnas ein Knecht zu einer Nachbarin gesandt worden war, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen oder wenn man Mägde, anstatt daß sie im Gemüsegarten gäteten, in den Wald gesandt hatte, um Himbeeren zu suchen.

Nach vier Jahren waren alle Schulden bezahlt und Peter Wassiljewitsch kam von einem Besuch in Moskau in einem neuen Anzug und in einem Tarantaß³ zurück. Doch trotz des blühenden Standes der Wirtschaft blieb er derselbe Stoiker, der er bisher gewesen, begegnete seinen Angehörigen und Fremden mit düsterem Stolz und sagte oft stotternd: „Wer mich wirklich gern sieht, der wird mich auch im Schafpelz gern sehen und Hirsebrei und Kohlsuppe mit mir essen ... Ich esse sie,“ fügte er hinzu. In jedem seiner Worte und in

³ Russischer Reisewagen

jeder seiner Bewegungen drückte sich Stolz aus, der auf dem Bewußtsein beruhte, daß er sich für seine Mutter geopfert und das Gut gerettet hatte, und Geringschätzung anderer deshalb, weil sie nichts ähnliches vollbracht hatten.

Mutter und Tochter waren zwei völlig verschiedene Charaktere und wichen in vielem von einander ab. Die Mutter war eine der angenehmsten, stets gleichmäßig gutmütigen und in Gesellschaft lustigen Frauen. Die Tochter Awdotja dagegen hatte einen ernsten Charakter oder vielmehr das besondere, gleichgiltig zerstreute und ohne alle Berechtigung hochmütige Wesen, dem man gewöhnlich bei unverheirateten Schönheiten begegnet. Wenn sie fröhlich sein wollte, fiel ihre Fröhlichkeit seltsam aus, es schien, als lache sie über sich oder über den, mit dem sie sprach, oder über alle Welt, was gewiß nicht ihre Absicht war. Anna Dmitrijewna war stets geschäftig; sie sorgte mit einer wahren Leidenschaft für Ordnung in Haus und Garten, für die Blumen, die Kanarienvögel und allerlei hübsche Säckelchen. Ihr Stübchen und das Gärtchen waren nicht groß und nicht sonderlich ausgestattet, doch alles war in so guter Ordnung, so sauber und alles trug die leichte Heiterkeit zur Schau, welche ein hübscher Walzer oder eine Polka ausdrückt. Awdotja Wassiljewna dagegen that fast gar nichts, sie beschäftigte sich nicht nur nicht gern mit Blumen oder irgend welchen anderen Sachen, sondern auch sehr wenig mit sich selbst, und wenn Gäste kamen, lief sie stets fort, sich erst anzukleiden. Wenn sie aber dann angekleidet in das Zimmer zurückkam, war sie ungemein schön, abgesehen von dem allen großen Schönheiten eigenen kalten und einförmigen Ausdruck um Augen und Mund. Ihre streng regelmäßigen, schönen Züge und ihre wohlgeformte Gestalt schienen jedem zuzurufen: „Bitte, Sie können mich ansehen!“ Doch trotz des lebhaften Wesens der Mutter und der Gleichgiltigkeit und Zerstreutheit, welche die Tochter zur Schau trug, verriet einem doch ein gewisses etwas, daß erstere weder früher noch jetzt etwas liebte, alles Hübsche und Lustige ausgenommen, daß aber Awdotja Wassiljewna eine der Naturen war, welche, wenn sie einmal lieben, ihr ganzes Leben dem zum Opfer bringen, den sie lieben.

*

Unser Vater war achtundvierzig Jahre alt, als er seine zweite Ehe mit Awdotja Wassiljewna Epifanowa einging.

Als er im Frühjahr mit den Mädchen allein ins Dorf kam, befand er sich, wie ich mir vorstelle, in der besonders glückseligen Aufregung und mitteilbaren Gemütsstimmung, in der sich Spieler gewöhnlich befinden, wenn sie nach einem großen Gewinn das Spiel eingestellt haben. Er fühlte, daß er noch über viel Glück verfüge, das er, wenn er es nicht beim Kartenspiel verbrauchen wollte, zur Erzielung von Erfolgen im Leben verwenden könne. Außerdem war Frühling, er hatte unerwartet viel Geld, er war ganz allein und langweilte sich. Als er mit Jakof Wirtschaftsangelegenheiten besprach und sich des endlosen Prozesses mit Epifanow und der schönen Awdotja Wassiljewna erinnerte, die er schon lange nicht gesehen hatte, da sagte er wohl zu Jakof: „Weißt Du was, Jakof ... wozu sich mit diesem Prozeß herumschleppen, ich gedenke ihnen einfach dieses verfluchte Stück Land abzutreten ... He? Wie denkst Du darüber?“ Ich kann mir vorstellen, wie Jakofs Daumen sich bei einer solchen Frage hinter dem Rücken verneinend in Bewegung setzten und wie er nachwies, daß „*bei alledem*“ wir im Rechte sind, Peter Alexandrowitsch.“ Doch Papa befahl, die Kalesche anspannen zu lassen, zog seinen modernen, olivenfarbenen Rock an, goß Parfüm in sein Taschentuch und fuhr zu den Nachbarn in der heitersten Gemütsstimmung, in die ihn die Überzeugung, daß er wie ein vornehmer Herr auftrete, hauptsächlich aber die Hoffnung, das hübsche Mädchen wiederzusehen, versetzte.

Ich weiß bloß, daß Papa bei seinem ersten Besuche Peter Wassiljewitsch, der auf dem Felde war, nicht zu Hause antraf und zwei Stunden bei den Damen verweilte.

Ich kann mir vorstellen, wie er in Zärtlichkeit zerfloß und wie er sie bezauberte; auch wie die lustige alte Frau ihn plötzlich zärtlich lieb gewann, und wie ihre Tochter, die kalte Schönheit, sich aufheiterte.

Als eine Hofmagd atemlos Peter Wassiljewitsch die Nachricht überbrachte, daß der alte Irtenjew angekommen sei, da erwiderte er wohl ärgerlich: „Was ist denn weiter daran, daß er angekommen ist?“ und ging wohl infolgedessen so langsam als möglich nach Hause, begab sich vielleicht noch zunächst in sein Zimmer, zog absichtlich seinen unsaubersten Anzug an und ließ dem Koch sagen,

daß er sich auf keinen Fall unterstehen solle, etwas Besonderes zum Abendessen zuzurichten, falls die Damen dies etwa anordnen sollten.

Ich sah später Papa oft in Epifanows Gesellschaft und kann mir daher diese erste Begegnung lebhaft vorstellen. Ich sehe es vor mir, wie Peter Wassiljewitsch, trotzdem ihm Papa vorschlug, den Prozeß durch einen Vergleich zu beenden, düster blieb und darüber ärgerlich war, daß er seine Laufbahn seiner Mutter geopfert und unser Vater nichts Ähnliches vollbracht hatte – wie nichts ihn überraschte, und wie Papa, ohne seine düstere Stimmung zu beachten, scherzte und lustig war.

Ljubotschka erzählte mir, daß sie vor unserer Ankunft täglich zu den Epifanows zu fahren pflegten und daß es dort sehr lustig zugeing. Papa veranstaltete bald Jagden, bald Fischzüge, bald ein Feuerwerk, dem die Epifanows beiwohnten. „Und es wäre noch lustiger gewesen,“ sagte Ljubotschka, „wenn nicht dieser unausstehliche Peter Wassiljewitsch da war, der sich aufblähte, stotterte und alle Fröhlichkeit störte.“ Seit unserer Ankunft waren die Epifanows nur zweimal bei uns gewesen und wir waren alle einmal zu ihnen gefahren. Nach dem Petrifest, an dem zu Papas Namenstage sie und eine Menge Gäste sich einfanden, hörte unser Verkehr mit den Epifanows ganz auf und Papa fuhr fortan allein zu ihnen. Einen Tag vor meiner und Wolodjas Abreise nach Moskau teilte er uns mit, daß er Awdotja Wassiljewna heiraten werde.

*

Alle Hausbewohner wußten dies schon am Tage vor dieser offiziellen Anzeige und ihr Urteil darüber lautete sehr verschieden. Mimi verließ den ganzen Tag ihr Zimmer nicht und weinte. Katenka saß bei ihr und kam bloß zum Mittagessen zum Vorschein, mit einer gekränkten Miene, die sie offenbar von der Mutter entlehnt hatte. Ljubotschka dagegen war sehr lustig und erklärte bei Tische, daß sie ein allerliebstes Geheimnis kenne, das sie aber niemandem mitteilen werde.

„An diesem Geheimnis ist nichts allerliebstes,“ sagte Wolodja, der ihr Vergnügen nicht teilte. „Wenn Du imstande wärest, ernstlich

über etwas nachzudenken, würdest Du einsehen, daß es im Gegenteil sehr schlimm ist.“

Ljubotschka sah ihn erstaunt und unverwandt an und schwieg.

Nach Tische wollte mich Wolodja bei der Hand nehmen, erschrak aber wohl darüber, daß dies wie eine Zärtlichkeit aussehen könnte, berührte mich daher nur leicht am Arm und gab mir einen Wink, in den Saal zu kommen.

„Du weißt, von welchem Geheimnis Ljubotschka gesprochen hat?“ sagte er, nachdem er sich überzeugt hatte, daß wir allein waren.

Wolodja und ich hatten bisher so selten unter vier Augen etwas Ernstes mit einander besprochen, daß wir uns, wenn dies einmal geschah, beide unbehaglich fühlten, doch als sich jetzt Befangenheit in meinen Blicken ausdrückte, sah mich Wolodja scharf und ernst an, mit einer Miene, als ob er sagen wollte: „Hier ist keine Veranlassung zu Befangenheit, wir sind doch Brüder und müssen uns über eine wichtige Familienangelegenheit beraten.“ Ich verstand ihn und er fuhr fort:

„Papa heiratet Fräulein Epifanowa. Du weißt das?“

Ich nickte mit dem Kopfe, da ich schon davon gehört hatte.

„Das ist ja sehr unschön,“ fuhr Wolodja fort.

„Weshalb denn?“

„Weshalb?“ erwiderte er ärgerlich. „Ist es sehr angenehm, einen solchen Stotterer zum Onkel zu haben? Und dann der Oberst und die ganze Verwandtschaft! Und *sie* scheint auch nur jetzt gut und harmlos zu sein, aber wer weiß, wie sie werden wird? Uns kann wohl dies alles gleichgiltig sein, aber Ljubotschka wird bald in die Welt eingeführt werden müssen. An der Seite einer solchen *belle-mère* ist es nicht sehr angenehm, sie spricht auch schlecht französisch, und welches Benehmen kann sie ihr beibringen?“

So seltsam es mir vorkam, zu hören, wie Wolodja über Papas Wahl urteilte, so schien mir doch, daß er recht hatte.

„Weshalb heiratet denn Papa?“ fragte ich.

„Das ist eine dunkle Geschichte, Gott weiß wie sich das verhält. Ich weiß bloß, daß Peter Wassiljewitsch ihm zuredete, zu heiraten, daß er die Heirat forderte, daß aber Papa nicht wollte, aber dann kam ihm eine phantastische Idee, von ritterlichem Auftreten – es ist eine dunkle Geschichte. Ich beginne erst jetzt den Vater zu begrei-

fen,“ fuhr Wolodja fort (daß er ihn Vater und nicht Papa nannte, berührte mich schmerzhaft): „daß er ein prächtiger Mensch ist, gut und verständig, aber so leichtsinnig und flatterhaft ... es ist zum Erstaunen! Er kann nicht kalten Bluts ein Frauenzimmer sehen. Du weißt ja, daß es kein Frauenzimmer giebt, das er kennt und in das er sich nicht verliebt hat. Du weißt ja, daß mit Mimi derselbe Fall war.“

„Was sagst Du da?“

„Ich sage Dir, daß ich vor kurzem erfahren, daß er in Mimi verliebt war, als sie noch jung war, er schrieb ihr Gedichte und es ist etwas zwischen ihnen vorgefallen. Mimi grämt sich jetzt noch darüber.“

Und Wolodja fing an zu lachen.

„Das ist nicht möglich!“ sagte ich erstaunt.

„Aber was die Hauptsache ist,“ fuhr Wolodja aufs neue ernst fort, und begann plötzlich französisch zu sprechen: „Wie angenehm wird unserer ganzen Familie diese Heirat sein! Sie wird ja gewiß auch noch Kinder bekommen.“

Der gesunde Verstand und die Voraussicht Wolodjas überraschten mich so, daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte.

In diesem Augenblick näherte sich uns Ljubotschka.

„Ihr wisset es also?“ fragte sie freudig.

„Ja,“ sagte Wolodja, „ich wundere mich nur über eins, Ljubotschka: Du bist ja kein Wickelkind mehr, wie kann es Dir also Freude bereiten, daß Papa irgend ein hergelaufenes Frauenzimmer heiratet?“

Ljubotschka nahm plötzlich eine ernste Miene an und wurde nachdenklich.

„Wolodja! Wieso ein hergelaufenes Frauenzimmer? Wie kannst Du Dir erlauben, so von Awdotja Wassiljewna zu sprechen? Wenn Papa sie heiratet, dann ist sie kein hergelaufenes Frauenzimmer.“

„Ja, nicht hergelaufenes Frauenzimmer ... ich sagte das nur so ... aber immerhin ...“

„Gar kein ‚immerhin‘,“ fiel ihm Ljubotschka, die in Hitze geriet, ins Wort. „Ich sagte auch nicht, daß das Fräulein, in das Du verliebt bist, ein hergelaufenes Frauenzimmer sei. Wie kannst Du so von Papa und von einer vortrefflichen Frau sprechen? Wenn Du auch der ältere Bruder bist, so sag’ Du mir doch so etwas nicht, Du darfst so nicht sprechen.“

„Ja weshalb sollte man das nicht in Erwägung ziehen ...“

„Das darf man nicht in Erwägung ziehen,“ unterbrach ihn Ljubotschka wieder. „Über einen solchen Vater wie unserer darf man keine Betrachtungen anstellen. Mimi kann dies thun, aber nicht Du, der ältere Bruder.“

„Nein, Du verstehst noch nichts,“ sagte Wolodja in geringschätzendem Ton. „Begreife doch! Ist es denn schön, daß irgend eine Dunitschka Epifanowa Dir die selige *maman* ersetzen wird?“

Ljubotschka schwieg einen Augenblick und plötzlich traten ihr die Thränen in die Augen.

„Ich wußte, daß Du stolz bist, aber ich dachte nicht, daß Du so schlimm bist,“ sagte sie und verließ uns.

Am folgenden Tage war schlechtes Wetter und weder Papa, noch die Damen waren schon zum Thee erschienen, als ich in das Gastzimmer kam. In der Nacht war ein kalter Herbstregen niedergegangen, am Himmel schwebten noch die Reste der Wolke, die sich in der Nacht entleert hatte, und durch welche die schon ziemlich hoch stehende Sonne matt hindurch schien, durch einen hellen Kreis sich kenntlich machend. Es war windig, feucht und naßkalt. Die Thür zum Garten stand offen, auf dem von Feuchtigkeit schwarz gewordenen Boden der Terrasse trockneten die Pfützen nach dem nächtlichen Regen. Der Wind bewegte die offene Thür in der eisernen Angel, die Gartenwege waren feucht und kotig, die alten Weiden mit den kahlen weißen Ästen, die Büsche und Kräuter – Nesseln, Johannisbeersträucher, der Hollunder mit seinen mit der blassen Seite nach oben gekehrten Blättern – schwankten hin und her und schienen sich von den Wurzeln losreißen zu wollen; aus der Lindenallee wirbelten um die Wette welche runde Blätter daher und fielen durchnäßt auf den nassen Weg und auf das nasse, dunkelgrüne Heu der Wiese.

Meine Gedanken beschäftigten sich mit der bevorstehenden Verheiratung des Vaters, von dem Gesichtspunkte aus, von dem Wolodja sie betrachtet hatte. Die Zukunft der Schwester, unsere Zukunft und auch die des Vaters versprach mir nichts Gutes. Mich beunruhigte der Gedanke, daß jetzt eine uns fern stehende, fremde, und was die Hauptsache war eine junge Frau plötzlich in vielen Beziehungen eine Stelle einnehmen werde – wessen Stelle? – ein einfaches junges Fräulein die Stelle der seligen Mutter! Ich war betrübt

und der Vater erschien mir immer mehr schuld. Da vernahm ich seine und Wolodjas Stimme im Offiziantenzimmer. Ich wollte den Vater in diesem Augenblick nicht sehen und entfernte mich von der Thür, aber Ljubotschka kam mir nach und sagte, daß Papa nach mir verlange.

Er stand im Gastzimmer, mit dem Arm auf das Piano gestützt und sah ungeduldig und gleichzeitig mit feierlicher Miene nach der Seite, von der ich kommen mußte. In seinen Gesichtszügen lag nicht mehr der Ausdruck von Jugend und Glück, den ich während dieser ganzen Zeit an ihm bemerkt hatte. Er war in trüber Stimmung. Wolodja ging mit einer Pfeife in der Hand im Zimmer auf und ab. Ich ging auf den Vater zu und begrüßte ihn.

„Nun, meine Freunde,“ sagte er in entschlossenem Ton, indem er den Kopf hob und mit der eigentümlichen Schnelligkeit sprach, mit der man offenbar unangenehme Dinge, an denen nichts mehr zu ändern ist, vorbringt: „Ihr wisset, glaube ich, daß ich Awdotja Wasiljewna heirate.“ Er schwieg eine Weile. „Ich wollte nach dem Tode Eurer *maman* nie wieder heiraten, aber ...“ Er hielt einen Augenblick inne. „Aber ... das Schicksal will es offenbar so. Dunitschka ist ein gutes, liebes Mädchen und schon nicht mehr sehr jung; ich hoffe, daß Ihr sie lieben werdet, Kinder, und sie liebt Euch schon von Herzen, sie ist gut ... Jetzt,“ sagte er, indem er sich zu mir und Wolodja wandte und rasch sprach, damit wir ihm nicht ins Wort fallen könnten, „jetzt ist es bereits für Euch an der Zeit, abzureisen, ich aber werde bis zu Neujahr hier bleiben und erst dann nach Moskau kommen“ – er stockte wieder – „schon mit meiner Frau und mit Ljubotschka.“

Mich schmerzte es, daß ich den Vater gleichsam schüchtern und schuldbewußt vor uns stehen sah, und ich trat näher zu ihm hin, aber Wolodja ging beständig rauchend und mit gesenktem Kopf im Zimmer auf und ab.

„Das also hat Euer alter Vater ausgedacht, meine Freunde,“ schloß Papa, errötete, begann zu husten und streckte mir und Wolodja die Hände entgegen. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er dies sagte, und ich bemerkte, daß die Hand, welche er Wolodja hinhielt, der sich in diesem Augenblick am andern Ende des Zimmers befand, ein wenig zitterte. Der Anblick dieser zitternden Hand berührte mich schmerzhaft, und mir kam ein seltsamer Gedanke,

der mich noch mehr ergriff, mir kam der Gedanke, daß Papa im Jahre 12 gedient hatte und wie bekannt ein tapferer Offizier gewesen. Ich hielt seine große, muskulöse Hand fest und küßte sie. Er drückte kräftig meine Hand, schluchzte plötzlich auf, nahm Ljubotshkas schwarzen Kopf zwischen beide Hände und begann sie auf die Augen zu küssen. Wolodja stellte sich, als sei ihm die Pfeife aus der Hand geglitten, bückte sich, fuhr verstohlen mit der Faust über die Augen und verließ das Zimmer, bemüht, möglichst unbemerkt zu bleiben.

*

Die Hochzeit sollte in zwei Wochen stattfinden, doch unsere Vorlesungen begannen bereits, und Anfang September fuhren ich und Wolodja nach Moskau. Die Nechljudows kehrten gleichfalls vom Lande zurück. Dmitri (mit dem ich beim Abschied das Versprechen ausgetauscht, einer dem andern zu schreiben, worauf wir selbstverständlich nicht ein einziges Mal geschrieben hatten) kam sofort zu mir und wir vereinbarten, daß er mich am nächsten Tage zur ersten Vorlesung nach der Universität geleiten solle.

Es war ein heller, sonniger Tag. Sobald ich den Hörsaal betreten hatte, fühlte ich, daß meine Persönlichkeit in dieser Menge junger, fröhlicher Gesichter verschwinde, die sich im hellen Sonnenlicht, das durch die großen Fenster drang, lärmend durch alle Thüren und in den Korridoren bewegte. Das Bewußtsein, daß ich dieser ungeheuren Gemeinschaft angehöre, war ein sehr angenehmes Gefühl, doch unter all diesen Gesichtern hatte ich nur wenig Bekannte, und auch bei diesen beschränkte sich die Bekanntschaft auf ein Kopfnicken und die Worte: Guten Tag, Irtenjew!“ Rings um mich wurden Händedrücke ausgetauscht, die Hände geschüttelt, von allen Seiten regnete es Freundschaftsbezeugungen, man lächelte sich wohlgefällig zu und scherzte. Ich fühlte überall ein diese ganze junge Gesellschaft umschließendes Band und nahm mit Betrübniß wahr, daß ich gewissermaßen außerhalb dieses Bandes blieb. Doch das war nur ein vorübergehender Eindruck. Er und der durch ihn hervorgerufene Ärger ließen mich im Gegentheil bald entdecken, daß es sehr gut sei, daß ich nicht zu dieser ganzen Gesellschaft gehöre, daß ich mir

meinen eigenen Kreis ordentlicher Leute bilden müsse, und ich setzte mich in die dritte Bank, wo Graf B., Baron S., Fürst P., Iwin und andere Herren der Art saßen, von denen ich Iwin und den Grafen B. kannte. Doch diese Herren sahen mich so an, daß ich fühlte, ich gehöre ganz und gar nicht zu ihrer Gesellschaft. Ich begann alles, was um mich herum vorging, zu beobachten. Die Kameraden Iwins neben mir sprachen französisch. Diese Herren erschienen mir entsetzlich dumm. Jedes Wort, das ich von ihrer Unterredung vernahm, erschien mir nicht bloß sinnlos, sondern unrichtig, einfach nicht französisch (*ce n'est pas français*, sprach ich in Gedanken zu mir selbst), und ihre Geberden, ihre Reden und ihr ganzes Auftreten schienen mir nicht vornehm, nicht in der Ordnung, nicht *comme il faut* zu sein.

Ich gehörte zu keiner Gesellschaft, und da ich mich allein und zu einer Annäherung unfähig fühlte, wurde ich ärgerlich. Ein Student auf der Bank vor mir schnitt sich die Nägel, sämtlich rote Neidnägel, und das erschien mir so widerlich, daß ich mich weiter weg setzte.

Ich erinnere mich, daß, als der Professor eintrat und alle in Bewegung gerieten und dann verstummten, ich meine satirischen Ansichten auch auf den Professor ausdehnte, und es überraschte mich, daß er die Vorlesung mit einer einleitenden Redensart begann, die meiner Meinung nach gar keinen Sinn hatte. Ich wollte, daß die Vorlesung von Anfang bis zu Ende so gelehrt sei, daß man nicht ein einziges Wort weglassen könne und auch keines hinzuzufügen brauche. Darin enttäuscht, zeichnete ich sofort unter die Überschrift „erste Vorlesung“, die ich in das mitgebrachte, schön gebundene Heft geschrieben hatte, achtzehn schiefe Linien, die sich in Form einer Blüte kreisförmig vereinigten, und fuhr nur dann und wann mit der Hand über das Papier, damit der Professor (von dem ich annahm, daß er sich sehr mit mir beschäftige) in dem Glauben bleibe, daß ich nachschreibe. In dieser Vorlesung kam ich zu der Überzeugung, daß es nicht nötig sei, alles nachzuschreiben, was der Professor sagen werde, und daß dies sogar eine Dummheit wäre, und ich hielt mich bis zum Schluß des Kurses an diese Regel.

In den folgenden Vorlesungen fühlte ich mich schon nicht mehr so sehr vereinsamt, ich war mit vielen bekannt geworden, tauschte Händedrucke aus, unterhielt mich, aber ich weiß nicht wie es kam, eine wahrhafte Annäherung zwischen mir und meinen Kollegen

fand trotzdem nicht statt, und es kam noch oft vor, daß ich innerlich betrübt war und mich verstellte. Mit der Gesellschaft Iwins und der Aristokraten, wie alle sie nannten, konnte keine Annäherung zu stande kommen, weil ich, wie ich mich jetzt entsinne, ihnen gegenüber roh und unhöflich war, und sie nur dann grüßte, wenn sie mich grüßten, und da sie sichtlich sehr wenig Verlangen nach meiner Bekanntschaft zeigten. In bezug auf die Mehrzahl der anderen obwaltete ein völlig anderer Grund. Sobald ich merkte, daß ein Kollege Neigung zeigte, sich an mich anzuschließen, ließ ich ihn sofort merken, daß ich beim Fürsten Iwan Iwanytsch zu Mittag speise und daß ich meine eigene Droschke habe. Dies alles sagte ich nur, um mich von einer vorteilhaftern Seite zu zeigen und damit der Kollege mich noch mehr lieb gewinne, aber die Mitteilung, daß ich mit dem Fürsten Iwan Iwanytsch verwandt sei und daß ich eine Droschke besitze, hatte im Gegenteil fast jedesmal zur Folge, daß der Kollege plötzlich mir gegenüber stolz und kalt wurde.

*

Herzensangelegenheiten nahmen mich in diesem Winter sehr in Anspruch. Ich war dreimal verliebt. Einmal verliebte ich mich leidenschaftlich in eine sehr vollbusige Dame, die ich in Freitags Manège hatte reiten gesehen, weshalb ich jeden Dienstag und Freitag – an den Tagen, an denen sie ritt – in die Manège kam, um sie zu sehen, aber ich fürchtete mich stets so sehr, von ihr gesehen zu werden, und blieb deshalb stets fern von ihr, verließ so schnell den Platz, an dem sie vorbeigehen mußte, und wandte mich so sorglos ab, wenn sie nach meiner Seite blickte, daß ich ihr Gesicht nie genau gesehen habe und bis heute nicht weiß, ob sie wirklich schön war oder nicht. Als Dubkow, der diese Dame kannte, mich einst in der Manège traf, wo ich hinter Pelze haltenden Lakaien verborgen stand, und durch Dmitri von meiner Leidenschaft erfuhr, erschreckte er mich durch den Vorschlag, mich mit dieser Amazone bekannt zu machen, so sehr, daß ich aus der Manège fortlief und der bloße Gedanke, daß er mit ihr von mir gesprochen, mich abhielt, wieder in die Manège zu kommen, nicht einmal bis zum Standplatze der Lakaien, aus Furcht, ihr zu begegnen.

Wenn ich in unbekannte und besonders in verheiratete Frauen verliebt war, befahl mich eine Schüchternheit, die noch tausendmal stärker war als die, welche ich Ssonitschka gegenüber empfunden hatte. Mehr als alles in der Welt fürchtete ich, daß der Gegenstand meiner Liebe von derselben oder auch nur von meiner Existenz Kenntnis erlange. Es schien mir, daß, wenn sie erführe, was ich für sie empfand, dies für sie eine Beleidigung wäre, die sie mir nie verzeihen könnte. Und in der That hätte diese Amazone vielleicht mit vollem Recht sich gekränkt fühlen können, wenn sie genau gewußt hätte, daß ich hinter den Lakaien sie betrachtend es mir ausmalte, wie ich sie ergreifen, sie nach dem Dorfe entführen und dort mit ihr leben möchte.

Ein zweites Mal verliebte ich mich in Ssonitschka, als ich sie bei meiner Schwester traf. Meine zweite Liebe zu ihr war schon längst erloschen, aber ich verliebte mich ein drittes Mal in sie, als Ljubot-schka mir ein Heft von Ssonitschka abgeschrieben Gedichte gab, in welchem sie in Lermontows „Dämon“ viele düstere Stellen, an denen von Liebe die Rede war, mit Rotstift unterstrichen und Blumen zwischen die Blätter gelegt hatte. Da ich mich erinnerte, wie Wolodja im vergangenen Jahre den Geldbeutel seiner Dame geküßt hatte, versuchte ich, dasselbe zu thun, und als ich abends allein in meinem Zimmer war und mich in Träumereien zu versenken begann, während ich die Blumen betrachtete und sie an die Lippen führte, da fühlte ich in der That einen angenehmen Reiz zum weinen und war aufs neue verliebt oder war wenigstens während einiger Tage dieser Meinung.

Zum dritten Mal endlich verliebte ich mich in diesem Winter in ein Fräulein, in das auch Wolodja verliebt war und das zu uns zu Besuche kam. An diesem Fräulein war, soweit ich mich jetzt erinnere, durchaus nichts Schönes, namentlich keine der Schönheiten, die mir gewöhnlich gefielen. Sie war die Tochter einer bekannten, klugen und gelehrten Moskauer Dame, klein, mager, mit langen, blonden englischen Locken. Alle Welt behauptete, daß das Fräulein klüger und gelehrter als seine Mutter sei, doch ich vermochte dies nicht zu beurteilen, da ich bei dem Gedanken an ihren Verstand und ihre Gelehrsamkeit eine knechtische Angst empfand und nur einmal, und dies mit unbeschreiblichem Zittern und Zagen, mit ihr gesprochen hatte. Doch das Entzücken Wolodjas, der sich in der Äuße-

zung desselben nie durch die Anwesenden stören ließ, teilte sich mir so mächtig mit, daß ich mich leidenschaftlich in dieses Fräulein verliebte. Da ich fühlte, die Wahrnehmung, daß zwei Brüder in dasselbe Mädchen verliebt seien, werde Wolodja unangenehm sein, sprach ich mit ihm nicht von meiner Liebe. Mir bereitete im Gegenteil das meiste Wohlbehagen der Gedanke, unsere Liebe sei so rein, daß wir, trotzdem ihr Gegenstand ein und dasselbe reizende Wesen sei, doch Freunde bleiben und stets bereit sein werden, wenn die Notwendigkeit eintreten sollte, einer dem andern ein Opfer zu bringen. Was übrigens die Opferwilligkeit anbetrifft, schien Wolodja nicht ganz meine Meinung zu teilen, weil er so leidenschaftlich verliebt war, daß er einen Diplomaten, von dem es hieß, daß er sie heiraten solle, eine Ohrfeige geben und ihn zum Duell fordern wollte. Mir war es sehr angenehm, meine Liebe zum Opfer zu bringen, vielleicht darum, weil es mir keine große Mühe verursachte, da ich mit diesem Fräulein nur ein einziges Mal ein gezieltes Gespräch über den Wert klassischer Musik geführt hatte und meine Liebe, da ich mich nie bemühte, sie zu erhalten, schon in der nächsten Woche erlosch.

*

Die weltlichen Vergnügungen, denen ich mich beim Eintritt in die Universität nach dem Beispiel meines ältern Bruders hinzugeben gedachte, enttäuschten mich völlig in diesem Winter. Wolodja tanzte sehr viel, Papa fuhr auch mit seiner jungen Frau auf Bälle, aber mich hielt man wohl noch für zu jung oder für ungeeignet zu solchen Vergnügungen, und niemand stellte mich in den Häusern vor, in denen Bälle stattfanden. Trotzdem ich Dmitri Aufrichtigkeit versprochen hatte, sagte ich niemandem, auch ihm nicht, wie große Lust ich hatte, Bälle zu besuchen, und wie schmerzlich und ärgerlich es war, daß man mich vergaß und mich offenbar als eine Art Philosophen betrachtete, worauf ich mich infolgedessen auch ausspielte. Doch in diesem Winter fand eine Abendunterhaltung bei der Fürstin Kornatow statt. Sie lud uns selbst alle ein, und mit den anderen auch mich, und ich mußte zum ersten Mal auf einen Ball fahren. Bevor wir hinfuhren, kam Wolodja in mein Zimmer und wünschte zu

sehen, wie ich mich kleiden werde. Dieses Vorgehen von seiner Seite setzte mich sehr in Erstaunen und machte mich stutzig. Mir schien es, daß man sich des Wunsches, gut gekleidet zu sein, schämen und daß man ihn geheim halten müsse; er dagegen betrachtete diesen Wunsch so sehr als natürlich und unvermeidlich, daß er ganz offen erklärte, er fürchte, ich könnte mich blamieren. Er hieß mich sofort Lackstiefel anziehen, entsetzte sich, als ich Handschuhe von sämischem Leder anziehen wollte, steckte mir die Uhr auf eine ganz besondere Art an und führte mich auf die Schmiedebrücke zu einem Friseur. Man kräuselte mir das Haar. Wolodja trat ein wenig zurück und sah mich von ferne an.

„So, jetzt ist es gut. Ist es denn nur nicht möglich, diesen Schopf glatt zu streichen?“

Doch so sehr auch Mr. Charles irgend eine klebrige Flüssigkeit auf meinen Schopf schmierte, er erhob sich immer wieder, sobald ich den Hut aufsetzte, und überhaupt sah mein gelockter Kopf viel schlimmer aus als früher. Meine einzige Rettung war, nachlässiges Wesen zu affektieren. Nur in solchem Falle sah mein Äußeres irgend etwas ähnlich. Wolodja schien derselben Meinung zu sein, weil er mich bat, das Lockengebäude zu zerstören, und als ich dies gethan hatte und es trotzdem noch nicht gut war, sah er mich nicht mehr an und war während des ganzen Weges zu Kornakows schweigsam und betrübt.

Bei Kornakows trat ich kühn an Wolodjas Seite ein, doch als mich die Fürstin aufgefordert hatte, zu tanzen und ich (ich weiß nicht warum) erklärt hatte, ich tanze nicht, trotzdem ich mit der Absicht hergekommen war, viel zu tanzen, wurde ich verzagt, und unter unbekanntem Leuten allein geblieben, versank ich in meine gewöhnliche unwiderstehliche, immer stärker werdende Schüchternheit. Schweigend stand ich den ganzen Abend an derselben Stelle.

Während des Walzers kam eine der Fürstinnen zu mir und fragte mich mit der der ganzen Familie eigenen offiziellen Liebenswürdigkeit, weshalb ich nicht tanze? Ich erinnere mich, wie ich bei dieser Frage schüchtern wurde, daß aber gleichzeitig ganz unwillkürlich ein selbstgefälliges Lächeln über mein Antlitz sich ausbreitete und ich in schwülstiger Ausdrucksweise französisch solchen Unsinn zu sprechen begann, daß ich noch jetzt, nach Jahrzehnten, mich schäme, daran zurück zu denken. Wahrscheinlich wirkte die Musik so

auf mich ein, die meine Nerven erregte und die, wie ich annahm, den nicht ganz verständlichen Teil meiner Rede übertönte. Ich sagte etwas von der höheren Gesellschaft, von der Unbedeutendheit der Männer und Frauen, und schließlich hatte ich mich so verrannt, daß ich mitten in einer Redensart stecken blieb, welche zu beenden keine Möglichkeit war. Die an feine Umgangsweise gewöhnte Fürstin wurde verlegen und sah mich vorwurfsvoll an. Ich lächelte. In diesem kritischen Augenblicke kam Wolodja, der bemerkt hatte, daß ich etwas lebhaft erzähle, und der wohl wissen wollte, wie ich meine Nichtbeteiligung am Tanz entschuldige, zugleich mit Dubkow auf uns zu. Als er mein lächelndes Gesicht und die erschrockene Miene der Fürstin sah und den entsetzlichen Unsinn hörte, mit dem ich schloß, errötete er und wandte sich ab. Die Fürstin stand auf und verließ mich. Ich lächelte immer noch, aber ich litt so sehr unter dem Bewußtsein meiner Dummheit, daß ich es am liebsten gesehen hätte, wenn mich die Erde verschlang, und ich fühlte das Bedürfnis, um jeden Preis mich zu bewegen und etwas zu sagen, um meine Lage ein wenig zu ändern. Ich ging auf Dubkow zu und fragte ihn, wie viele Walzer er mit *ihr* getanzt habe. Ich sagte dies, als ob ich lustig und vergnügt wäre, in Wirklichkeit flehte ich denselben Dubkow um Beistand an, dem ich bei dem Mittagessen bei Yard zugerufen hatte: „Schweigen Sie!“ Dubkow that, als hörte er mich nicht, und wandte sich nach der andern Seite. Ich näherte mich nun Wolodja und sagte mit äußerster Anstrengung, indem ich mich bemühte, meiner Stimme einen scherzhaften Klang zu geben: „Nun, Wolodja, hast Du Dich müde getanzt?“ Aber Wolodja sah mich so an, als ob er sagen wollte: „So sprichst Du nicht mit mir, wenn wir allein sind,“ und entfernte sich schweigend von mir, da er offenbar befürchtete, ich könnte mich irgendwie an ihn anhängen.

„Mein Gott, auch mein Bruder läßt mich im Stich!“ dachte ich.

Dennoch besaß ich nicht die Kraft, den Ball zu verlassen. Ich stand bis zum Schluß düster auf derselben Stelle, und nur als sich vor der Abfahrt alles im Vorzimmer zusammendrängte und der Bediente mir beim Umlegen des Mantels diesen über den Hutrand legte, so daß der Hut in die Höhe fuhr, da sagte ich unter Thränen lächelnd und ohne mich an jemanden insbesondere zu wenden: „*comme c'est gracieux!*“

Am Anfang des Jahres lud Baron S., ein großer, blonder Mann mit sehr ernstem, regelmäßig geformtem Gesicht, uns alle zu sich zu einem kameradschaftlichen Abend. Pünktlich zur bestimmten Zeit, um acht Uhr, war ich bei dem Baron. Er empfing in aufgeknapftem Rock und weißer Weste seine Gäste in dem hell erleuchteten Saal und dem Gastzimmer eines nicht großen Häuschens, in dem seine Eltern wohnten, die ihm für den Abend der Festlichkeit ihre Prunkgemächer abgetreten hatten. Im Korridor tauchten Kleider und Köpfe neugieriger Dienstmädchen auf und am Buffet wurde einen Augenblick ein Damengewand sichtbar, in dem ich die Baronin selbst vermutete. Es waren etwa zwanzig Gäste versammelt, und alle waren Studenten, ausgenommen den Herrn Frost, der mit Iwin gekommen war, und einen rotwangigen, hochgewachsenen Beamten, den Leiter der Festlichkeit, welcher allen als Verwandter des Barons und ehemaliger Student der Dorpater Universität vorgestellt wurde.

Nach dem Thee, den Diener herumgereicht hatten, fragte der Dorpater Student Herrn Frost russisch:

„Kannst Du Shshonka bereiten, Frost?“

„O ja!“ erwiderte Frost deutsch, aber der Dorpater Student sagte aufs neue russisch:

„So geh' ans Werk!“ – und Frost begann, mit seinen gebogenen Beinen weit ausschreitend, vom Gastzimmer zum Buffet, vom Buffet zum Gastzimmer zu wandern, und bald tauchte auf dem Tische eine große Suppenschüssel auf, auf welcher ein zehn Pfund schwerer Zuckerhut auf drei kreuzweis gelegten Studentendegen stand. Baron S. bewegte sich indessen unaufhörlich unter den Gästen, die sich im Gastzimmer versammelt hatten und die Suppenschüssel betrachteten, hin und her und sagte mit unveränderlich ernster Miene einem jeden dasselbe: „Wir wollen alle nach Studentenart gegenseitige Bruderschaft trinken, meine Herren! Es giebt ja gar keine Kollegialität in unserem Kurs. Knöpfen Sie die Röcke auf oder ziehen Sie sie ganz aus so wie er.“ In der That hatte der Dorpater Student den Rock ausgezogen, die weißen Hemdärmel über die weißen Ellbogen zurückgestreift, und mit gespreizten Beinen stramm dastehend, zündete er den Rum in der Suppenschüssel an.

„Meine Herren! Löschen Sie die Kerzen aus!“ rief plötzlich der Dorpater Student so laut, als ob wir alle schriegen und er uns überschreien wollte.

Wir blickten alle stumm nach der Suppenschüssel und dem weißen Hemde des Dorpater Studenten, und fühlten alle, daß nun der feierliche Augenblick gekommen sei.

„Löschen Sie die Lichter aus, Frost!“ schrie aufs neue der Dorpater Student, diesmal deutsch, da er wohl etwas in die Hitze geraten war.

Frost und wir alle begannen die Kerzen auszulöschen. Im Zimmer wurde es dunkel und nur die weißen Hemdärmel und die Hände, die den Zuckerhut auf den Degen festhielten, waren von der bläulichen Flamme beleuchtet. Der laute Tenor des Dorpater Studenten war nicht mehr die einzige Stimme, die man hörte, da überall im Zimmer gesprochen und gelacht wurde. Viele hatten die Röcke ausgezogen (besonders diejenigen, die feine und ganz reine Hemden hatten), ich that dasselbe und es wurde mir klar, daß es begonnen hatte. Obwohl von Heiterkeit noch keine Spur war, so war ich doch fest überzeugt, daß es werde vortrefflich werden, sobald wir nur alle ein Glas von dem in Zubereitung befindlichen Getränke getrunken haben.

Das Getränk war fertig. Der Dorpater Student goß es in die Gläser ein, wobei er den Tisch stark betropfte, und schrie: „Nun, meine Herren, greifen Sie zu!“

Nachdem wir jeder ein volles, klebriges Glas ergriffen hatten, stimmten der Dorpater Student und Frost ein deutsches Lied an, in dem sehr oft der Ausruf „Juchhe!“ vorkam, und wir sangen alle unharmonisch mit, begannen mit den Gläsern anzustoßen, zu schreien, das Getränk zu loben und über die Hand in dem süßen und starken Gebräu Bruderschaft zu trinken. Jetzt war nichts mehr zu erwarten, das Gelage war in vollem Gange. Ich hatte schon ein ganzes Glas getrunken, man schenkte mir ein zweites ein, in meinen Schläfen begann es zu pochen, rings um mich schrie und lachte alles, und doch schien es mir, daß keine Heiterkeit herrsche, und ich war sogar überzeugt, daß sowohl ich als alle sich langweilten, und daß ich und alle anderen nur aus irgend einem Grunde für nötig fanden, uns zu stellen, als ob wir sehr fröhlich wären. Der Einzige, der sich nicht verstellte, war vielleicht der Dorpater Student: er wurde immer röter,

schoß hin und her, schenkte allen die geleerten Gläser voll und be-
goß dabei immer mehr und mehr den Tisch, der ganz süß und kleb-
rig wurde. Ich weiß nicht, wie eins aufs andere folgte, aber ich erin-
nere mich, daß ich an diesem Abend den Dorpater Studenten und
Frost entsetzlich lieb hatte, daß ich ein deutsches Lied auswendig
lernte, und daß ich sie beide auf den süßen Mund küßte; ich entsinne
mich auch, daß mich an diesem Abend Haß gegen den Dorpater Stu-
denten erfüllte und daß ich mit einem Stuhl auf ihn loshauen wollte,
aber an mich hielt; ich erinnere mich, daß außer solcher Auflehnung
gegen alle Anwesenden, wie ich schon bei dem Mittagessen bei Yard
erfahren hatte, mich an diesem Abend der Kopf schmerzte und sich
im Kreise drehte, so daß ich fürchtete, im nächsten Augenblick zu
sterben; ich erinnere mich auch, daß wir uns, ich weiß nicht weshalb,
auf den Boden setzten und mit den Händen Bewegungen machten
als ob wir ruderten, dann das Lied „Hinab auf dem Mütterchen
Wolga“ sangen, und daß ich die ganze Zeit darüber nachdachte, daß
dies alles durchaus unnötig sei; ich erinnere mich noch, daß ich, auf
dem Boden liegend, mich wie ein Zigeuner herumbalgte, jemandem
den Hals verrenkte und dachte, es wäre nicht geschehen, wenn er
nicht betrunken war; ferner erinnere ich mich, daß wir zu Abend
aßen und etwas anderes tranken, daß ich auf den Hof hinausging,
um mich zu erfrischen, daß mein Kopf sich abkühlte, und daß ich
beim fortfahren bemerkte, daß es entsetzlich finster war, daß der
Einsteigetritt meiner Droschke glatt und schlüpfrig war, und daß
man sich an Kusma nicht anhalten konnte, weil er schwach gewor-
den und wie ein Lappen hin und her schwankte; doch hauptsächlich
erinnere ich mich, daß ich im Verlaufe dieses ganzen Abends unauf-
hörlich fühlte, daß meine Handlungsweise eine sehr dumme sei, in-
dem ich mich stellte, als sei ich sehr lustig und als trinke ich gern
sehr viel und halte mich nicht für betrunken, und unaufhörlich
fühlte ich, daß auch die Handlungsweise der anderen eine sehr
dumme sei und sie sich in gleicher Weise wie ich verstellen. Es
schien mir, daß jeder Einzelne sich unbehaglich fühlte, so wie ich,
daß er aber annahm, er empfinde dies unangenehme Gefühl allein,
und sich für verpflichtet hielt, die allgemeine Fröhlichkeit nicht zu
stören. Und so seltsam es klingt, ich fühlte mich dabei zur Verstel-
lung nur darum verpflichtet, weil man in die Suppenschüssel drei
Flaschen Sekt zu zehn Rubel und zehn Flaschen Rum zu vier Rubel

geschüttet hatte, was im ganzen siebzig Rubel betrug. Ich war so davon überzeugt, daß es mich am folgenden Tage in der Vorlesung ungemein überraschte, daß meine Kollegen, die der Abendunterhaltung beim Baron S. beigewohnt hatten, sich nicht nur nicht schämten, dessen zu gedenken, was sie gestern gethan hatten, sondern von dieser Unterhaltung so sprachen, daß andere Studenten es hören konnten. Sie sagten, es sei eine vortreffliche Kneiperei gewesen, die Dorpater seien Meister in solchen Dingen, und zwanzig Mann hätten dort vierzig Flaschen Rum ausgetrunken und viele seien ganz bewußtlos unter dem Tisch gelegen. Ich vermochte nicht zu begreifen, nicht nur weshalb sie dies erzählten, sondern auch weshalb sie in bezug auf sich selbst Lügen verbreiteten.

*

In diesem Winter war ich nicht nur sehr oft mit Dmitri beisammen, der häufig zu uns kam, sondern auch mit seiner ganzen Familie, die ich zu besuchen begann.

Die Nechljudows – Mutter, Tante und Tochter – brachten alle Abende zu Hause zu und die Fürstin sah es gern, wenn abends solche junge Leute zu ihr kamen, die, wie sie sich ausdrückte, im stande waren, einen ganzen Abend ohne Karten und ohne Tanz zuzubringen. Doch solcher jungen Leute mußte es nicht viele geben, da ich, der sie fast jeden Abend besuchte, selten Gäste bei ihnen fand. Ich gewöhnte mich an die Angehörigen dieser Familie, an ihre verschiedenen Stimmungen, gewann eine klare Vorstellung von ihren gegenseitigen Beziehungen, gewöhnte mich an die Zimmer und die Möbel, und wenn keine Gäste zugegen waren, bewegte ich mich völlig ungezwungen, ausgenommen die Fälle, in denen ich mit Warrenka allein im Zimmer blieb. Es schien mir stets, daß sie, obwohl sie kein sehr schönes Mädchen war, lebhaft wünschte, daß ich mich in sie verliebe, doch auch diese Befangenheit begann zu schwinden. Sie gab so deutlich zu erkennen, daß es für sie ein und dasselbe war, ob sie nun mit mir oder mit ihrem Bruder oder mit Ljubow Sergejewna sprach, daß auch ich mich gewöhnte, in ihr nur ein Mädchen zu sehen, bei dem nichts Beschämendes und nichts Gefährliches darin liegt, wenn man ihr bekennt, welches Vergnügen man in ihrer

Gesellschaft empfindet. Während der ganzen Dauer unserer Bekanntschaft gab es Tage, an denen sie mir als ein unschönes, und solche, an denen sie mir als ein nicht übles Mädchen erschien, doch ich legte mir in bezug auf sie nicht ein einziges Mal die Frage vor: bin ich in sie verliebt oder nicht?

Die Nechljudows gewannen mich lieb, und nur Ljubow Ssergejewna, die mich für einen sehr großen Egoisten und gottlosen Spötter hielt, liebte mich nicht und stritt oft mit mir, wurde ärgerlich und schlug mich dann mit ihren abgerissenen, zusammenhanglosen Redensarten. Dmitri aber blieb stets in demselben seltsamen, mehr freundschaftlichen Verhältnis zu ihr und sagte, daß niemand sie verstehe und daß sie ihm sehr viel Gutes erweise.

Wenn Gäste da waren, schenkte mir Warenka selbstverständlich weniger Beachtung als wenn wir allein waren, und dann gab es auch weder Vorlesungen, noch Musik, die ich sehr gern anhörte. Wenn sie mit den Gästen sprach, verlor sie für mich ihren Hauptreiz, der in ihrer ruhigen Besonnenheit und in ihrem schlichten Wesen lag. Ich entsinne mich, wie mich ihre Unterhaltung mit meinem Bruder Wolodja über Theater und über das Wetter seltsam berührte. Ich wußte, daß Wolodja nichts in der Welt so sehr verachtete wie banale Redensarten, Warenka lachte auch über die fesselnd sein sollenden Gespräche über das Wetter u.s.w. – weshalb sprachen sie denn, wenn sie beisammen waren, beide das unausstehlichste, abgeschmackte Zeug? Nach solchen Gesprächen grollte ich stets Warenka im stillen, spottete am folgenden Tage über die Gäste, die da gewesen, fand aber nun noch größeres Vergnügen am Alleinsein im Nechljudowschen Familienkreise. Wie dem nun sei, ich begann mehr Vergnügen daran zu finden, mit Dmitri im Gastzimmer seiner Mutter zu sein, als mit ihm allein unter vier Augen.

*

Gerade um diese Zeit hing meine Freundschaft mit Dmitri an einem Haar. Ich hatte schon ziemlich lange begonnen, ihn darauf hin zu prüfen, ob ich an ihm keine Fehler entdecken könne, und in der ersten Jugend lieben wir nur leidenschaftlich, also nur vollkommene Leute. Doch sobald der Nebel der Leidenschaft sich zu vermindern

beginnt oder unwillkürlich die hellen Lichtstrahlen des Verstandes ihn zu durchdringen beginnen und wir den Gegenstand unserer Leidenschaft in seiner wahren Gestalt erblicken, mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern, dann fallen uns die Fehler allein, als etwas Unerwartetes, scharf und übertrieben groß ins Auge, die Neigung zum Neuen und die Hoffnung auf die bei einem andern Menschen nicht unmögliche Vollkommenheit beschleunigen nicht nur die Erkältung unserer Beziehungen, sondern verschärfen auch die Abneigung gegen den frühern Gegenstand unserer Leidenschaft, und ohne Bedauern geben wir ihn auf und stürzen uns auf die Suche nach neuen Vollkommenheiten. Wenn nicht auch mein Verhältnis zu Dmitri einen solchen Verlauf nahm, so verdanke ich dies bloß seiner hartnäckigen, pedantischen, mehr auf dem Verstand als auf dem Herzen beruhenden Zuneigung, welcher untreu zu werden ich mich schämte. Überdies verband uns das seltsame Gebot der Aufrichtigkeit. Wir scheuten uns, bei einer Trennung all die einander anvertrauten, für jeden einzelnen beschämenden moralischen Geheimnisse in der Gewalt des andern zu lassen. Die Vorschrift, aufrichtig zu sein, wurde übrigens, was für uns kein Geheimnis war, schon längst nicht mehr beobachtet, sie war uns oft eine Last und rief seltsame Beziehungen zwischen uns hervor.

Bei Dmitri fand ich in diesem Winter fast stets, wenn ich zu ihm kam, seinen Universitätskollegen, den Studenten Besobjadow, mit dem er beschäftigt war. Besobjadow war ein kleiner, pockennarbiger, magerer Mensch, mit sehr kleinen, mit Sommersprossen besäten Händen und ungeheuer langem, ungekämmten fuchsroten Haar, stets zerlumpt, schmutzig, ungebildet. Dmitris Verkehr mit ihm, und ebenso sein Verhältnis zu Ljubow Ssergejewna waren mir unbegreiflich. Die einzige Ursache, weshalb er ihn unter allen Kollegen ausgewählt und sich ihm angeschlossen hatte, konnte die sein, daß es auf der Universität keinen Studenten gab, der schlechter aussah als Besobjadow. Gerade deshalb mochte es Dmitri angenehm sein, ihn allen anderen zum Trotz als Freund zu behandeln. In allen seinen Beziehungen zu diesem Studenten prägte sich das stolze Bewußtsein aus: „Mir ist alles gleichgiltig, jeder, er sei wer er wolle, ist meinesgleichen, auch ihn liebe ich, folglich ist er ein braver Mensch.“ Ich wunderte mich, daß es ihm nicht zur Last wurde, sich beständig einen Zwang aufzuerlegen, und daß der unglückliche Be-

sobjäadow diese unbehagliche Lage zu ertragen vermochte. Mir mißfiel sehr diese Freundschaft.

Einst kam ich zu Dmitri, um mit ihm den Abend im Gastzimmer seiner Mutter zu verbringen, zu plaudern und Warenkas Gesang und Vorträge anzuhören, aber Besobjäadow war in Dmitris Zimmer. Dmitri erwiderte mir in schneidendem Ton, daß er nicht hinabgehen könne, da er, wie ich sehe, Besuch habe.

„Was ist denn unten Lustiges?“ fügte er hinzu. „Es ist viel besser, wenn wir hier sitzen bleiben und plaudern.“

Obwohl mich der Gedanke, zwei Stunden mit Besobjäadow zuzubringen, durchaus nicht entzückte, konnte ich mich doch nicht entschließen, allein ins Gastzimmer hinabzugehen, und ärgerlich über die Eigenheiten meines Freundes setzte ich mich in einen Schaukelstuhl und begann mich schweigend zu schaukeln. Ich ärgerte mich sehr über Dmitri und Besobjäadow, weil sie mich des Vergnügens, unten zu sein, beraubten; ich wartete, ob Besobjäadow nicht bald fortgehen werde, und hörte schweigend ihr Gespräch an. „Ein sehr angenehmer Gast! Mit dem mag man sich unterhalten!“ dachte ich, als ein Diener Thee brachte und Dmitri Besobjäadow fünfmal ersuchen mußte, ein Glas anzunehmen, weil der schüchterne Gast sich für verpflichtet hielt, das erste und zweite Glas abzulehnen und zu sagen: „Trinken Sie nur allein!“ Dmitri gab sich schließlich Mühe, den Gast mit einem Gespräch zu unterhalten, in das er auch mich einmal vergeblich zu ziehen versuchte. Ich verharrte in düsterem Schweigen.

Endlich erhob sich Besobjäadow, aber Dmitri vermochte einen so angenehmen Gast nicht so schnell zu entlassen: er schlug ihm vor, über Nacht zu bleiben, wozu sich Besobjäadow zum Glück nicht bereit erklärte und fortging.

Nachdem er ihn hinausgeleitet, kam Dmitri zurück und begann mit selbstgefälligem Lächeln und sich die Hände reibend im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei er von Zeit zu Zeit einen Blick auf mich warf. Er war mir nun noch zuwiderer. „Wie kann er sich erlauben, hier herumzugehen und zu lächeln?“ dachte ich.

„Weshalb bist Du böse?“ sagte er plötzlich und blieb vor mir stehen.

„Ich bin durchaus nicht böse,“ erwiderte ich, wie man stets in einem solchen Falle antwortet. „Ich ärgere mich bloß darüber, daß

Du Dich verstellst, sowohl vor mir als vor Besobjadow und vor Dir selbst.“

„Welch ein Unsinn! Ich verstelle mich nie und vor niemandem!“

„Ich vergesse nicht unsere Vereinbarung, aufrichtig zu sein, und spreche offen zu Dir. Meiner Überzeugung nach,“ sagte ich, „ist Dir dieser Besobjadow ebenso unerträglich wie mir, weil er dumm und Gott weiß was noch ist, aber Dir ist es angenehm, vor ihm wichtig zu thun ...“

„Nein! Erstens ist Besobjadow ein vortrefflicher Mensch ...“

„Und ich sage: ja! Ich will Dir auch noch sagen, daß Deine Liebe zu Ljubow Ssergejewna gleichfalls darauf beruht, daß sie Dich vergöttert.“

„Und ich sage Dir, daß nicht!“

„Und ich sage, daß ja, weil ich dies aus der Beobachtung meiner selbst kenne,“ erwiderte ich mit der Hitze unterdrückten Zorns und mit der Absicht, ihn durch meine Aufrichtigkeit zu entwaffnen. „Ich sagte Dir schon und ich wiederhole es Dir, daß es mir stets scheint, ich liebe die Leute, die mir etwas Angenehmes sagen, aber wenn ich es genau prüfe, finde ich, daß eine wirkliche Zuneigung nicht vorhanden ist.“

„Nein,“ fuhr Dmitri fort, indem er mit ärgerlicher Handbewegung sein Halstuch zurecht rückte, „wenn ich liebe, kann weder Lob noch Tadel meine Gefühle ändern.“

„Das ist nicht wahr; ich gestand Dir ja, daß ich, nachdem Papa mich einen Taugenichts genannt, ihn einige Zeit haßte und seinen Tod herbeisehnte, ebenso wie Du ...“

„Sprich von Deinen Angelegenheiten! Es ist sehr traurig, wenn Du so bist ...“

„Im Gegenteil,“ schrie ich, sprang von dem Stuhl empor und sah ihm mit verzweifelter Verwegenheit ins Gesicht. „Das, was Du sagst, ist nicht gut. Hast Du mir etwa nicht von Deinem Bruder erzählt ... und ich will Dir sagen, wie ich Dich jetzt durchschaue ...“

Und bestrebt, ihn schmerzhafter zu treffen als er mich, begann ich ihm nachzuweisen, daß er niemanden liebe, und ihm alles zu sagen, was ihm vorzuwerfen ich mich für berechtigt hielt. Ich war sehr zufrieden, daß ich mich völlig ausgesprochen hatte, und vergaß vollständig, daß das einzig mögliche Ziel dieser Aussprache, das darin bestand, daß er seine Fehler, die ich bloßlegte, bekenne, in die-

sem Augenblick nicht erreicht werden konnte, da er erregt war. In ruhiger Stimmung, wenn er es einsehen konnte, hätte ich ihm dies nie gesagt.

Der Streit ging schon in Zank über, als Dmitri plötzlich verstummte und in das angrenzende Zimmer ging. Ich folgte ihm dort hin und sprach weiter, aber er gab mir keine Antwort. Ich wußte, daß in der Rubrik seiner Gebrechen auch das Aufbrausen stand, und daß er sich jetzt Gewalt anthat.

Dahin hatte also unser Grundsatz geführt: „einer dem andern alles zu sagen, was wir empfanden, und niemals mit einem dritten von dem andern zu sprechen“. Wir ließen uns zuweilen durch die Aufrichtigkeit zu den schamlosesten Bekenntnissen hinreißen und diese Bekenntnisse knüpften das uns verbindende Freundschaftsband nicht fester, sondern ertöteten das Freundschaftsgefühl und trennten uns; und jetzt hatte die Eigenliebe ihn abgehalten, ein ganz einfältiges Bekenntnis abzulegen, und in der Hitze des Streites hatten wir von denselben Waffen Gebrauch gemacht, die wir einst selbst einer dem andern in die Hand gegeben und die entsetzlich schmerzhaft verwundeten.

*

Obwohl Papa mit seiner Frau erst nach Neujahr nach Moskau kommen wollte, kam er schon im Herbst, im Oktober, zu einer Zeit, als es noch vortreffliche Treibjagden gab. Papa sagte, er habe sein Vorhaben geändert, weil seine Angelegenheit im Senat zur Verhandlung kommen sollte; Mimi aber erzählte, daß Awdotja Wassiljewna sich im Dorfe so langweilte, so oft von Moskau sprach und sich so unwohl stellte, daß Papa ihren Wunsch zu erfüllen beschloß. Weil sie ihn nie geliebt und bloß mit ihrer Liebe allen die Ohren vollgeblasen hat, weil sie einen reichen Mann heiraten wollte, fügte Mimi hinzu, indem sie melancholisch seufzte, als ob sie sagen wollte: „So hätten sich andere Leute nicht gegen ihn benommen, wenn er sie zu schätzen wußte.“

Diese „anderen Leute“ waren ungerecht gegen Awdotja Wassiljewna; in jedem ihrer Worte, in ihren Blicken und Bewegungen äußerte sich ihre leidenschaftliche Liebe zu Papa, eine Liebe voll

Hingebung bis zur Selbstaufopferung, doch eine solche Liebe hinderte sie durchaus nicht, zugleich mit dem Wunsch, sich von dem vergötterten Mann nicht zu trennen, auch eine moderne Haube von Madame Annette oder einen modernen Hut mit blauer Straußenfeder und ein blaues venezianisches Sammetkleid zu verlangen, das den schön geformten weißen Busen und die Arme frei ließ, welche bisher außer dem Gatten und den Kammerfrauen niemand gesehen hatte. Ljubotschka stand selbstverständlich auf der Seite der Mutter, zwischen uns und der Stiefmutter entwickelte sich aber mit einem Male seit dem Tage ihrer Ankunft ein seltsames, komisches Verhältnis. Sobald sie aus dem Wagen gestiegen war, näherte sich ihr Wolodja mit ernster Miene und trübem Blick, mit den Füßen scharrend und sich hin und her neigend, zum Handkuß und sagte, gleich als ob er jemanden vorstellte:

„Ich habe die Ehre, unsere liebe Mama zu ihrer Ankunft zu beglückwünschen und ihr die Hand zu küssen.“

„Ah, mein liebes Söhnchen!“ sagte Awdotja Wassiljewna mit ihrem hübschen, einförmigen Lächeln.

„Auch das zweite Söhnchen vergessen Sie nicht!“ sagte ich, indem ich ihr gleichfalls die Hand küßte und mich unwillkürlich bemühte, Wolodjas Miene und Stimme nachzuahmen.

Wären wir und die Stiefmutter von gegenseitiger Zuneigung überzeugt gewesen, dann hätte diese Äußerung eine Mißachtung der Äußerungen der Liebe anzeigen können; wenn wir bereits Abneigung gegen einander empfanden, konnte sie Ironie oder Verachtung der Verstellung anzeigen, oder den Wunsch, vor dem anwesenden Vater unsere wirklichen Beziehungen zu verbergen, und noch viele andere Gefühle und Gedanken; doch im vorliegenden Falle war diese Äußerung ohne alle Bedeutung und verbarg bloß das Nichtvorhandensein jeglicher Beziehung. Ich habe auch in anderen Familien einen so scherzhaften Scheinverkehr bemerkt, wenn die Familienglieder ahnten, daß die wirklichen Beziehungen nicht gute sein werden, und ein derartiger Verkehr entwickelte sich unwillkürlich zwischen uns und Awdotja Wassiljewna. Wir überschritten fast nie die einmal gezogenen Schranken, begegneten ihr stets mit heuchlerischer Ehrfurcht, sprachen französisch mit ihr und nannten sie *chère maman*, worauf sie stets mit einem Scherz gleicher Art und ihrem hübschen Lächeln antwortete. In der ersten Zeit

machte sie gern, indem sie sich selbst Stiefmutter nannte, Andeutungen, wie Kinder und Hausleute stets schlecht von einer Stiefmutter denken und sie ungerecht beurteilen, und wie schwierig infolgedessen ihre Stellung zu sein pflüge. Doch obwohl sie das Unangenehme dieser Stellung im voraus erkannte, so that sie doch nichts, um ihm auszuweichen: indem sie gegen den Einen zärtlich war, den Andern beschenkte, nicht mürrisch war, was ihr sehr leicht gewesen wäre, da sie von Natur nicht streng und sehr gut war. Doch sie that nicht nur dies nicht, sondern im Gegenteil, da sie alle Unannehmlichkeiten ihrer Stellung voraussah, war sie stets ohne angegriffen zu sein zur Abwehr bereit, und da sie annahm, daß alle Hausgenossen ihr auf alle mögliche Weise Unannehmlichkeiten bereiten und sie kränken wollen, sah sie in allem böse Absicht und hielt es für das ihrer würdigste Vorgehen, schweigend zu dulden. Dabei waren ihre Gewohnheiten so abweichend von denen, die sich in unserem Hause eingewurzelt hatten, daß schon dies allein gegen sie einnahm. In unserem an Ordnung gewöhnten, saubern Hause lebte sie stets so, als ob sie soeben angekommen wäre, stand bald spät, bald früh auf und ging ebenso zu Bett, kam einmal zum Mittagessen, dann wieder nicht, und ebenso hielt sie es mit dem Abendessen. Sie ging fast stets, wenn nicht Gäste da waren, halb angekleidet umher und schämte sich nicht, vor uns und sogar vor der Dienerschaft in einer weißen Jacke und einem umgeworfenen Shawltuch mit bloßen Armen zu erscheinen. Anfangs gefiel mir dieses schlichte Wesen, aber sehr bald verlor ich namentlich infolge desselben den letzten Rest von Achtung, die ich vor ihr empfand.

Sie liebte ihren Mann mehr als alles in der Welt, und ihr Mann liebte sie, besonders in der ersten Zeit und als er sah, daß sie nicht ihm allein gefiel. Ihre einzige Lebensaufgabe war, die Liebe ihres Gatten zu erwerben, doch sie schien absichtlich alles zu thun, was ihm nur unangenehm sein konnte, und alles mit der Absicht, ihm die Stärke ihrer Liebe und ihre Opferwilligkeit vor Augen zu führen.

Sie liebte den Putz, und der Vater sah sie gern in der Gesellschaft als schöne Frau, die Lob und Bewunderung hervorrief; aber sie brachte ihm ihre Leidenschaft für Putz zum Opfer und gewöhnte sich immer mehr, in grauer Blouse zu Hause zu sitzen. Papa spielte in diesem Winter oft, verlor schließlich viel, verbarg aber wie stets bisher seine Spielangelegenheiten vor den Hausgenossen, da er

Spiel und Familienleben nicht vermischen wollte. Awdotja Wassiljewna opferte sich auch hierin für ihn auf, und obwohl sie unwohl und gegen Ende des Winters bereits schwanger war, hielt sie es doch für ihre Pflicht, in grauer Blouse und ungekämmt auch um vier oder fünf Uhr morgens Papa entgegen zu gehen, wenn er ermüdet vom verlustreichen Spiel im Klubb heimkam. Sie frug ihn dann zerstreut, ob er Glück im Spiel gehabt, und hörte mit herablassender Aufmerksamkeit, lächelnd und mit dem Kopfe nickend zu, wenn er erzählte, was er im Klubb gethan, und wenn er sie zum hundertsten Male bat, ihn nicht zu erwarten. Doch obwohl seine Gewinne und Verluste, von denen bei Papas Spielweise sein Vermögen abhing, sie durchaus nicht interessierten, war sie doch jede Nacht, wenn er aus dem Klubb heimkehrte, die Erste, die ihm entgegenkam. Außer ihrer Leidenschaft zur Selbstaufopferung war übrigens die geheime Triebfeder dieser Begegnungen die Eifersucht, die sie in sehr hohem Grade quälte. Niemand in der Welt hätte ihr die volle Überzeugung beizubringen vermocht, daß Papa so spät aus dem Klubb und nicht von einer Geliebten kam. Sie bemühte sich, in Papas Gesicht seine Liebesgeheimnisse zu erraten, und wenn sie dort nichts zu entdecken vermochte, seufzte sie und versenkte sich in die Erwägung ihres Unglücks.

Infolge dieses und vieler anderen ununterbrochenen Opfer machte sich in den letzten Wintermonaten, in denen Papa viel verlor und daher größtenteils schlechter Laune war, in seinem Verkehr mit seiner Frau bereits zeitweilig ein leiser Groll bemerkbar, die unterdrückte Abneigung gegen den Gegenstand der Anhänglichkeit, welche in dem unwillkürlichen Bestreben, diesem Gegenstand alle möglichen moralischen Unannehmlichkeiten zu bereiten, ihren Ausdruck findet.

*

Der Winter verging unmerklich und es begann schon wieder zu tauen, und in der Universität waren schon die Prüfungstermine angeschlagen, als ich mich plötzlich erinnerte, daß ich mich einer Prüfung in achtzehn Gegenständen zu unterziehen habe, über die ich Vorlesungen zu hören hatte, von denen ich aber nicht eine gehört,

nicht eine nachgeschrieben, zu keiner mich vorbereitet hatte. Seltsam, daß eine so einfache Frage: „Wie wirst Du die Prüfung bestehen?“ nie in mir aufgetaucht war! Doch ich hatte mich den ganzen Winter in einer Art Taumel befunden, der aus dem beseligenden Gefühl entsprang, nun erwachsen und „*comme il faut*“ zu sein, so daß ich, als mir der Gedanke kam: „Wie werde ich die Prüfung bestehen?“ – Vergleiche zwischen mir und meinen Kollegen anstellte und dachte: „Sie werden sie bestehen, und die Mehrzahl von ihnen ist noch nicht *comme il faut*, also habe ich noch etwas vor ihnen voraus und muß auch die Prüfung bestehen.“ Ich kam zu den Vorlesungen nur deshalb, weil ich schon daran gewöhnt war und weil Papa mich von Hause fortsandte. Dabei hatte ich eine Menge Bekannte und war häufig in der Universität sehr lustig. Ich liebte diesen Lärm, das Gespräch, das Kichern in den Hörsälen, träumte gern während des Vortrags, in der letzten Bank sitzend, bei dem gleichmäßigen Klang der Stimme des Professors von irgend etwas, lief auch gern mit einem der Kollegen zu Materna hinab, um ein Gläschen Wodka zu trinken, und da ich wußte, daß ich deshalb zurecht gewiesen werden könne, kam ich hinter dem Professor, schüchtern die knarrende Thür öffnend, in den Hörsaal, und nahm auch gern daran teil, wenn die Studenten der einzelnen Kurse sich lachend im Korridor herumtrieben. Alles dies war sehr lustig.

Meine neuen Freunde schlugen mir vor, mich mit ihnen zur Prüfung vorzubereiten, und ich erklärte mich einverstanden. Das erste Mal versammelten wir uns bei Suchin. Er bewohnte ein möbliertes Stübchen in einem großen Hause auf dem Trubnoi Boulevard. Ich verspätete mich an dem bestimmten Tage und kam erst, als sie schon zu lesen begonnen hatten. Die kleine Stube war ganz voll Rauch, von Tabak schlechtesten Sorte, den Suchin rauchte. Auf dem Tische stand ein Krug Wodka, ein Schnapsgläschen, Brot, Salz und eine Hammelkeule. Suchin lud mich, ohne aufzustehen, ein, ein Gläschen Wodka zu trinken und den Rock abzulegen.

„Mir scheint, Sie sind an solche Bewirtung nicht gewöhnt,“ fügte er hinzu.

Alle waren mit schmutzigen Kattunhemden bekleidet. Indem ich mich bemühte, sie meine Verachtung nicht merken zu lassen, zog ich den Rock aus und ließ mich kollegialisch auf dem Divan nieder. Suchin las aus den Kollegienheften vor, die anderen unterbrachen

ihn von Zeit zu Zeit mit Fragen, und er erläuterte alles klar, kurz und bündig. Ich hörte zu und verstand nicht viel, weil ich das Vorhergehende nicht wußte, und stellte deshalb eine Frage.

„Eh, mein Lieber, wenn Sie das nicht wissen, können Sie nicht zuhören,“ sagte Suchin. „Ich will Ihnen die Hefte geben und Sie können es bis morgen durchgehen. Wozu Ihnen das erst erklären ...“

Fast zwei Wochen ging ich jeden Abend zu Suchin, um bei ihm zu studieren. Ich that dort wenig, da ich, wie schon gesagt, hinter meinen Kollegen zurückgeblieben war; und da ich nicht die Kraft besaß, mich allein zu beschäftigen, um sie einzuholen, so stellte ich mich, als ob ich aufmerksam zuhöre und alles verstehe, was vorgelesen wurde. Es schien mir, daß auch meine Kollegen meine Verstellung errieten, und oft bemerkte ich, daß sie einzelne Stellen übersprangen, die sie selbst kannten, und niemand richtete deshalb eine Frage an mich.

Endlich kam die Zeit der ersten Prüfung, aus der Differential- und Integralrechnung, und ich wandelte beständig gleichsam wie in einem Nebel und vermochte mir nicht klar Rechenschaft über das abzulegen, was mich erwartete. Am Abend, nach dem Verkehr mit meinen Freunden, überkam mich der Gedanke, daß ich meine Ansichten ändern müsse, daß etwas an ihnen nicht gut sei, aber am Morgen, beim Sonnenlicht, war ich aufs neue *comme il faut*, war sehr zufrieden und wünschte mir keinerlei Änderung.

In solcher Gemütsstimmung kam ich zur ersten Prüfung. Ich setzte mich auf die Bank auf die Seite, wo die Fürsten, Grafen und Barone saßen, begann mit ihnen französisch zu sprechen, und (so seltsam es klingen mag) ich dachte nicht im geringsten daran, daß ich sofort werde eine Prüfung aus einem Gegenstand bestehen müssen, den ich durchaus nicht beherrschte. Kaltblütig sah ich denen nach, die zur Prüfung vortraten, und erlaubte mir sogar, über Einige mich lustig zu machen.

„Nun, Grapp?“ sagte ich zu Ilinka, als er vom Prüfungstisch zurückkam. „Haben Sie genug Angst ausgestanden?“

„Wir wollen sehen, wie Sie sich benehmen werden,“ sagte Ilinka, der, seit er die Universität besuchte, sich vollständig gegen meine Beeinflussung aufgelehnt hatte, nicht mehr lächelte, wenn ich mit ihm sprach, und mir gegenüber stets schlecht aufgelegt war.

Ich lächelte verächtlich bei Ilinkas Antwort, obwohl der Zweifel,

dem er Ausdruck gegeben, mich einen Augenblick erschreckte. Als man mich und Ikonin aufrief, glättete ich die Falten meiner Uniform und trat ganz kaltblütig an den Prüfungstisch.

Ein leiser Schauer überlief meinen Rücken bloß, als ein junger Professor, derselbe, der mich bei der Aufnahmeprüfung geprüft hatte, mir ins Gesicht sah und ich das Postpapier berührte, auf das die Fragen geschrieben waren. Ikonin antwortete etwas, obwohl recht schlecht, ich aber that, was er bei der ersten Prüfung gethan hatte, und machte es noch schlechter, da ich noch eine zweite Frage zog und auch diese zweite nicht beantwortete. Der Professor sah mich mit bedauernder Miene an und sagte leise, aber in festem Ton:

„Sie werden nicht in den zweiten Kurs versetzt werden Herr Irtenjew. Es wäre besser gewesen, wenn Sie nicht zur Prüfung kamen. Man muß die Fakultät säubern. Und von Ihnen gilt dasselbe, Herr Ikonin,“ fügte er hinzu.

Ikonin bat wie um ein Almosen um die Bewilligung einer Nachprüfung, aber der Professor erwiderte ihm, daß er in zwei Tagen nicht lernen werde, was er im Verlauf eines ganzen Jahres nicht gelernt habe, und daß seine Versetzung unmöglich sei. Ikonin bat aufs neue kläglich, demütigst, aber der Professor schlug es ihm aufs neue ab.

„Sie können gehen, meine Herren,“ sagte er ebenso leise aber entschieden.

Nun erst entschloß ich mich, den Tisch zu verlassen, und ich schämte mich, daß ich durch mein stummes Dastehen mich gleichsam an den demütigen Bitten Ikonins beteiligt hatte. Ich erinnere mich nicht, wie ich an den Studenten vorbei den Saal durchschritt, was ich auf ihre Fragen erwiderte, wie ich in den Vorsaal kam und nach Hause gelangte. Ich war gekränkt, gedemütigt und wahrhaft unglücklich.

Drei Tage verließ ich mein Zimmer nicht, sah niemanden, fand wie in meiner Kindheit einen Trost in Thränen und weinte viel. Ich suchte Pistolen, mit denen ich mich erschießen könnte, wenn ich dazu Lust bekäme. Ich dachte, daß Ilinka Grapp mir ins Gesicht speien werde, wenn er mir begegne, und er werde recht damit thun; daß Kolpikow vollkommen im Rechte war, als er mich bei Yard beleidigte; daß meine dummen Reden bei der Fürstin Kornakow nichts anderes zur Folge haben konnten u.s.w. Alle schwierigen, für meine

Eigenliebe qualvollen Augenblicke meines Lebens tauchten einer nach dem andern vor mir auf; ich suchte irgend jemandem die Schuld an meinem Unglück beizumessen: ich dachte, daß irgend jemand dies alles absichtlich gethan habe, ersann eine vollständige Intrigue, die gegen mich gerichtet war, murrte gegen die Professoren, gegen die Kollegen, Wolodja, Dmitri, gegen Papa, weil er mich auf die Universität gesandt, gegen die Vorsehung, weil sie mich eine solche Schmach erleben ließ. Schließlich, da ich fühlte, daß ich in den Augen aller, die mich kannten, vollständig vernichtet war, bat ich Papa, unter die Husaren oder nach dem Kaukasus gehen zu dürfen. Papa war unzufrieden mit mir, doch da er meine schreckliche Betricbnis sah, tröstete er mich und sagte, so garstig die ganze Sache sei, so lasse sich doch noch alles wieder gut machen, indem ich zu einer andern Fakultät übertrete. Wolodja, der gleichfalls in meinem Unglück nichts Entsetzliches sah, meinte, daß ich mich an einer andern Fakultät wenigstens vor meinen neuen Kollegen nicht werde schämen müssen.

Unsere Damen begriffen ganz und gar nicht oder wollten oder konnten nicht begreifen, was eine Prüfung ist und was die Versetzung bedeutet, und bedauerten mich bloß deshalb, weil sie meinen Gram sahen.

Dmitri kam täglich zu mir und war während der ganzen Zeit außerordentlich zärtlich und sanft, doch mir schien namentlich deshalb, daß unser Verhältnis erkaltet sei. Stets erschien es mir schmerzlich und kränkend, wenn er zu mir hinaufkam, sich schweigend in meine Nähe setzte, etwa mit der Miene, mit der sich ein Arzt an das Bett eines schwer Kranken setzt. Sophia Iwanowna und Warrenka sandten mir durch ihn Bücher, die ich früher einmal zu lesen gewünscht, und ließen mich einladen, zu ihnen zu kommen, doch ich sah gerade in dieser Aufmerksamkeit eine stolze, für mich kränkende Herablassung zu einem schon sehr tief gesunkenen Menschen. Nach drei Tagen wurde ich ein wenig ruhiger, aber bis zur Abreise nach dem Dorfe verließ ich das Haus nicht, und beständig an meinen Kummer denkend, schlenderte ich aus einem Zimmer in das andere, bemüht, allen Hausgenossen auszuweichen.

Lange sann ich nach, und eines Abends, als ich noch spät unten saß und einen Walzer anhörte, den Awdotja Wassiljewna spielte, sprang ich plötzlich auf, lief hinauf, holte das Heft hervor, auf des-

sen Umschlag geschrieben stand: „Lebens-Regeln“, schlug es auf und plötzlich überkam mich Reue. Ich begann zu weinen, doch es waren keine Thränen der Verzweiflung mehr.

Nachdem ich mich wieder beruhigt, beschloß ich, aufs neue die Lebensregeln niederzuschreiben, und war fest überzeugt, daß ich fortan nie mehr etwas schlechtes thun, nicht eine einzige Minute müßig zubringen und nie meinen Grundsätzen werde untreu werden.

Wie lange dieser sittliche Aufschwung währte, womit er sein Ende fand und welche neuen Grundlagen er meiner moralischen Entwicklung schuf, das werde ich vielleicht später in der Schilderung der glücklichern Hälfte meiner Jugendzeit erzählen.



Anhang

[Illustrationsseite]

TOLSTOIS ERSTLINGE

Plan eines Romans – Die Kindheit – Das Knabenalter –
Die Jünglingsjahre – Neuer Romanentwurf –
Morgen eines Gutsbesitzers¹

Raphael Löwenfeld

Lew Nikolajewiĉ lag in seinem engen Stübchen träumend auf dem Ofen. Seine Gedanken waren in Petersburg. Am 9. Juli [1852] hatte er mit zagender Hoffnung sein erstes Werk an Nekrassow geschickt und niemand, niemand kannte sein Geheimnis. Welche Ehre im „*Sowremennik*“ von dem ganzen gebildeten Rußland gelesen zu werden! In Nekrassows Händen lag die Entscheidung über seine Zukunft. Machte ihm *dieser* Mut zu weiterem dichterischen Schaffen, so konnte er nicht ohne Talent sein. Und wie schön malte er sich die Stunde aus, in der ihm die Post die Anerkennung des großen Dichters bringen sollte. Mit welchem Stolze wollte er vor den geliebten Bruder Nikolas hintreten und ausrufen: Siehe, ich bin ein Dichter! Oder ist alles Selbsttäuschung? Glaube ich, was ich wünsche? ... Da kam der ersehnte Brief. Voll Anerkennung, voll Hoffnung auf die Zukunft. Nur eines fehlte, um das Glück vollzumachen: für das Erstlingswerk das Erstlingshonorar. Nekrassow wollte „*die Kindheit*“ im „*Zeitgenossen*“ drucken, eine Gegenleistung in klingender Münze könne er nicht gewähren. Aber das trübte den Triumph des jungen Dichters nicht.

In freudiger Erregung fiel er dem Bruder um den Hals, zeigte ihm den Brief Nekrassows, der ihm gewissermaßen das Zeugnis ausgestellt hatte, daß er ein Dichter sei, und schrieb in sein Tagebuch, hoffnungsfroh und bescheiden zugleich: ich glaube doch, daß ich nicht ohne Talent bin.

Aus dem Drange nach Bekenntnissen ist Tolstojs Erstlingswerk hervorgegangen. „Wissen Sie, warum ich mich so eng an Sie ange-

¹ Textquelle | Raphael LÖWENFELD: Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Erster Teil. Zweite Auflage. Leipzig: Eugen Diederichs 1901, S. 29-49: ‚Erstlinge‘. [Die erste Auflage dieses Werkes ist 1892 erschienen.]

geschlossen habe? Warum ich Sie mehr liebe, als Menschen, mit denen ich näher bekannt bin, und mit denen ich mehr gemein habe? Mir ist das sogleich klar geworden. Sie besitzen eine wunderbare, seltene Eigenschaft – Aufrichtigkeit.“ So sagt Fürst Nechljudow, das zweite Ich Nikolaj Irtenjews, zu seinem jungen Freunde. Und wie die Aufrichtigkeit eine hervorragende Tugend Irtenjews ist, bildet sie auch in dem geistigen Wesen Leo Tolstoj's die unverrückbare Grundlage. Ein Drang nach Bekenntnissen erfüllt ihn ganz, nach Aufrichtigkeit vor sich und der Welt – denn nur wer sein ganzes Selbst gleichsam prüfend vor sich ausgebreitet hat, kann das Werk der sittlichen Vervollkommnung beginnen – nach einer grausamen Aufrichtigkeit, die gerade für das eigene Ich den höchsten Maßstab hat.

Und aus dem Bekenntnis wird, auf dem Wege der Läuterung durch die Einbildungskraft des Dichters, ein Kunstwerk, in dem Dichtung und Wahrheit so innig einander durchdringen, daß das Erlebnis des Erzählers zur allgemeinen Erfahrung, der Erzähler selbst zum Typus wird.

Wie ich wurde, was ich bin, wollte der vierundzwanzigjährige Dichter erzählen, und er schilderte, wie ein Kind des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts, das in einem vornehmen russischen Hause zur Welt gekommen, die Jugendjahre seines Lebens bis zur Mannesreife durchlebt.

Tolstoj hatte den Plan zu einem großen Roman: Geschichte der vier Lebensstufen (*Istoria četyrech epoch*) entworfen. In der Ich-Form sollte die geistige oder richtiger seelische Entwicklung des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Mannes wie Selbsterlebtes erzählt werden. Der großartige Plan ist nur in Teilen ausgeführt worden. Das Mannesalter wurde nie in Angriff genommen, die „Jünglingsjahre“ sind nur zur Hälfte gediehen; bloß „Kindheit“ und „Knabenjahre“ wurden vollendet. „Die Kindheit“ war das erste Werk, mit dem Tolstoj in die Reihe der Schriftsteller trat. Es erschien 1852, zwei Jahre darauf folgte „das Knabenalter“ und 1855–57 arbeitete der Dichter an den „Jünglingsjahren“. Das Versprechen, mit dem die Erzählung schließt, „in der folgenden glücklicheren Hälfte der Jünglingsjahre zu erzählen, wie lange die sittliche Erhebung anhielt, worin sie bestand und welche neue Grundlage sie meiner moralischen Entwicklung gegeben,“ hat er nie erfüllt.

Nikolaj Irtenjew schildert in ausführlichster Weise sein Leben bis zu dem Augenblick, wo nach einjährigem Universitätsbesuch und einer unglücklichen Übergangsprüfung eine gewaltige sittliche Umwandlung mit ihm vorgeht. Das reiche Elternhaus in Petrowskoje nicht weit von Moskau, wird uns so vertraut, als wären wir freudgastlich auf ihrem Landsitz aus und ein gegangen. Papa und Mama des kleinen Nikolenka, der deutsche Hauslehrer Karl Iwanowitsch Mauer, Mimi, die Erzieherin der Haustochter Ljubotschka und ihr eigenes Kind Katjenka, Bruder Wolodja, die zahlreiche Dienerschaft des Hauses, unter der Natalia Ssawischna eine so bevorzugte Stellung einnimmt, weil sie Mamas Wärterin vom Lebensanfang gewesen, Grischa der Tollmann (Jurodiwyj), der von Zeit zu Zeit immer wieder im Herrenhaus von Petrowskoje bettelnd einkehrt, weil die Herrin ihm wohlwollend ist – alle Persönlichkeiten, die das Kind umgeben, die es kennen lernt und von welchen es Eindrücke irgendwelcher Art empfängt, werden uns durch eine unübertreffliche Kunst der Wiederbelebung von Erinnerungen, welche allgemeine Eigenschaften mit feinen Einzelzügen zu dem treuesten Wirklichkeitsbilde zu vereinigen weiß, so nahe gebracht, als hätten wir täglichen Verkehr mit ihnen gepflogen. Und Nikolaj Irtenjew führt uns auch in sein Unterrichtszimmer, wo der biedere empfindsame deutsche Bürgerssohn des Bakels waltet, in das Arbeitszimmer, wo Papa seine Geschäfte erledigt, in das Gastzimmer, wo die Hausgenossen zur Mahlzeit um den Tisch herumsitzen, wo die bösen Kinder Grischa bei seinen tollen Verzückungen belauschen. Wir dürfen zuhören, wie Mauer den beiden Knaben diktiert und wie sie fröhlich spielen, wie Groß und Klein, Männlein und Weiblein sich an der Jagd ergötzt, wie sie nach dem lustigen Tage heimfahren und -reiten. Dieses Kindesleben in dem engen Landhause ist wie das vieler Kinder: ebenso reich an kleinen Freuden, ebenso voll von tiefen Eindrücken für alle Zukunft, ebenso anmutend in seiner Harmlosigkeit.

Die ersten Veränderungen der äußeren Umstände wie des inneren Menschen vollziehen sich mit der Übersiedelung nach Moskau. Fern von der milden Güte der Mutter, in weniger angenehmem Umgange mit dem Vater, der in der spielfrohen Stadt heitere Gesellschaft aufsucht, unter dem Auge der patriarchalisch-tyrannischen, vornehm-zurückhaltenden Großmutter, und in der Erziehung des ihm unangenehmen Gouverneurs, des Franzosen St. Jérôme, wird

allmählich das Kind zum Knaben. Der Umgangskreis der Großmutter bietet seiner nie müden Beobachtung neue Persönlichkeiten, neue Verkehrsformen, neue Beziehungen von Mensch zu Menschen dar. Die Fürstin Kornakow und ihr liebliches Töchterchen, Fürst Iwan Iwanowitsch, die Iwins; der Geburtstag der Großmutter, der Kinderball, der Umgang mit andern Knaben; besonders aber die feine Scheidewand, die sich kaum merklich und doch so deutlich zwischen Knaben und Mädchen aufbaut, wecken eine neue Welt von Gedanken und Gefühlen in ihm. Die Anschauungen des Kindes sind wie von einem plötzlichen Sturm verweht, und alles, Welt und Menschen, zeigen ein anderes Gesicht, als ob sie ihm „plötzlich eine andere noch unbekannte Seite zugekehrt hätten.“ Und vollends weicht das Wesen des Kindes dem bewußtvolleren Leben des Knaben, da der Tod in den teureren Kreis hineingreift, die dem Kinde die Welt war. Die Mutter, die ganz Liebe, Hingebung, Frömmigkeit war, stirbt, und die treue Pflegerin ihrer ersten Lebensjahre, die dienende Freundin der Frau und ihrer Angehörigen, die treue Schaffnerin des Landhauses von Petrowskoje, Natalia Ssawischna, folgt ihr. An zwei Gräbern trauert Nikolaj Irtenjew. Zum ersten Mal hat er das Werk des Todes mit eigenen Augen gesehen, zum ersten Mal hat er in Natalia Ssawischna ein Menschenwesen erkannt, dessen ganzes Leben „reine, selbstlose Liebe und Aufopferung gewesen.“ Und er richtet die Frage an den Himmel: „Hat mich die Vorsehung nur darum mit diesen beiden Wesen vereinigt, um mich dieselben ewig betrauern zu lassen?“

Mit diesem Seufzer, welcher den ersten Zweifel, enthält, schließt Nikolaj Irtenjew die Erzählung aus seinen Kinderjahren.

Er tritt in das Knabenalter. Immer deutlicher treten die Zweifel vor seine Seele und immer klarer werden die neuen Anschauungen, die bisher nur, wie Ahnung, in ihm geschlummert. Er begreift, daß außer ihm und seiner Umgebung noch eine Welt ist, und daß diese Welt Unterschiede von Arm und Reich, von Hoch und Niedrig kennt. Und wie diese Vorstellungen mit immer schärferer Deutlichkeit in ihm lebendig werden, so erwachen auch andre, ganz neue, die er selbst ahnend nicht empfunden hat. Daß es den Mann zum Weibe hindrängt, sagt ihm eine Regung des Neides gegen den wenig älteren Bruder Wolodja, der schon den Mut hat, dem Hausmädchen Mascha sich kühn zu nähern, und die verwandte Empfindung

der Eifersucht erweckt ein Kuß, den Ssonitschka, das anmutige Töchterchen der Walachina, im Pfänderspiel halb verstohlen Sergej Iwin giebt. Der Tod der Großmutter klärt ihm immer mehr das Verhältnis der Menschen zu einander auf. Er erkennt, daß der Eigennutz unsere Empfindungen regiert und der Genuß. Er wagt zu prüfen und zu urteilen, wo er bisher ohne nachzudenken sich gebeugt hat; selbst die Handlungen des Vaters erscheinen ihm nicht mehr bedingungslos gut und schön. Wolodjas und seiner Freunde Thun fordert sogar oft seine Mißbilligung heraus; nur einer von ihnen gewinnt sein Herz, Fürst Neschljudow. Sein Wesen ist Irtenjews Art verwandt. Er philosophiert gern mit dem klugen „Diplomaten“, (wie Nikolas im Scherz von Wolodjas Freunden genannt wird) und versucht sich gern an den Problemen der sittlichen Vervollkommnung des Einzelwesens und der Gesamtheit. Durch diesen Freund erkennt Irtenjew sich selbst, er macht sich seine Lebensanschauungen zu eigen und – reift durch diesen Gewinn vom Knaben zum Jüngling.

Neschljudows sittlichender Einfluß führt zu dem Beginn eines neuen Lebens. Alle alten Sünden abstreifen, und von nun an nur dem Vervollkommnungsideal leben! Das erste soll durch die Beichte erreicht werden, das zweite, höhere durch die Anlegung der „Lebensregeln“. Und wirkt auch die Beichte nur vorübergehend eine gehobene Stimmung, und werden auch die „Lebensregeln“, die nicht mehr so einfach erscheinen, da man sie zu Papier bringen will, wie sie sich dem weitstrebenden Besserungsdrange zeigten – so veredelt sich Irtenjews Wesen doch durch das bloße Wollen. Die glücklich bestandene Aufnahmeprüfung in die Universität ist schon die Folge der ernstesten Anschauungen und der gewissenhafteren Arbeit. Die Vergnügungen der jungen Leute, in deren Kreis Nikolaj nun als Gleichberechtigter eintritt, erweitern wiederum seinen Gesichtskreis. Sein Examensglück wird durch einen lustigen Schmaus gefeiert, und im leichten Rausch läßt sich Irtenjew eine Beleidigung gefallen, die ein händelsüchtiger Lump ihm zufügt. Der Verkehr in der Gesellschaft, die Höflichkeitsbesuche, Liebeständeleien und tiefere Neigungen, der Eintritt einer jungen, hübschen, gefallsüchtigen Stiefmutter in die Familie, der Umgang mit den Studenten bei fröhlichen Gelagen und bei den Vorbereitungen zur Übergangsprüfung sind überreich an Eindrücken, die der grübelnde Geist des Jünglings

auf seine Weise verarbeitet. Er ist seinen „Lebensregeln“ nicht mit ganzer Strenge treu geblieben. Als er nun beim zweiten Examen durchfällt, packt ihn die Reue mit unnachsichtiger Selbstquälerei. Er greift wieder zu seinen „Lebensregeln“, um die Arbeit von neuem zu beginnen – in diesem Augenblick der Einkehr fest überzeugt, daß er in Zukunft nie etwas Böses thun, nie eine Minute müßig verbringen, nie seinen Lebensregeln untreu werden würde.

Von welcher Bedeutung dieser moralische Aufschwung für Nikolaj Irtenjews weitere Entwicklung war, das sollte (wie schon oben gesagt) „in der folgenden, glücklicheren Hälfte des Jünglingsalters“ erzählt werden – die nie geschrieben wurde.

Die Form dieser Erstlings-Dichtung könnte wohl dazu verleiten, in den Schicksalen Nikolaj Irtenjews die Wiedergabe eigener Erlebnisse zu sehen. So lange man den Lebensgang Tolstoj's nicht kannte, war das möglich. Da wir wissen, daß er Vater und Mutter in dem zarten Alter verlor, das kaum Erinnerungen hinterläßt, viel weniger aber zu Urteilen befähigt, daß seine ersten Jahre abwechselnd in Moskau und Kasan in der Obhut von Tanten verfloßen, müssen wir in den Eltern und der Großmutter Irtenjews Gebilde dichterischer Gestaltungskraft anerkennen, an welcher die freischaffende Phantasie gleichen Anteil mit Beobachtungen in der weiteren Umgebung anspricht.

Wie Tolstoj im allgemeinen zu Werke ging, kann man annähernd aus der Erzählung von den beiden Hauslehrern erschließen. In Leo Tolstoj's Hause waren, wie wir wissen, ein Deutscher und ein Franzose um die Erziehung der Knaben bemüht und zwar, wie auch in Irtenjews Selbstschilderung, in der Reihenfolge, daß der Franzose als der zweite in die Familie kam. Leo Tolstoj's Lehrer hießen: Theodor Iwanowitsch Rössel und Prosper St. Thomas – Irtenjews Erzieher Karl Iwanowitsch Mauer und St. Jérôme. Die Personen der Dichtung sind also offenbar mit den Erinnerungen des Lebens im unmittelbarem Zusammenhange, gleichzeitig aber auch (da den ‚Lebensstufen‘ die Aufgabe einer Autobiographie ganz und gar fern war) von der Wirklichkeit unabhängig.

Anders ergänzte der Dichter an anderer Stelle die Lücken des Selbsterlebten. Da er seinen Vater nicht gekannt, bediente er sich eines anderen älteren Herrn aus seinem Umgangskreise gewissermaßen als Modell: der Großvater seiner zukünftigen Gattin mütter-

licherseits ward zum Vater Irtenjews, und die Mimi der Kindheit ist das Abbild der Gouvernante in dem Hause des Großvaters der späteren Gattin Tolstoj's, also der Erzieherin ihrer Mutter. Auch aus dem Vergleich der Prüfungsschilderung, die wir oben gegeben haben, mit dem Examen Irtenjews ergibt sich ein ähnliches Verhältnis.

Die Linie genauer zu bestimmen, welche Erfindung von Erfahrung trennt, ist bei den Lebensstufen schwieriger noch, als bei anderen Dichtungen. Im Grunde ist alle Dichtung nur Wiedergabe empfangener Eindrücke in einer selbstgewählten Beleuchtung, und wer sich im Roman die Aufgabe stellt, das Werden eines Menschen bis zu einem gewissen Zeitpunkt darzustellen, wird die *Einzelzüge* seines Bildes nirgends anders herleiten können, als aus der Schatzkammer des Selbst-Erfahrenen, so sehr auch das *Gesamtbild* von allem entfernt ist, was ihm auf dem eigenen Lebenswege begegnet ist.

Darf man aber demnach die Lebensstufen in Bezug auf das *Thatsächliche* von Nikolaj Irtenjews Schicksalen als Dichtung in dem erläuterten Sinne bezeichnen, so sind sie doch in einer Hinsicht als Selbstschilderung aufzufassen: in der Ausmalung der seelischen Zustände und der Zergliederung des geistigen Werdegangs eines höher angelegten Einzelwesens. Das Seelenleben aber ist die Hauptsache in den „*Lebensstufen*“. Menschen und Ereignisse sind nur da, um in ein bestimmtes Verhältnis zu dem Seelenleben des werdenden Menschen zu treten, um ihrer Augenblickswirkungen und Nachwirkungen willen. Darum bedurfte der Dichter auch derjenigen Personen und Geschehnisse, die eines jeden Menschen erste Lebensjahre beeinflussen, und darum mußte er, was das eigene Leben ihm nicht bot, aus dem anderer herübernehmen.

Die angeborenen Anlagen und Neigungen Irtenjews aber sind die des Dichters und ihre Ausbildung zum Charakter läßt in dem Kinde, dem Knaben und Jünglinge mit überraschender Deutlichkeit die Züge des Mannes, ja des Greises Tolstoj erkennen.

Die Grundlage in dem Wesen des Helden der „*Lebensstufen*“ – wir können dabei immer mit gleichem Recht an Tolstoj wie an Irtenjew denken – ist ein nimmermüdes Grübeln. Jede Erscheinung der Außenwelt erregt sein Mitgefühl, jede Phase seines Innenlebens fordert seine Prüfung heraus; er durchdenkt sie bis zu der letzten Ursache und sucht ihren Zusammenhang mit einer allgemeinen Weltordnung. In der Werkstatt dieses Geistes folgt eine Frage aus der

andern, und der natürliche Wissenstrieb, früher erwacht als bei Menschen von Alltagsprägung, artet in dem Kopfe des Knaben in eine nahezu krankhafte Sucht aus, die Grenzen unserer Erkenntnis zu überfliegen und den geheimnisvollen Urgrund alles Seins zu ergründen. Irtenjews größter Genuß ist das abgezogene Denken, und seine unüberwindliche Neigung das endlose Ausspinnen phantastischer Zukunftsbilder. Er sieht sich als General und Sieger, als Ehegatte, als Erfinder, Entdecker – als Weltbeglückter.

Für keine philosophische Richtung begeisterte sich der junge Denker so wie für den Skeptizismus, der ihm „zu einer Zeit einem Zustande nahe brachte, der an Wahnsinn grenzte. Ich hatte die Vorstellung, daß außer mir niemand und nichts in der ganzen Welt vorhanden ist, daß die Dinge nicht Dinge, sondern Vorstellungen sind, die nur dann in die Erscheinung treten, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf sie richte, und daß diese Vorstellungen sofort schwinden, wenn ich aufhöre sie zu denken ... Es gab Stunden, wo ich unter dem Einflusse dieser „fixen Idee“ zu einem solchen Grad geistiger Verwirrung kam, daß ich mich bisweilen schnell nach der entgegengesetzten Seite umsah, in der Hoffnung, dort, wo ich nicht war, von einem Nichts (néant) überrascht zu werden ...“

Diese Neigung zu philosophischen Betrachtungen nennt Nikolaj seinen Hauptfehler, der ihm noch viel Schlimmes im Leben zufügen sollte.

Er glaubt unerschütterlich an ein Sittlichkeitsideal und foltert sich, wenn er sich nicht auf dem graden Wege zu seiner Verwirklichung betrifft, durch eine erbarmungslose Aufrichtigkeit. Er kennt die rücksichtsvolle Halbheit nicht, die zwischen Denken und Thun vermittelt. Sobald er etwas als wahr erkennt, strebt er aus aller Kraft es im Leben zu bethätigen. Er beobachtet, er beurteilt alles. Er hat mehr Liebe und Nachsicht für die Eigenschaften und Handlungen anderer, als für die eigenen. In dem jugendlichen Sinn regen sich schon die gewaltigen Menschheitsfragen der Gleichheit und der Frauenerziehung.

Sein Sittlichkeitsideal besteht in der Überzeugung, „daß die Bestimmung des Menschen das Streben nach sittlicher Vervollkommnung ist, daß diese Vervollkommnung leicht, erreichbar, ewig sei.“ Die Verwirklichung dieses Ideals stellt sich ihm in eigner Weise dar. Er hält sich von dem Mädchenzimmer fern, er will seine Augen

nicht auf die Frauen richten. „In drei Jahren, wenn ich der Bevormundung entwachsen bin, heirate ich unbedingt“. Er träumt beständig von dem Weibe; noch dem siebzigjährigen, zahnlosen Greis wird liebevoll eine entzückende Marie das Alter verklären. In Irtenjews Unterhaltungen mit Nechljudow hat das Glück immer dieselbe Gestalt: Ehe, Landleben, unausgesetzte Arbeit an der Selbstvervollkommnung. Und so beschäftigt ihn auch die Arten der Liebe und die niederschmetternde Beobachtung, wie zwischen Eheleuten der „stille Haß“ sich entwickelt, jener unterdrückte Widerwille zu dem Gegenstande der Neigung, „der sich in dem unbewußten Streben ausdrückt, diesem Gegenstand alle möglichen kleinen Unannehmlichkeiten zuzufügen“.

Der eigene Vater und die Stiefmutter sind der Gegenstand dieses Menschenstudiums. Und ebenso die Schwester und ihre Freundin. „Ich versuchte in diesem Sommer vor Langweile manchmal mich Ljubotschka und Katjenka zu nähern und mich mit ihnen zu unterhalten, aber jedesmal stieß ich bei ihnen auf einen solchen Mangel an Fähigkeit zu logischem Denken und auf eine solche Unkenntnis der einfachsten, gewöhnlichsten Dinge, wie z. B. was das Geld sei, was man an der Universität lernt, was der Krieg sei u. dergl. und auf eine solche Gleichgiltigkeit gegen die Erläuterung aller dieser Dinge, daß diese Versuche meine schlechte Meinung von ihnen nur noch bestärkten.“

Diese ganze geistige Arbeit vollzieht sich innerlich und wagt sich nicht nach außen. Denn Nikolaj ist schüchtern und linkisch, von derben, unschönen Gesichtszügen. Nur Nechljudow darf in das ruhelose Getriebe dieser Gedankenarbeit hineinblicken. Den anderen Genossen bleibt Irtenjew fern. Hier stößt ihn das planlose, ungezügelte ihres Lebens ab, dort scheut er sich, durch seine Wohlhabenheit Minderbegünstigte zu kränken.

Der vierundzwanzigjährige Dichter hat der Lebensanschauung Nikolaj Irtenjew gewiß aus seiner fortgeschritteneren Entwicklung manches mitgeteilt – und in diesem Alter ist ein Unterschied von sechs bis vier Jahren ein bedeutender – aber in der Hauptsache ist das Innenleben des Heranwachsenden, reifenden Menschen mit einer Kenntnis der Seele erfaßt, die in keinem Werke der Kunst ihres gleichen hat, und mit einer Sicherheit der Darstellung wiedergegeben, der auf dem Wege von dem Phantasie-Geschauten bis zur

Fixierung auch nicht der kleinste Zug verloren geht. Die Menschen, die Tolstoj vorführt, stehen leibhaftig vor seinem geistigen Auge; er bannt sie ohne Zuthat, ohne Abzug fest. Wie der Natur selbst, ist ihm nichts an ihnen bedeutungslos. Er weiß dem scheinbar Geringfügigen den Platz in dem Ganzen anzuweisen, der seine Notwendigkeit auch dem weniger scharfsichtigen Auge darthut. Jedes Fältchen des Herzens durchdringt er mit seinem Falkenauge, jede Regung eines Fortschritts in dem Körperlichen und Geistigen und ihrem wunderbaren Zusammenhange liegt vor ihm offenbar. Er ist der größte Anatom der Seele.

Die Anatomie der Seele – auch in den späteren Werken Tolstoj's die stärkste Seite seines Talents – überzeugt in diesem Erstlingswerk schon davon, daß eine große, selbständige Dichterkraft es geschaffen hat.

Und diese Kraft steht unter der Zucht eines überlegenen Kunstverständes. In den „Lebensstufen“ – in der „Kindheit“ und dem „Knabenalter“ in höherem Maße, als in den „Jünglingsjahren“ – herrscht eine so ebenmäßige Anordnung der einzelnen, scheinbar für sich behandelten Teile, wie in einem festgefügteten Bau, dessen Einzelheiten: Stirnseite, Türmchen, Fenster, Zierrat jedes für sich dem Schönheits-sinn Freude gewähren, und dessen Ganzes den gleichen genußreichen Anblick gewährt.

In der Aufgabe der „Lebensstufen“ lag zugleich der Antrieb zu einer Kunsttechnik, die dem Tolstoj'schen Genius entsprach und mit geringerem oder größerem Vorteil auch die Werke der späteren Schaffenszeit beherrscht. Tolstoj bemüht sich nicht, durch Worte eine Stimmung wiederzugeben, sondern durch Handlungen. Er schildert die ganze Reihe von Handlungen, winzige und winzigste, die auf die Gemütsverfassung zurückschließen lassen. Das Bild der Wirklichkeit wird dadurch äußerst scharf. Denn im Leben verhält es sich ebenso. Die Stimmung, die innerlichen Vorgänge entziehen sich dem fremden Auge. Nur wie Menschen sich gebärden, wie sie sprechen und handeln, läßt uns auf ihre Gemütsstimmung schließen. Diese Technik führt vielleicht hie und da zu einer peinlichen Kleinlichkeit, wie schon Aksakow (*Russkaja Beseda* 1857 I) feinführend bemerkt hat. Aber auch nur ganz ausnahmsweise. Wir können dem scharfsichtigen Beurteiler nicht beipflichten in der Allgemeinheit, in der er diesen Tadel ausspricht. „Tolstoj's Analyse“ – sagt er – „be-

merkt oft Kleinigkeiten, die keine Aufmerksamkeit verdienen, die wie leichte Wolken spurlos über die Seele hingeleiten; die Analyse, die sie beobachtet und festhält, giebt ihnen eine größere Bedeutung, als sie in der Wirklichkeit haben, und dadurch werden sie unwahr. Die Analyse wird in diesem Falle zum Mikroskop. Nun giebt es wohl mikroskopische Erscheinungen in der Seele, aber wenn man sie im Mikroskop vergrößert und so läßt, alles übrige aber in seiner natürlichen Beschaffenheit bleibt, so wird das Maß ihrer Beziehungen zu allem was sie umgiebt verschoben, und sind sie wahr vergrößert, so werden sie ganz und gar unwahr, denn sie haben einen unwahren Umfang erhalten, denn das allgemeine Maß des Lebens ist verschoben, ihre Beziehungen zu den andern Dingen, und dieses Maß bildet die wirkliche Wahrheit.“

So scharfsinnig die Bemerkung Aksakows auch ist, so bestehend auf den ersten Blick – richtig ist sie nicht.

Zustände der menschlichen Psyche können überhaupt nicht nach einem ein für allemal geltenden Maßstabe gemessen werden. Und der Dichter behält dem Kritiker gegenüber Recht. Denn was an dem einen spurlos vorüber geht, kann des andern ganzes Wesen umgestalten, und so ist nichts wesentlich oder unwesentlich an sich. Es erhält seine Bedeutung erst durch seine Wirkungen.

Die Technik, die wir hier näher zu kennzeichnen versucht haben, und die Seelenanatomie der *Lebensstufen* sind Tolstojs volles Eigentum, wenn auch die russische Litteratur Verwandtes zur Zeit ihrer Entstehung besaß. Besonders verglich die Kritik der fünfziger Jahre das Erstlingswerk des jungen Dichters gern mit Lermontows *Helden unserer Zeit* und Gončarows *Oblomow*. Aber beide Dichter haben nur verwandtes, nicht ähnliches geschaffen. Lermontows Kunst ist auf die getreue Wiedergabe erkünstelter Gefühle gerichtet. Gončarows Ironie verurteilt die thatenlose Schwäche und läßt die zielbewußte Lebensklugheit über sie triumphieren. Tolstoj will nichts anderes, als das wahre, ungeheuchelte Empfinden dem ererbten Fühlen und Denken gegenüberstellen. Wahrheit! Wahrheit um jeden Preis! Und koste sie das Leben, das Leben des Einzelnen, der Menschheit!

* *

*

Man hat Faust und Mephistopheles als die zwei Seiten eines Wesens aufgefaßt, welchen der Dichter seinem künstlerischen Zweck zu Liebe selbständiges Leben gegeben hat. So kann man auch Irtenjew und Nechljudow, die liebenswürdigen Jünglinge aus den „Lebensstufen“, als die ausgestalteten Teile einer höheren Einheit betrachten, die in der Person ihres Schöpfers lebendig war. Irtenjew und Nechljudow sind darum so eng befreundet, der wenig Ältere übt darum einen so starken sittlichenden Einfluß auf den Ersten aus, weil er gerade all die Eigenschaften besitzt, welche dem Jüngeren fehlen. Dem Schöpfer beider Gestalten waren Vorzüge und Fehler des Einen wie des Andern eigen; daraus erklärt sich sein widerspruchsvolles oft rätselhaft-dunkles Streben.

Allmählich überwog die Liebe zu Nechljudow die ältere Neigung zu Irtenjew. Ins Abgezogene übersetzt, will das heißen: die sittlichen Bestrebungen drängten in Tolstoj's Seele die reinen Bildungs-Bestrebungen zurück. Er schildert nicht mehr seine seelischen Erlebnisse unter der Maske Irtenjews; er schildert fortan seine moralischen Kämpfe in dem Spiegelbilde Nechljudow.

Die Universitätsjahre lagen hinter ihm, die Jünglingsjahre seiner Entwicklung waren abgeschlossen. Unbefriedigt von dem unfruchtbaren Wissen, wie es ihm die hergebrachte Lehrweise bieten konnte, hatte sich Tolstoj auf sein Gut zurückgezogen, um vom Leben zu lernen. Nur kurze Zeit währte dieser Aufschwung. Er wich schnell einer neuen Enttäuschung.

Den Verlauf auch dieser inneren Vorgänge hatte Tolstoj das Bedürfnis dichterisch darzustellen. Wie er in den „Lebensstufen“ allgemein die Entwicklung eines Menschen unter bestimmten Verhältnissen vorzuführen gedachte, plante er im weitesten Rahmen das Bild eines russischen Gutsherrn. Der weitblickende Entwurf entsprach der Hoffnung, daß er selbst lange das Leben eines Gutsherrn führen würde, und daß ihm seine eigenen Erfahrungen den Stoff zu dem großen Roman „Der russische Gutsherr“ geben würden. Der Schiffbruch, den er persönlich erlitt, zertrümmerte auch den gewaltigen dichterischen Plan, und nur ein kleiner Teil wurde ausgeführt unter dem Titel „*Der Morgen des russischen Gutsherrn*“.

Nechljudow ist, neunzehnjährig, in den Sommerferien von der Universitätsstadt auf sein Gut gekommen. Er hat den Sommer auf dem Lande verbracht. Im Herbst faßt er den Entschluß, hier zu blei-

ben und sein ganzes Leben seinen Bauern zu widmen. „Ich fühle in mir die Fähigkeit“ – so schreibt er an seine Tante in französischer Sprache – „zu einem guten Landwirt. Um ein solcher zu sein, in dem Sinne, wie ich das Wort auffasse, bedarf es keines Kandidaten-Diploms noch der Beamtenwürde, die Sie so sehnlich für mich begehren. Machen Sie für mich keine ehrgeizigen Pläne, gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß ich einen völlig selbständigen Weg gehe, aber einen Weg, der gut ist und der mich, ich fühle es, zum Glück führen wird. Ich habe viel, sehr viel über meine Verpflichtungen in der Zukunft nachgedacht, habe mir die Grundsätze niedergeschrieben, nach denen ich zu handeln habe, und wenn mir Gott Leben und Kraft giebt, wird mein Vorhaben gelingen. Ist es nicht meine heilige natürliche Pflicht, mich um das Schicksal dieser siebenhundert Menschen zu bekümmern, für welche ich Gott werde Rechenschaft geben müssen?“ – Die Tante antwortet ihm: „Dein Brief, lieber Dmitrij, hat mir nur bewiesen, daß Du ein vortreffliches Herz hast ... aber unsere guten Eigenschaften schaden uns im Leben mehr als die schlechten!“ Sie will ihn nicht abreden von seinem Vorhaben; aber überzeugen möchte sie ihn von seiner Unklugheit. Aus seinem eigenen Charakter sucht sie ihm zu erklären, daß er sich wenig zum Landwirt eigne. „Du hast stets ein Original sein wollen, und doch ist Deine Originalität nichts anderes als ein Übermaß von Eigenliebe. Wähle lieber, mein Freund, die gebahnten Wege; sie führen eher zum Erfolg, und wenn auch der Erfolg als solcher für Dich nicht nötig ist, so brauchst Du ihn doch, um das Gute wirken zu können, das Dir am Herzen liegt.“

Nechljudow folgt natürlich nicht dem Rate der Tante, sondern den eigenen Eingebungen.

An einem Juni-Sonntag geht er von einem Bauernhäuschen zum andern. Aber er muß sich überzeugen, daß die Tante Recht hat. Die Bauern haben für seine Beglückungsgedanken gar kein Verständnis. Sie sind in ihrem Frohndienst zu solcher Gefühllosigkeit herabgesunken, daß sie am liebsten träge in dem Zustande verharren, der ihnen Gewohnheit ist. Sie glauben auch gar nicht an solche Güte eines Herren; denn nie waren sie einem Herren die Mitmenschen, für die er empfand.

Ein einziger Vormittag zerstört ihm alle Träume von Menschheit-Beglückung. –

Tolstoj versucht im „*Morgen eines Gutsbesitzers*“ zum ersten Male die Schilderung des russischen Bauern. Denn ist das Bruchstück des großen Romans auch erst im Dezember 1856 (in den „*Vaterländischen Annalen*“) veröffentlicht worden, entstanden ist es im Jahre 1852, gleichzeitig mit der Kindheit und dem Knabenalter. Hier zum ersten Male sehen wir die innige Liebe zu dem bedrückten Volke zum Ausdruck kommen, die Turgenjew spöttisch eine hysterische genannt hat. Aber eben diese Liebe befruchtet die dichterische Kraft; und wenn Tolstoj mit dem später einmal ausgesprochenen Gedanken, daß kein poetisches Gebilde ohne Liebe entstehen kann, Recht hat, „*Der Morgen eines Gutsbesitzers*“ würde die Wahrheit dieses Ausspruchs beweisen. So hatten selbst Turgenjews „*Aufzeichnungen eines Jägers*“ die Volksseele nicht erfaßt. Turgenjew ist vielseitiger; er schildert die verschiedensten Typen. Tolstoj hält sich an wenige Menschen, die unmittelbar unter seinen Augen leben. Turgenjew ist nicht ganz frei von Idealisierung; seine künstlerische Gestaltung strebt nach einer zweckdienlichen Abrundung; er scheint die Tendenz zu vermeiden, so mächtig sie auch aus seinen Skizzen spricht. Tolstoj giebt nichts wieder, als was jeder gute Beobachter sehen müßte, wenn er mit gleicher Liebe und gleich geschärftem Auge an die Bauern heranträte. Er hat scheinbar gar keinen künstlerischen Zweck und predigt offenkundig die Tendenz. Ist Turgenjew ihm in Bildern der russischen Landschaft überlegen, so übertrifft Tolstoj den Nebenbuhler in der Bloßlegung der Gedankenwelt des russischen Menschen.

So klein „*Der Morgen eines Gutsbesitzers*“ an Umfang ist, der Dichter versteht es doch, uns mit der ganzen Einwohnerschaft des russischen Dörfchens bekannt zu machen. Tschuris, Juchwanka, Davydka, der reiche Karp, sie stehen vor uns mit derselben greifbaren Leibhaftigkeit, wie die Gestalten aus der Gesellschaft, mit welchen Nikolaj Irtenjew verkehrt hat.

„*Der Morgen eines Gutsbesitzers*“ ist fast mit jedem Worte Selbstschilderung. Nechljudow ist Tolstoj.

Und trotz der Enttäuschungen ist die glühende Liebe des begüterten Edelmannes zum Volke bis ins höchste Alter hinein dieselbe geblieben. Wo immer das Geschick ihn hinführte, vertiefte er sich in des Volkes unberührte Seele. Nie vergaß er die heilige Pflicht des vom Glück Bevorzugten gegen den minder Glücklichen. Das Werk,

das er in Jasnaja Poljana begonnen, setzte er ununterbrochen fort. Im Kaukasus waren die Bergvölker, vor Sewastópol der russische Soldat die Gegenstände seines Studiums, und als er nach langen Irrfahrten und geistigen Kämpfen wieder in Moskau für längere Zeit Wohnung nahm, stieg er zu den Mühseligen und Beladenen hinunter, immer rastlos dem Ideale einer Menschheits-Verbrüderung nachstrebend, aus welcher alle Ungleichheit geschwunden, und in welcher die Liebe die einzige Triebfeder aller Handlungen ist.

* *

*

Der Erfolg der ersten Werke war so groß, daß Leo Tolstoj fortan zu den Namen zählte, die genannt wurden, wenn man die ersten nannte. In allen litterarischen Lagern zollte man dem jungen Dichter freudig, neidlos, bedingungslos volle Bewunderung. Der *Sovremennik* (1856. No. 12) schloß seine umfangreiche Besprechung mit den Worten: Wir prophezeien, daß alles, was Graf Tolstoj unserer Litteratur bisher geschenkt hat, nur ein Unterpfang dessen ist, was er in Zukunft einlösen wird; aber wie reich und schön ist dieses Unterpfang! Und Peter Annenkow, der geachtetste Kunstrichter der Zeit sprach seine Anerkennung mit den stolzen Worten aus: Nach dem, was wir heute von ihm besitzen, zählen wir den Grafen Leo N. Tolstoj schon jetzt aus voller Überzeugung zu unseren besten Erzählern und stellen seinen Namen neben die Namen Gončarow, Grigorowič, Pissemskij und Turgenjew, Namen, die gewiß im Gedächtnis der Leser und in dem Buche der Geschichte des russischen Schrifttums fortleben werden.

[Illustrationsseite]

Bibliographie zu Tolstois „Erstlingswerken“ mit autobiographischem Hintergrund

Russische Texte in der großen Gesamtausgabe

1. | Lew N. TOLSTOI: Detstwo | ДЕТСТВО (*Kindheit*, entstanden 1852). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 1, S. 3-102. Moskau 1935. [<https://tolstoy.ru/online/90/01/>].
2. | Lew N. TOLSTOI: Otrotschestwo | ОТРОЧЕСТВО (*Knabenalter*, entstanden 1852-1854). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 2, S. 3-78. Moskau 1935. [<https://tolstoy.ru/online/90/02/>].
3. | Lew N. TOLSTOI: Junost | ЮНОСТЬ (*Jugend*, entstanden 1855-1856). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 2, S. 79-240. Moskau 1935. [<https://tolstoy.ru/online/90/02/>].

Übersetzungen – deutschsprachige Ausgaben

- 1890 | Leo N. TOLSTOI: Aus meinem Leben. Übersetzt aus dem Russischen von Hermann Roskoschny². Leipzig: Verlag von Carl Reißner 1890. [324 Seiten] [Digital-Ausgabe: Bayerische Staatsbibliothek] [Der Übersetzer hat die Auslassungen in seiner Übertragung nicht kenntlich gemacht].
- 1891 | Leo N. TOLSTOI: Lebens-Stufen. Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre. Herausgegeben von Raphael Löwenfeld. Berlin: Verlag Richard Wilhelmi 1891. [149 & 116 & 232 Seiten].
- 1911 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit und Knabenalter. Deutsch von Hanny Brentano. Mit Bildschmuck von Professor A. Brentano. Regensburg: Verlag von Josef Habel 1911. [248 Seiten].
- 1920 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit: Autobiographische Novelle. Aus dem Russischen übertragen und eingeleitet von Adolf Hess. Leipzig: Reclam [1920]. [192 Seiten].
- 1926a | Leo N. TOLSTOI: Kindheit. Ins Deutsche übertragen von Karl Nötzel. München: Verlag Georg Müller 1926. [234 Seiten].
- 1926b | Leo N. TOLSTOI: Jugenderinnerungen: Kindheit – Knabenalter – Jünglingszeit. Übersetzt von Erwin Walter. Leipzig: Hesse & Becker Verlag 1926. [435 Seiten].

² *Hermann Emil Joseph Roskoschny* (geb. 23. November 1845 in Prag; gest. 8. November 1896 in Berlin): Schriftsteller, Übersetzer und Verleger.

1928a | Leo N. TOLSTOI: Kindheit, Knabenjahre, Jugendzeit. Aus dem Russischen von Eva Luther. Erste Auflage. Berlin: Malik Verlag 1928. [526 Seiten]. [Ebenfalls: Berlin: I. Ladyschnikow 1928, 524 Seiten].

1928b | Leo N. TOLSTOI: Lebensstufen. Übertragen von E[rnst]. Röttger. Neu durchgesehen von Ludwig Berndl. Vierte Auflage. Jena: Eugen Diederichs Verlag 1928. [605 Seiten] [Digitalisat: 10.24448/ethz-1477].

1929 | Leo N. TOLSTOI: Lebensstufen. Übersetzt von Reinhold von Walter. (= Teilband in: „Ausgewählte Werke, herausgegeben von W. Lüdtke“). Wien/Hamburg/Zürich/Budapest: Gutenberg Verlag [1929]. [350 Seiten].

1930 | Leo TOLSTOI: Jünglingsjahre. Deutsch von Hanny Brentano. Mit Bildschmuck von Prof. A. Brentano. Regensburg: Verlag von Josef Habel 1930. [190 Seiten] [Erste Auflage um 1920 ?].

1947 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit, [Knabenzeit, Jugend]. Bearbeitet von Richard Bamberger. Wien: I. Leinmüller 1947. [452 Seiten].

1952 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit. Übertragen von Elisabeth und Wladimir Wonsiatsky. Leipzig: Reclam 1952. [159 Seiten]

1957 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit. – Wieviel Erde braucht der Mensch? Erzählungen. Aus dem Russischen übertragen und für die Jugend bearbeitet von Alois Rottensteiner. Wien: Verlag für Jugend und Volk 1957. [123 Seiten].

1964 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit – Knabenjahre. Jugendzeit. Übersetzt von Hermann Asemissen und Leo Lasinski. Berlin: Rütten & Loening 1964. [504 Seiten] [Erstaufgabe der Übersetzung von H. Asemissen: 1952].

1966 | Leo N. TOLSTOI: Jugenderinnerungen – Kindheit, Knabenalter und Jünglingsjahre. Deutsch von Maria Einstein. Zürich: Schweizer Verlagshaus 1966. [432 Seiten]. [Frühe Ausgabe der Übersetzung von M. Einstein: Berlin, Verlag Bruno Cassirer 1924].

1991 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. Revidiert und herausgegeben von Gisela Drohla. Frankfurt a. M. / Leipzig: Insel-Verlag 1991. [186 Seiten] [Röhls Übersetzung erschien wohl zuerst 1923].

2008 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit und Jugend. Übersetzt von Karl Bannwitz und Eva Luther. Mit einem Nachwort von Caroline Lusin und einer Zeittafel. Düsseldorf: Artemis & Winkler Verlag 2008. [524 Seiten].

2010 | Leo N. TOLSTOI: Kindheit und Jugend. Kindheit – Knabenjahre – Jünglingszeit. Autobiographische Notizen. Aus dem Russischen von Karl Bannwitz und Eva Luther. Mit einem Nachwort von Caroline Lusin und einer Zeittafel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft [2010]. [524 Seiten].

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe A

TFb_A001 | Leo N. Tolstoi: *Meine Beichte*. Das Bekenntnisbuch in den Übersetzungen von H. von Samson-Himmelstjerna (1879) und Raphael Löwenfeld (1901). Mit einem Hintergrundtext von Pavel Birjukov. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A002 | Leo N. Tolstoi: *Vernunft und Dogma*. Eine Kritik der Glaubenslehre, übersetzt von L. Albert Hauff, 1891. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A003 | Leo N. Tolstoi: *Kritik der dogmatischen Theologie*. Gesamtausgabe, übersetzt von Carl Ritter, 1904. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A004 | Leo N. Tolstoi: *Kurze Darlegung des Evangelium*. Aus dem Russischen von Paul Lauterbach, 1892. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A005 | Leo N. Tolstoi: *Das Evangelium*. Aus der Bibelarbeit, übersetzt von Nachman Syrkin u. a., nebst Begleittexten von Käte Gaede, Nikolay Milkov und Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A006 | Leo N. Tolstoi: *Worin besteht mein Glaube?* Übersetzungen von Sophie Behr (1885) und Raphael Löwenfeld (1902). Mit einer Einleitung von Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A007 | Leo N. Tolstoi: *Was sollen wir denn tun?* Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A008 | Leo N. Tolstoi: *Über das Leben*. Übersetzungen von Raphael Löwenfeld und Willy Lütke, 1902/1929. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A009 | Leo N. Tolstoi: *Das Reich Gottes ist in Euch*, oder: Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre. (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht). Übersetzung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A010 | Leo N. Tolstoi: *Die Christliche Lehre*. Katechetische Schriften für Erwachsene und Kinder. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A011 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Kunst?* Aus dem Russischen von Michail Fefanov (1902). Eingeleitet von Dr. Marco A. Sorace. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A012 | Leo N. Tolstoi: *An den Synod*. Texte zur Exkommunikation, Brief an den Klerus und Zeugnisse zum eigenen Glaubensweg. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A013 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Religion?* Die Übersetzungen von Nachman Syrkin und Iwan Ostrow (1902), nebst weiteren Texten. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A014 | Leo N. Tolstoi: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. (Bearbeitung: Ingrid von Heiseler, P. Bürger). Mit einer Hinführung von Holger Kuße. Norderstedt: BoD 2023.

Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe B

TFb_B001 | Leo N. Tolstoi: *Texte gegen die Todesstrafe*. Über die Unmöglichkeit des Gerichtes und der Bestrafung der Menschen untereinander. Mit einem Geleitwort von Eugen Drewermann. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 1). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B002 | Leo N. Tolstoi: *Staat – Kirche – Krieg*. Texte über den Pakt mit der Macht und das Herrschaftsinstrument Patriotismus. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 2). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B003 | Leo N. Tolstoi: *Das Töten verweigern*. Texte über die Schönheit der Menschen des Friedens und den Ungehorsam. Neu ediert v. P. Bürger & K. Warnatzsch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 3). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B004 | Leo N. Tolstoi: *Wider den Krieg*. Ausgewählte pazifistische Betrachtungen und Aufrufe 1899 – 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 4). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B005 | Leo N. Tolstoi: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*. Texte über die Weisung, dem Bösen nicht mit Bösem zu widerstehen. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 5). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B006 | Leo N. Tolstoi: *Bei den Armen*. Texte über die Lebenswirklichkeit der Beherrschten (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 6). Norderstedt 2023.

TFb_B007* | Leo N. Tolstoi: *Soziale Sünde und Revolution*. Texte über die moderne Sklaverei, Wege der Befreiung und den Irrweg des Blutvergießens. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 7). – *In Vorbereitung für Sommer 2024.

TFb_B008 | Leo N. Tolstoi: *Über Nichtstun, Moral, Recht und Wissenschaft*. Vier kleine Schriften aus den Jahren 1893 und 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 8). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B009 | Leo N. Tolstoi: *Vier Auswahlbände und Breviere 1901/1928*. Sinn des Lebens – Gott und Unsterblichkeit – Aufruf zur Bruderschaft. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 9). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B010 | Leo N. Tolstoi: *Briefe 1848-1910*. Gesammelt von P. A. Sergejko – vollständige Ausgabe (1911), mit einem Vorwort des Übersetzers Dr. Adolf Heß (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 10). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B011 | Leo N. Tolstoi: *Religiöse Briefe*. Übersetzt von Karl Nötzel – Neuedition der Ausgabe von 1922. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 11). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B012 | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Orient*. Briefe und sonstige Zeugnisse über die Beziehungen des Dichters zu den Vertretern orientalischer Religionen – bearbeitet von Pavel Birjukov, 1925. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 12). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B013* | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Judentum*. Briefe und andere Zeugnisse des Dichters, nebst Darstellungen von jüdischen Zeitgenossen. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 13). – *In Vorbereitung für Sommer 2024.

TFb_B014 | Leo N. Tolstoi: *Grausame Genüsse*. Texte über das Leiden der Tiere, die Ernährung ohne Töten und Betäubungsmittelgebrauch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 14). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B015 | Leo N. Tolstoi: *Die sexuelle Frage*. Eine Anthologie des Jahres 1901 – Anhang: Die Kreuzersonate; Übersetzungen von Michail Feofanov, Nachman Syrkin und August Scholz. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 15). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B016 | Leo N. Tolstoi: *Pädagogische Schriften*. Gesamtausgabe von Raphael Löwenfeld (1907/1911), zwei Teile in einem Band. Übersetzungen von Otto Buek. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 16). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B017 | Leo N. Tolstoi (Bearb.): *Gedanken weiser Männer*. Übersetzt von Adolf Heß. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 17). Norderstedt: BoD 2024.

Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe C

TFb_C001 | Leo N. Tolstoi: *Aus meinem Leben*. Kindheit – Knabenalter – Jugendzeit. Übersetzt aus dem Russischen von Hermann Roskoschny, 1890. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe C, Band 1). Norderstedt: BoD 2024.

TFb_C003* | Leo N. Tolstoi: *Kriegsbilder und andere Dichtungen aus der Zeit beim Militär*. Mit einem einleitenden Text von Raphael Löwenfeld. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe C, Band 3). – *In Vorbereitung für Sommer 2024.

Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe D

TFb_D001 | Raphael Löwenfeld: *Zwei Schriften über Leo N. Tolstoi und sein Werk*. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe D, Band 1). Norderstedt: BoD 2024.

TFb_D002 | *Antisemitismus, Pogrome und Judenfreunde im russischen Zarenreich*. Quellentexte und Forschungen aus den Jahren 1877-1927. Ausgewählt & bearbeitet von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe D, Band 2). Norderstedt: BoD 2024.

Dieser Band erscheint in der Reihe C des Editionsprojekts
'Tolstoi-Friedensbibliothek' zur (Neu-)Erschließung
gemeinfreier Übersetzungen von ausgewählten
Dichterwerken Leo N. Tolstois.

Über weiterführende Literatur, zu unseren Angeboten
in den einzelnen Editionsreihen A – D
sowie zum Kreis der Beteiligten (Konzeption
und Herausgeberschaft, Bearbeitung, Beratung,
Kooperationspartner*innen) informiert die Projektseite:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de

